Jean Paul's

literarischer Nachlaß.

Dritter Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1838.

Jean Paul's

sämmtliche Werke.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

LXIII.

Dreizehnte Lieferung.

Dritter Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1838.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Inhalt.

Ueber das Studium der Philosophie auf Schulen. 1779 . . . . S.	5
Etwas über den Menschen. 1781	17
Vergleichung des Atheism mit dem Fanatism . . .	43
Abgerissene Gedanken über den großen Mann. 1781 .	47
Die vorherbestimmte Harmonie und das System des Influxus haben die nehmlichen Schwierigkeiten. 1790	48
Etwas über Leibnizzens Monadologie. 1781 . . .	52
Es gibt weder eine eigennüzzige Liebe noch eine Selbstliebe, sondern nur eigennüzzige Handlungen. 1790 (nebst einem kritischen Anhang)	54
Physische Note über den Zitteraal	60
Antikritik	70
Postskript am Morgen	75
Von der Dankbarkeit	—
Philosophische Untersuchungen. 1790 — 1800 .	79
Erziehungs-Allerlei. 1811	124
Reisen der Kinder	133
Bemerkungen über uns närrische Menschen. 1793 — 1797	141
Eigenes	143
Allgemeines	146

Autoren . . . . S. 164
Geselliges Verhalten 165
Männer und Weiber 174
Liebe 182
Erziehung 187
Briefe an den Pfarrer Vogel in Rehau nach-
mals in Arzberg 1781 — 1802 189

Ueber das Studium der Philosophie auf Schulen.

1779.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Jean Paul schrieb nachfolgende Abhandlung als Höfer Primaner in seinem sechzehnten Jahre. Bedarf ihre Aufnahme in diese Sammlung einer Rechtfertigung, so möge der wohlwollende Leser sie in der Voraussetzung finden, daß Jedermann gern einen geliebten Menschen in die Jahre seiner Entwikkelung verfolgt und die spätre Leistung mit dem frühern Versprechen vergleicht.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Nach Grund und Gründen allerseits höchst hoch- und wichtigschätzige Zunftsiegel

Es ist der Wahrheit nicht gemäßer, wenn man behauptet, daß es nicht seinen Gelehrten gebe, die von der Meinung eingenommen sind, daß die Philosophie einem Jüngling, der sie schon früh zu treiben anfange, schädlich oder ganz vergeblich unnütz sei. Damit sie doch von ihrer Meinung einen Grund angeben können, bringen sie vor: Jünglingen sei die Philosophie schädlich, weil sie vom Lernen der Sprachen abhalte, den Kopf mit unnützigen Grübeleien anfülle und die Kräfte des Körpers durch Nachdenken schwäche. Diese und andere zum Theil scheinbare, zum Theil völlig nichtsbedeutende Gründe sind im Stande, Manchen zu verführen, daß er die Philosophie auf Schulen hintansetzt und sie bis auf seine akademischen Jahre, wo welche er sie gleichsam [illegible] hat, aufschiebt. Es ist aber, wenn ich [illegible] doch nicht schwer zu beweisen, daß dieses ein sehr schädliches und verderbliches Vorurtheil sei. Die Philosophie ist eine Wissenschaft, die nicht in so geringer Zeit erlernt werden kann; ja, ich glaube, sie sei eine Wissenschaft, wozu mehr

Nach Stand und Würden allerseits höchst= hoch= und werthgeschätzte Anwesende!

Es ist der Wahrheit nicht zuwider, wenn man behauptet, daß es nicht selten Studirende gebe, die von der Meinung eingenommen sind, daß die Philosophie einem Jüngling, der sie schon früh zu treiben anfängt, schädlich oder zum wenigsten unnütz sei. Damit sie doch von ihrer Meinung einen Grund angeben können, bringen sie vor: deßwegen sei die Philosophie schädlich, weil sie vom Lernen der Sprachen abhalte, den Kopf mit unnöthigen Grübeleien anfülle und die Kräfte des Körpers durch Nachdenken schwäche. Diese und andere zum Theil scheinbare, zum Theil völlig unrichtige Gründe sind im Stande, Manchen zu verführen, daß er die Philosophie auf Schulen hintansetzt und sie bis auf seine akademischen Jahre, in welche er sie gleichsam hinverbannet hat, aufschiebt. Es ist aber, wenn ich urtheilen darf, nicht schwer zu begreifen, daß dieses ein sehr schädliches und gefährliches Vorurtheil sei. Die Philosophie ist eine Wissenschaft, die nicht in so geringer Zeit erlernt werden kann: ja, ich glaube, sie sei eine Wissenschaft, wozu unser

ganzes Dasein kaum hinreicht, um ihre Tiefen und Abgründe auszumessen, und der man sich nicht früh genug widmen könne, um in ihr einige Stärke zu erlangen. Kommen nun Jünglinge auf die Akademie die sie entweder gar nicht, oder doch blos dem Namen nach kennen, so ist vieler Schade für sie unvermeidlich. Weil sie sich noch nicht an philosophische Begriffe gewöhnt haben, so werden sie in ein noch ganz unbekanntes Feld versetzt. Wollen sie demnach nicht zurückbleiben, so müssen sie entweder ihre Universitätzeit um ein Großes verlängern, oder sich besonders anstrengen und andre Theile der Wissenschaften verabsäumen. Da nun aber Wenige lange auf der Universität bleiben können und doch Keiner seine Hauptwissenschaft, von der er einmal den Namen führen will, bei Seite legen kann, so kommt er nicht weit in dieser und auch nicht weit genug in den übrigen Theilen. Dann kann er also wohl sagen, daß er Philosophie getrieben habe, aber nicht, daß der Nutzen für ihn daraus groß gewesen sei.

Ich hielt es daher für nicht unschicklich, wenn ich es unternähme, dieser Meinung zuwider grade das Gegentheil zu beweisen und so viel das geringe Maß meiner Kräfte es zulässet, darzuthun,

„daß derjenige, welcher die Philosophie „schon früh, aber recht treibt, in seinen an„dern Wissenschaften einen größern Fort„gang habe."

Nie würd' ich mich, höchst- hoch- und werthgeschätzte Anwesende, vor einer so vornehmen Versammlung zu sprechen erkühnt haben, wenn mir nicht die Nachsicht, welche Sie, wie ich bemerkt habe, gegen Anfänger sehr gütig hegen, das Vertrauen eingeflößet hätte, daß Sie auch meine Fehler mit Großmuth übersehen und bei meiner Rede denken werden, daß es nur geringe Kräfte sind, welche sich an diesen Gegenstand gewagt haben.

Soll die Philosophie für einen Jüngling einen glücklichen Fortgang in seinen übrigen Studien zu Wege bringen, so wird es freilich nicht jede Art und Weise, sie zu treiben, bewirken. Ich will daher zuerst damit mich beschäftigen, wie ein Schüler nach meinem Urtheil die Philosophie zwar früh, aber recht treiben soll.

Die erste Einschränkung ist diese: Wenn man behauptet, ein Schüler soll sich derselben früh widmen, so meinet man hiemit keineswegs, daß er die Sprachen und andre Wissenschaften verabsäumen oder nur als Nebenwerk ansehen dürfe. Dieß würde weit gefehlt sein. Die Sprachen vernachlässigen und sich blos mit der Philosophie abgeben hieße wider die Ordnung der Natur handeln, wider den Strom schwimmen und sein Hauptwerk auf die Seite setzen. Es ist nicht zu leugnen, daß das Gedächtniß eher seine Kraft äußert und sich eher gebrauchen läßt, als die Beurtheilungskraft angewendet werden kann. Daher sind ohne allen Zweifel, wenn auch keine andern Gründe da wären, die jungen Jahre der Studirenden von jeher zur Erlernung der Sprachen mit allem Rechte bestimmt gewesen. Die Sprachen also soll er keinesweges verabsäumen, sonst würde er das Schicksal derjenigen haben, die eben diesen Weg schon in den verflossenen Zeiten gegangen sind, allerlei Irrthümer ausgebreitet und bittere Streitigkeiten veranlaßt haben. Von andern Wissenschaften gilt dasselbe. Der Studirende kann ja nicht unaufhörlich mit einerlei Gegenstand beschäftigt sein. Sein Geist würde eben so ermatten und am Ende überdrüssig werden, wie der, welcher ohne auszusetzen, eine Handarbeit thun sollte. Wie unvollkommen würde hernach selbst der Anfang seines Studirens sein, wenn er so viele andre nützliche Kenntnisse, die entweder bei der Philosophie mit zu Grunde gelegt werden sollen oder die ihr zur Größe helfen, ja ohne welche ein Mench nie recht brauchbar sein würde, verabsäumen

wollte. Philosophie ist ja an und für sich selbst nicht zureichend, die Dinge in der Welt, wozu wir erzogen werden zu verrichten.

Ferner, wenn man sagt, früh müsse die Philosophie studirt werden, so versteht sich's von selbst, daß nicht die Zeit der zu großen Jugend gemeint sei, wo ein Mensch ganz unfähig ist, abstrakte Begriffe zu fassen und zu bilden. Diese Zeit und Mühe würde vergeblich auf die Philosophie gewendet sein. Denn wo wollte er die Denkkraft hernehmen, die erst in den künftigen Jahren die Stärke erlangt, die sie dazu haben muß? Woher das Anhalten, die Geduld einer Wahrheit lange nachzuspüren, eine Wahrheit auf vielen Seiten mit Anstrengung der Geisteskräfte zu betrachten? Und wenn er auch durch seine viele Mühe etwas davon begriffe, so würde es doch mehr schwankend und unrichtig, als wahr und zuverlässig sein und überall würde er auf Hindernisse stoßen, die ihn belehrten, daß er zu früh, ohne das Nöthige vorausgesetzt zu haben, in ihr Gebiet gekommen sei. Er verstünde ja, wenn ich seine Jugend voraussetze, die Sprache und Kunstwörter in der Philosophie nicht. Sie hat ihre eigne Technologie, die ein Ungeübter so leicht nicht verstehen kann. Und wenn er noch in den Sprachen ungeübt ist, so wird er viele philosophische Schriftsteller, die er zu seinem Anfang und Fortgang in der Philosophie recht gut würde brauchen können, entbehren müssen. Sein Körper selbst würde eine so große Anstrengung des Geistes nicht ertragen können. Das noch zarte Gehirn würde nicht vermögend sein, die heftige Wirkung der Seele bei diesen Arbeiten auszuhalten. Gewiß, er würde sich Krankheiten und Zerrüttung des Körpers zuziehen, die sich vielleicht durch sein ganzes Leben nicht wieder heben ließe.

Hingegen wird man diese Einwendung gegen dasjenige Alter nicht machen können, in welchem, wenn wir auf die

Verfassung unsers Gymnasiums sehen wollen, die Schüler der obersten Klassen sind. Dergleichen Jünglinge sind schon fähig, in das Gebiet der Philosophie einzutreten, zu überlegen, zu vergleichen und zu schließen.

Um gut darin fortzukommen, halt' ich für nöthig, daß sie vors erste sich um eine Enzyklopädie der Philosophie bekümmern: ich meine, sie müssen Sorge tragen, daß sie die vorzüglichsten Grundsätze aus allen Theilen der Philosophie sich bekannt machen und ihrem Gedächtniß nicht nur, sondern durch gehöriges Nachdenken ihrem Verstande einverleiben. Dazu aber werden sie gelangen, wenn sie erstlich die in der Schule dazu ausgesetzten Stunden mit aller Genauigkeit besuchen und alles dasjenige beobachten, was erforderlich ist, wenn sie recht viel Nutzen daraus schöpfen wollen, als z. B. Vorbereitung, die nirgend so nöthig ist, als hier. Die philosophischen Bücher sind nicht so leicht, wie ein historisches geschrieben. Die genaue Bestimmung der Begriffe, die Ernsthaftigkeit der Sachen und die Art des Vortrags, der bei den Philosophen nicht jederzeit geschmückt ist, tragen alle dazu bei, daß man sich mehr Mühe geben muß, als bei einem andern Buche. Kommt man nun unvorbereitet dazu, so rauschet das Gesagte vor den Ohren vorbei und wird nur halb verstanden, da hingegen eine gehörige Vorbereitung dem Schüler die schwereren Dinge schon im Voraus bekannt macht. In den öffentlichen Lekzionen selbst muß er alle Aufmerksamkeit anwenden, theils um den zusammenhängenden Vortrag zu fassen, theils auch um etwas über diejenigen Punkte, worüber er zweifelhaft geworden war, zu erfahren. Ist sie vorbei und er in seine Wohnung wieder zurückgekommen, so ist es ihm sehr nöthig, eine Wiederholung desselben anzustellen und nicht nur das durchgegangene Stück noch einmal sich vorzuhalten, sondern auch die vorhergehenden sich noch einmal in das Gedächtniß zu bringen. Denn dadurch wird

er fähig werden, das Ganze zu übersehen und sich nicht blos einzelner Theile bewußt zu sein. Wenn er auf diese Weise fortfährt, so wird er endlich sehr wohl eine Enzyklopädie der Philosophie bekommen, die er zur Grundlage in der zukünftigen Zeit gebrauchen kann. Nun muß er aber auch sein Gemüth an gewisse philosophische Eigenschaften gewöhnen, durch welche er grade zu der Zeit, wo er es am wenigsten denkt, zu philosophieren im Stande sein wird. Er muß sich also an eine beständig muntre Aufmerksamkeit gewöhnen und alles, was ihm vorkommt, gleichsam von Neuem betrachten und es mit philosophischen Augen ansehen. Des Philosophen Art ist diese, daß er in allen Dingen auf deutliche Begriffe, gründliche Beweise und tüchtige Schlüsse sieht, daß er das Aeußerliche, das Nichtwesentliche absondert und nur auf das Acht hat, was zunächst zu der Sache gehört. Dieß muß er auch in den Dingen nachahmen, die nicht unmittelbar zu der Philosophie gehören, nur um dadurch seinen Geist auszubilden. Selbst bei Büchern, die nur der Sprache wegen in den Schulen gelesen werden, wird er dieses anwenden. Er wird nicht nur über die Sprach-Regeln abstrahieren, sondern indem er den Worten nach weiß, was da steht, bald die Gründe des Schriftstellers bald die Art und Weise zu schließen betrachten und sich die Sache im Zusammenhange vorstellen. Ueberdieß muß er sich mit dem größten Eifer bemühen, unparteiisch zu sein, sich gern von Jedermann belehren lassen, immer nur auf die Gründe sehn, sich aber sehr hüten, daß er nicht in den Fehler verfalle, daß er zu zeitig selbst Aussprüche über Dinge thun will, da er doch kaum angefangen hat, mit philosophischen Dingen umzugehen. Keiner Partei, sage ich, muß er blindlings folgen; Wahrheit muß ihm über alles gehn und so muß er sich gewöhnen, daß, wenn er auch etwas eine Zeit lang sich auf eine unrechte Art vorgestellt hätte und nun bessere

Gründe vorkommen, die ein Anderes beweisen, er nicht hartnäkkig bei seiner Meinung bleibe, sondern die Unwahrheit gern fahren lasse und dem danke, der ihm etwas Besseres gezeigt hat. Vor dem Stolz aber muß er sich, wie vor einer Schlange hüten. Junge Leute fallen gar leicht in diesen Fehler. Wenn sie etwas einmal überdacht haben und nun fühlen, daß sie es so ziemlich gefaßt, was der Autor habe sagen wollen, so glauben sie auch nunmehr, daß nichts anderes mehr möglich sei. Ist es noch dazu etwas Neues, von dem Gewöhnlichen Abweichendes, so nehmen sie es um so lieber an. Hiemit machen sie es denn so, wie ein junger Mensch, der auf ein Handwerk gegeben wird. Er ist noch in der Lehre begriffen und sollte weiter nichts thun, als daß er fleißig Acht hätte, und zusähe und merkte, was ihm der Meister sagte; allein er fängt schon an, die Sache besser machen zu wollen, ehe er nur die Theile kennt, die er noch zu lernen hat. So in der Philosophie. Ich will nun aber annehmen, er sei soweit gekommen, daß er die vorzüglichsten Grundsätze gefaßt habe, so kann er allerdings sodann seine Kenntniß durch Lesen zu erweitern suchen. Hier aber ist wieder nöthig, daß er vorsichtig verfahre und meist solche Schriften lese, die nicht einzelne Materien behandeln, sondern immer noch das Ganze, obgleich etwas vollständiger, vortragen. Läßt er sich aber auf einzelne Materien ein, so thut er nicht anders, als der, welcher griechisch lernen will, auch schon die Deklinazionen und Konjugazionen gefaßt hat, auch vielleicht einige Verse aus dem Neuen Testament exponieren kann, aber nun schon anfängt, die Varianten in den alten Autoren zu sammeln und zu beurtheilen. Unter dieser Beschäftigung wird wahrscheinlich seine Zeit auf Schulen verstreichen. Sollte er aber auch dieses noch zu Ende bringen, dann mag er sich an größre Werke wagen und die Akademie zur Erweiterung seiner Einsichten dazu nehmen. Mich

dünkt, es sei nicht mehr zu zweifeln, daß ein junger Mensch, der so verfährt, die Philosophie nicht auf die unrechte Art treibe und wenn also dieses frühzeitig geschieht, daß er darauf glücklich in seinem Studiren fortkommen werde.

Dieß wird auch, wie ich glaube, nicht schwer zu beweisen sein. Seine Denkkräfte werden durch die Philosophie sehr geübt und verstärkt. Daß die Philosophie die Kräfte der Seele bilde und verfeinere, wird Niemand leugnen können. Die meisten in der Philosophie vorkommenden Materien wollen überdacht und überlegt sein. Derjenige nun, der sich mit derselben beschäftigt, muß nothwendig alle Kräfte seines Geistes anwenden; diese werden nach psychologischen Gesetzen, dadurch erhöht; denn jede Aeußerung einer Kraft der Seele in der Hervorbringung einer Vorstellung macht diese Kraft zu neuen Aeußerungen geschickt, ja geschickter, als sie vorher war; eben so, wie, wenn ein Körper, der einen Stoß oder Schlag bekommen hat und dadurch zur Bewegung gebracht worden ist, noch geschwinder sich bewegt, wenn er auf seinen Weg noch einen Schlag dazu bekommt. Weil nun die Gabe, etwas leicht zu begreifen, das Vorzüglichste bei Erlernung der Wissenschaften ausmacht, so muß ganz deutlich folgen, daß der, der hierin seine Kräfte schon geübt hat, am besten in deren Erlernung fortkommen müsse.

Derjenige, so sich früh mit philosophischen Wissenschaften abgibt, lernt eine gewisse Geduld und Anhaltsamkeit, eine und dieselbe Sache auf verschiedenen Seiten zu betrachten, z. B. behufs der Definizion. Das ihr eigne muß er von dem unterscheiden, was sie mit andern gemein hat. Welche Vorsicht muß er anwenden, damit er seine Definizion weder zu eng mache, d. h. Hauptmerkmale der Sache vergesse, noch zu weit, d. i. allgemeine Merkmale, die auch andern Dingen zukommen, angebe. Diese Geduld muß nun aber in Erlernung andrer Wissenschaften auf vielfache Weise

nützen. Tausend Dinge sind in den Wissenschaften, die nicht anders, als mit Geduld, Mühe und Aufmerksamkeit aus ihrer Dunkelheit hervorgegraben oder aus der Ferne herbeigeholt werden können.

Hiezu aber wird sich Niemand besser chikken, als derjenige, der sich an solche Anhaltsamkeit im Denken schon durch frühes Philosophieren gewöhnt hat. —

Noch mehr. Durch die Philosophie bekommt der Jüngling bald eine größre Fertigkeit, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Dadurch wird er sich gewöhnen, in allen Dingen auf den Grund zu gehen und sich nur dann zu beruhigen, wenn die Beweise klar vor Augen liegen. Nicht alles, was er hört oder liest, wird er ungeprüft annehmen (wobei ich voraussetze, daß er das Vermögen zum Prüfen sich schon erworben hat). Wie sicher wird er, von wahrer Philosophie geleitet, auf dem Pfade der Wahrheit einhergehen! Er wird leicht die zwei Irrwege des menschlichen Verstandes vermeiden, nämlich den Aberglauben, die Anhänglichkeit an gewisse angenommene Meinungen und den Unglauben oder das Zweifeln an allen Dingen. Auf solche Weise muß er nothwendig glücklich in seinem Studiren durch die Philosophie werden.

Ferner, wenn ein Studirender nicht bei den bloßen Worten eines Cicero, Plato und Aristoteles, davon doch hie und da Bücher auf Schulen erklärt werden, stehen bleiben und zufrieden sein will, wenn er nur einen dürftigen Wortverstand herausgebracht hat, so ist für ihn kein fruchtbareres Mittel sie zu verstehen, als die Kenntniß der Philosophie. Dieselbe wird ihm auch in andern Schularbeiten sehr behülflich sein. Er wird sich an eine Bestimmtheit des Ausdrucks an eine Auswahl der Worte gewöhnen; er wird leicht einsehen, ob etwas zur Sache gehöre oder nicht; wahr sei, oder nicht. Noch größer wird der Nutzen der Philosophie wenn er sich auf die hohe

Schule begibt. In allen Wissenschaften ist er durch sie schon einen Schritt weiter gekommen, weil sie mit allen zusammenhängt. Wenn wir einige durchgehen und betrachten wollen, so wird sich leicht ergeben, daß sie in allen Wissenschaften sehr nützlich sei.

Der Theolog, der sich früh schon der Philosophie gewidmet, kann über alle Gegenstände der Theologie leichter mit Genauigkeit und Schärfe nachdenken. Was das theologische System betrifft, so wird er nicht sogleich weder dem Orthodoxen noch dem Heterodoxen Beifall geben, wo er nicht die Gründe beider abgewogen hat. Er wird nicht blos umändern und reformieren wollen, noch auch alles annehmen, was die Alten behauptet und überliefert haben. Ferner, einen Deisten oder Zweifler wird Niemand ohne Philosophie widerlegen und sein Glaubenssystem wird Niemand wider die künstlichen und philosophischen Einwürfe der Gegner vertheidigen können, als ein Philosoph.

Die Philosophie ist auch dem nützlich, der sich der Jurisprudenz widmet. Der philosophische Rechtsgelehrte wird akkurater das Recht sprechen, die verwirrten Fälle glücklicher auseinander setzen, die Kunstgriffe der Bosheit leichter entdekken, die Wege, sie in ihrem Laufe aufzuhalten, mehr wissen, und die Unschuld zu vertheidigen und zu retten, weit tüchtiger sein. Gewisse Theile der Philosophie sind auch in der Rechtsgelehrsamkeit enthalten, z. B. das Recht der Natur. Je aufgeklärter darinnen seine Einsichten sind, desto mehr wird auch von dieser Seite die Gerechtigkeit von ihm gehandhabt werden. Dieses Naturrecht ist aber ein Theil der Philosophie und wer diese treibt, hat schon einen Theil der Rechtsgelehrsamkeit gleichsam voraus erlernt oder geendigt.

Wer sich mit der Arzneikunde beschäftigt, wird mit Hülfe der Philosophie besser fortkommen. Der Philosoph breitet sich schon über den menschlichen Körper und dessen Kennt-

niß aus, er redet von dem Baue desselben und den Ursachen des Lebens, dem Triebwerke, wodurch er erhalten wird, den Ursachen des wechselseitigen Einflusses des Körpers auf die Seele und umgekehrt. Es sind ferner Theile derselben, die ganz philosophisch behandelt sein wollen und die ein ewiges Gewebe von unnützen Hypothesen und ungegründeten Meinungen blieben, wenn sie nicht durch die Einsicht der Philosophie entwikkelt würden. Die Physiologie gehört hieher. Derjenige Arzt wird endlich weniger Fehlschlüsse in der Diagnose machen und scharfsinniger Heilmittel aufzusuchen und anzuwenden wissen, dessen Kopf durch Philosophie licht geworden ist. — Und sollte nicht derjenige, der sich den schönen Wissenschaften und Künsten widmet auch durch die Erlernung der Philosophie sich eine große Erleichterung und Hülfe verschaffen? Ja wol! Wer das Eigentliche der schönen Wissenschaften ausdrükken und den Zweck derselben nicht verfehlen will, der wird's gewiß mit Hülfe der Philosophie leicht thun können. Das Schöne, das Reizende, das Naive und Proporzionierte kann gewiß der, der Philosophie und Gefühl hat, am besten treffen. Und eine Theorie von diesem geben kann nur — der Philosoph. Dieß beweisen die Schriftsteller, die diesen Gegenstand bearbeitet haben, ein Longin, Home, Sulzer, Moses Mendelssohn u. m. a.

Aus diesem wenigen läßt sich also schon einsehen, daß die Philosophie, wo nicht in allen, doch in den meisten Wissenschaften nothwendig und nützlich sei, und daß derjenige Studirende sich viele Zeit ersparen und in andern Wissenschaften sehr viel glücklicher sein muß, der sich bald mit philosophischen Materien abgeben wird.

Ein so großer Nutzen sollte demnach jeden Jüngling reizen und die Philosophie ihm wichtig machen. Wer bedenkt, welche unerschöpfliche Quelle des Vergnügens die Philosophie dem Wahrheitfreund reicht — wer bedenkt, wie

vollkommen er sich durch sie macht, — wie alle Kräfte des Geistes durch sie erhöht, veredelt und verfeinert werden und wieviel Schritte er durch sie schon weiter ist, wenn er sich andern Wissenschaften nähert — wenn er bedenkt, wieviel hurtiger er dann in denselben fortgehen könne — wer dieses bedenkt und dennoch sie fliehen würde, der müßte sich den Vorwurf machen, sehr unweise zu handeln. Und gesetzt, es gäbe einen, dem das Erkennen der Wahrheit kein Ergötzen verschaffte, in dessen übereistem Herzen kein Funke Wahrheitliebe mehr glimmte — gesetzt er wäre gegen dieses alles unempfindlich, so wird ihn doch sein eigner Vortheil bewegen, die Philosophie, die verehrungswürdigste der Wissenschaften, zu treiben.

Etwas über den Menschen.

1781.

Wir sind nie bei uns selbst, nie in unserm eignen Hause, sondern allezeit bei dem andern, in dem Hause des Nachbarn. Sobald sich unsre Sinne öffnen, so reißt jeder Gegenstand uns aus uns selbst heraus; wir verlassen uns und kehren nicht eher wieder zurück, als bis ein starker Schlag unser ganzes Wesen erschüttert, oder bis sich unsre Sinne schließen, um auf immer nicht mehr zu empfinden — — das heißt unbildlich: wir beschäftigen uns mit allen Dingen, nur mit uns selbst nicht.

In allen Wissenschaften giebts Gelehrte; allein die Menschenwissenschaft hat keine: wir erspähen den Weg, den der Komet nimmt, welcher in tausend Jahren einmal sichtbar wird; aber wir kennen die geheimen Gänge nicht, wodurch die Leidenschaft den Sieg über unsre Vernunft erhält — wir lernen den Unsinn auswendig, den ein moderndes Blatt der Vergessenheit entrissen hat, um der Nothwendigkeit auszuweichen, mit unsern eignen Vorstellungen bekannt zu werden; wir halten ein Insekt, eine Jahrzahl, eine Sylbe für würdigere Gegenstände unsrer Betrachtung, als uns selbst, und schätzen es für nöthiger, Fremdlinge in uns, als außer uns zu sein. Vielleicht drückt uns die Eigenliebe die Augen zu, daß wir uns nicht sehen, wie wir sind, vielleicht hielt man das für eine unnöthige Sache, was weder Ruhm noch Geld einträgt; vielleicht besitzen wir wohl deßwegen so wenig Sachkenntniß, weil

wir schon so viele zu haben glauben. Unsre eigne Unbegreiflichkeit würde unsre Neugierde reizen, die Wunder in uns würden unser Erstaunen erwecken, wenn wir nicht Wörter für Wissenschaft hielten, nicht das, was im System steht, mit dem verwechselten, was in der Natur wirklich ist, und dem Gelehrten zuschrieben, was nur dem Weisen gehört. Ich werde jetzt nur dieses letzte Hinderniß der Menschenkenntniß wegnehmen und vom Menschen nichts angeben, als das, was ihn uns unverständlich und räthselhaft macht.

Der Mensch hat zwei Seiten, welche immer getrennt erscheinen, und die doch nur zusammengenommen seine Gestalt ausmachen. Daher fallen unsre Urtheile über ihn so verschieden, so widersprechend aus, weil jeder sich täuschen läßt, diejenige Seite des Menschen, die er jetzt im hellsten Lichte sieht, für das ganze Bild desselben auszugeben. Daher scheinen alle Schilderungen, die man von der menschlichen Natur macht, wahr zu sein, weil sich jede durch die Erfahrung bestätigen läßt; daher überredet uns derjenige eben so sehr von seinem Satze, welcher sagt, der Mensch ist gut, als der, welcher behauptet, er ist bös; daher war noch kein empfindsamer Mensch, kein aufgeklärter Kopf, welcher nicht in seinem Leben beide Systeme einmal als wahr gefühlt hätte.

Ich will die gute und böse Seite des Menschen jetzt schildern; man hüte sich aber das, was vielleicht Unvermögen des Malers ist, auf die Rechnung des Originals zu schreiben. Also die Vortrefflichkeit des Menschen.

Wir sind Engel in Menschengestalt. Unser Körper kündigt eben sowohl unsre Hoheit an, als unser Geist. Dieser fühlt seine Verwandtschaft mit dem Himmel und jener beweist unsern Vorzug vor den Thieren. Unsrer Größe fehlt nichts, als die Kenntniß derselben. Sterblicher! du bist noch nicht so weise genug, um die Vortrefflichkeit Deines Verstandes, und noch nicht gut genug, um die verkannte

Reinheit Deiner Tugenden zu schätzen. Der Himmel erst wird Dich lehren, Dich selbst zu bewundern. Ich weiß nicht, soll ich mehr Deine bewundernswürdigen oder Deine liebenswürdigen Eigenschaften, mehr Deinen Verstand, oder Dein Herz schildern.

Warum die großen Geheimnisse, die in jedem Werke der Natur so auffallend, so unverkennbar sind, warum das Unerforschliche, womit des Schöpfers Hand alle Wesen vom vernünftigen Geist bis zum materiellen Atom herunter, gestempelt hat? Deßwegen, weil ein Mensch gebildet wurde, der Verstand genug bekam, diese Geheimnisse zu enträthseln, dieses Unerforschliche zu durchdringen. Setzt einen Menschen mit wenigem Verstand, so braucht diese Welt ihre Schönheit, ihre Mannichfaltigkeit, ihren Plan nicht mehr. Er benimmt den Geheimnissen der Natur ihre Dunkelheit, er deckt den Schleier auf, welcher seiner Neugierde die Gestalt der Dinge verbirgt, er durchdringt alles mit seinem Blicke, entziffert alles mit seinem Verstande. Wir klagen über die Schwäche unsers Verstandes bei den Dingen, die wir nicht fassen können; allein wir müssen erst beweisen, ob auch das Auge des Engels da klarer sieht, wo wir dunkel sehen. — Nicht genug, daß der Mensch die Welt kennt; er kann noch mehr: er kennt sich selbst. Er widersteht der Kraft, die ihn immer außer sich hinaus zu den äußern Dingen schleudert; er verläßt diese Welt und begibt sich in seine eigne. In seinem untheilbaren Ich findet er Wunder, die er durch kein Bild ausdrücken kann, die er blos fühlen muß. Er zerlegt das Wesen der Empfindung, indem er empfindet, bemerkt die Gesetze des Denkens, indem er denkt, betrachtet den Willen, indem er begehrt. Er versenkt sich in sich selbst, — eine Metapher, die so leicht gemacht, so schwer verstanden ist! Er weiß durch die Sprache sein betrachtend Ich von seiner Seele zu trennen und sie seinem Geistesauge in einer gewissen Entfernung darzustellen. Dadurch sieht er

sich wirken, denken, empfinden, wollen, also sich selbst. —
Er kennt das Haus, das er bewohnt; er hat seinen Körper in alle seine Theile aufgelöst, jede Muskel bemerkt, die Größe der Blutkügelchen bestimmt und selbst die unsichtbaren Gänge der Nerven verfolgt. Er lacht der Krankheiten, die ihm seinen Untergang drohen, weil er Boerhave's, Garve's, Tissot's hat. Er wägt das Feuer, zerlegt den Lichtstrahl, ruft den Donner vom Himmel herab, analysirt das Wesen der Metalle und erforscht jede Zusammensetzung der Körper. Ungeachtet diese täuschend verschiedene Gestalten, Gewächse, Thiere mit ihrer Mannichfaltigkeit sein Auge verwirren, so weiß er doch dieses Chaos in seinem Kopfe zu ordnen, und für jeden Erdstrich seine Pflanzen, seine Thiere, seine Produkte; für jedes Geschöpf seine Lebensart und für jede Blume ihre Staubfäden zu bestimmen. Alles behält er mit seinem Gedächtniß, befasset es mit seiner Einbildkraft; in seinem Geiste bildet sich die Welt im Kleinen ab, er ist der Spiegel der Wunder Gottes.

Aber diese Erde schließt seine Wißbegierde in zu enge Grenzen ein: er will auch die Wohnungen größerer Wesen kennen lernen. Er entschwingt sich dieser Welt, fliegt auf zu weitern Erden, nähert sich dem Glanz herrlicher Sonnen, wandelt mit Bewohnern fernerer Welten. Seine kurzsichtigen Augen hindern ihn wenig. Er mißt die Größe dessen, was er nicht sieht, und bestimmt die Entfernung für Körper, die er erst durch Gläser entdeckt. Eben so leicht sieht er das Unsichtbare in der Nähe. Er zählt die Muskeln an dem Wurme, kennt die Bewohner des Wassertropfens, entdeckt den Lebenslauf des Thierchens auf dem Sonnenstäubchen. —

Der Mensch ist groß, weil er diese Welt, er ist noch größer, weil er ihren Schöpfer kennt. Was die Sonne der Erde ist, die sich um sie dreht, das ist der Schöpfer dem Menschen, der ihn anbetet. Die Allgüte des Unend-

lichen erfüllt ihn mit sanfter Wärme: seine Weisheit erleuchtet ihn mit hellem Lichte. So lang' er keinen Schöpfer kennt, so lang ist er noch dem Thiere ähnlich, das neben ihm dieselbe Erde bewohnt. Aber laß ihn diese Schöpfung verlassen und zu seinem Urheber steigen: dann ist der Mensch groß, er verwechselt sich nicht mehr mit den Dingen, die ihn umgeben; alle kennen ihren Urheber nicht, er kennt ihn und ist groß und ist glücklich, ist unsterblich.

Der Mensch ruft die vergangene Welt wieder zum Dasein hervor; er verändert die Gestalt der gegenwärtigen und gibt der zukünftigen Wirklichkeit. Seine Einbildung fliegt in die graue Ewigkeit zurück, wo noch Nacht die Wesen der werdenden Embryonen deckte — sie durchwandelt die Gegenden, die er erst nach Jahrtausenden kennen lernt, durchlebt die Zeiten, die einen Theil der künftigen Ewigkeit ausmachen. Sie leiht jedem Gegenstande glänzende Farben, sie erhebt alles; sie findet Nahrung fürs Herz im Rauschen des Eichwaldes und im Schwanken der Blumen, beim Anblick der aufgehenden Sonne und beim Schimmer des blassen Mondes.

Allein er ist nicht blos Zuschauer, sondern auch Nachahmer der Wunder Gottes. Seine Schwäche leiht der Schöpfung neue Größe; seine Fehler vermehren ihre Anmuth. Er schafft mit Rafaels und Korreggio's Pinsel lebende Körper auf Leinwand und läßt mit Huysum Rosen auf Teppichen blühen; mit Pygmalions Zauberkraft belebt er den todten Stein, gießt Blut durch den harten Marmor aus und drückt in den formlosen Kloß die himmlischen Züge der Tugend. Sogar dieses unsichtbare Gewebe der Luft muß seine Wollust vermehren und von der Größe seiner Erfindungen zeugen. Dieses ist's, wo er mit harmonischen Tönen das Herz in angenehme Gefühle auflöst, wo leise Bebungen den Geist in künftige Welten versetzen und ihm durch die Wollust des Ohres von den Freuden des

Himmels einen Vorschmack geben. — Doch — wenn wollt' ich aufhören, die Vortrefflichkeit des menschlichen Verstandes zu beweisen? Ich müßte mehr als Mensch sein, um dieß leisten zu können, ein Engel müßte mir Beredsamkeit, ein Seraph Scharfsinn dazu leihen.

Wir haben ihn jetzt bewundern gelernt, wir wollen ihn auch lieben lernen. Er wird geboren ohne Laster, begabt mit guten Trieben. Seine ganze Seele ist gebaut, um tugendhaft zu leben, jedes Laster ist Mißton in seiner Natur. Sein Antlitz ist nur für den Ausdruck der Tugend gebildet, wird nur durch gute Thaten verschönert; jedes Laster verzerrt die himmlischen Züge und kündigt durch äußere Verwüstung das innere Uebel der Seele an. Oder vielleicht ist unsre ganze Anlage gut, blos damit der Mißbrauch derselben unsre Schuld verdoppeln könne; vielleicht hat uns die Natur diese Güter gegeben, aber vergessen, uns den Gebrauch derselben zu lehren? Nein — sieh den Menschen wie er vertraulich mit seinem Mitbürger den Schatten eines Baumes, die Güter eines Gottes, die Beschützung eines Regenten genießt, wie er die sanften Gefühle der Liebe als unverdorbener Jüngling, die noch sanfteren Regungen der Zuneigung als Vater gegen seine Kinder, als Gatte gegen sein Weib hegt, wie das Elend seiner Brüder sein Herz erweicht, die Noth des Bedrängten seine Hülfe auffordert und die Klagen der Unschuld seinen Muth entflammen — sieh ihn als warmen Freund, als Beschützer des Vaterlands, als Vertheidiger der Wahrheit, als Christ, als Paulus, als Sokrates, als Antonin — o wahrlich! du wirst dich selbst lieb gewinnen, du wirst dem Schöpfer danken, ein Mensch zu sein. Sogar keines deiner Laster ist ohne Tugend, keiner deiner Triebe ganz verdorben. Auch den Bösewicht erreicht noch das Leiden der Unschuld, auch im Busen des Mörders regen sich noch sanfte Gefühle und selbst aus den Augen des Tyrannen fließen noch mensch-

liche Thränen. Der Mensch ist also gut, wenn ihn nicht Noth in Laster stürzt oder unvermeidliche Verblendung zu unrechten Mitteln verleitet. Das ist das Geschöpf, der Gott auf Erden, das groß ist als König auf dem Throne und als Sklav in Ketten, — gleich groß als Krösus oder als Irus — als Epiktet wie ein Engel glänzt, ja noch als elender Bösewicht Zeichen seiner Hoheit trägt, — das alles war, was man groß hier nennen kann, alles werden wird, was sich nie ein Sterblicher vorgestellt hat. — —

Dieß ist das schmeichelhafte Gemälde vom Menschen. — Ein trübsinniger Menschenfeind würde die menschliche Natur mit folgenden traurigen Farben abschildern:

All' unsere Größe ist vermummtes Elend, wir scheinen uns groß weil wir uns nicht kennen; wir haben unsre Hoheit den Verblendungen der Eigenliebe zu danken. Wirf die Decke ab, Sterblicher, die deinem Auge den Anblick deiner Niedrigkeit verbirgt, zerstöre die Phantome von Glückseligkeit, die sich nur der Narr oder der Träumer als wirklich vorstellen kann. Habe schärfere Augen und du wirst sehen, daß das wenige Große, das wenige Gute, das du bei dir wahrnimmst, von dem Schwachen und Bösen in dir bei weitem übertroffen werde, daß du nur ein wenig groß bist, um die Schwäche, die deinen Verstand beschränkt, ein wenig gut bist, um die Bösartigkeit, die in deinem Herzen lebt, in doppeltem Kontraste zu fühlen. Dein Verstand erhebt die Dummheit, deine guten Regungen vergrößern den Triumph des Lasters.

Immerdar trompetest du die Wichtigkeit deines Verstandes aus, immer bist du der erste Herold von der Größe deiner Erfindungen. Was weißt du denn eigentlich? So viel als man nöthig hat, um ein Narr zu werden, um Stolz zu bekommen, um die Unwissenheit durch gelehrte

Wörter in die Larve der Einsicht zu vermummen. „Ich habe Philosophie, Theologie!" Ja ich glaub' es; du weißt nur von dem nöthigsten nichts, du kennst dich selbst nicht; du bist nicht gewiß, besteht deine Natur aus einem Theil, oder zweien, nicht gewiß, ob du Körper bist, oder Geist, zweifelhaft wohin du dich rechnen, ob du das Thier oder den Engel für deinen Verwandten erkennen sollst. Elende Wissenschaft, wo man von der Seele alles weiß, nur nicht, wie sie denkt, wie sie empfindet, wirkt, — wo man den Körper kennt, nur nicht das, was dein Herz in beständigem Mechanism erhält, was seine Nahrung in Blut verwandelt und aus den rohen Speisen den Geist der Nerven destillirt. Prächtige Systeme, die jede Kleinigkeit lehren und jedes Wichtige vorüber gehen. Wir wissen viel, aber wenn nur diese Wissenschaft nicht Erfindung von neuen Irrthümern oder Nachbeterin von altem Unsinn wäre! Niemand weiß mehr, als ein Gelehrter, allein niemand weiß auch mehr Lügen als er. Der Mensch hat also seine Weisheit blos seiner Kühnheit, zu erdichten, und sein Vielwissen seiner Unverschämtheit, es zu sagen, zu danken. Was sind diese hochgepriesenen Entdeckungen anders, als Steckenpferde, worauf das Kind eine Zeitlang reitet, bis es sie mit neuen vertauscht, wenn es klüger geworden ist? Diese Wahrheit, die jeder Professor zu seinem Gott auf dem Katheder macht, die in jeder Disputation die Hauptrolle spielt, die euch Lügen durch den Druck verewigen, und für einander wechselsweise Scheiterhaufen anzünden lehrt, was ist sie anders als ein Götze, den ihr euch geschnitzt habt, um den dummen Pöbel zu betrügen, eine Puppe, mit der ihr spielet, um die Langeweile zu vertreiben? Es ist nicht die Wahrheit, um die ihr euch in Hörsälen, in Büchern und auf den Kanzeln zankt, sondern das Geld, das sie euch einbringt, der Ruhm, den sie euch verschafft. Der Philosoph vertheidigt mehr seinen Verstand, als sein System; der Orthodoxe

schwört mehr auf seine Einnahme, als auf die symbolischen Bücher.

Wollte man mir die Theologie entgegen setzen, so würd' ich anrathen, die Kirchengeschichte zu lesen — die Annalen der menschlichen Dummheit — und sich an die zwei Hauptgebote dieser Wissenschaft zu erinnern, nämlich: „sei dumm auf Erden, im Himmel wirst du schon klüger werden" und „sage lieber Lügen, die dein Großvater geglaubt, als die Wahrheit, von der er nichts gewußt hat." Muß man denn nicht den menschlichen Verstand beklagen und seine Existenz in Zweifel ziehen?

„Ich verlache die Krankheiten" hör' ich den Arzt sprechen. Er hat Recht, weil er gesund ist. Aber der, welcher unter seiner Kur seufzt, wird ihm nicht nachsprechen. Die Krankheit wird ihn ihre Wirklichkeit damit durch Schmerzen und die Nichtigkeit der Arzneien durch den Tod fühlen lassen. Weil man in nichts die Natur liebet, so hat man auch die Kunst erlernt, künstlich zu sterben. Die Gifte der Aerzte sind noch wirksamer, als ihre Arzneien, wenn nicht beide — Synonymen sind. Sie retten vom Tod nur durch den Zufall und das beste, was sie noch thun, ist, daß sie geschwinder sterben machen.

Der Schwung der Einbildkraft ist auch so hoch nicht, als man sagt; sie fliegt noch nahe an der Erde und ist noch nie hoch gestiegen, ohne zugleich einen Beweis gegeben zu haben, wie tief sie wieder gefallen ist. Wo sind die Bilder hergenommen, die ihr glühend nennt, woraus sind die Wesen geformt, für deren Schöpfer ihr euch ausgebt? nicht aus eurer Einbildkraft, sie sind bloße Kopie der Natur. Ihr sagt uns nur das, was ihr empfunden habt und seid noch armselig genug, dieß selten sagen zu können. Die Bilder, die ihr Original in der Natur nicht haben, sind auch so bewundernswerth nicht, weil sie sehr dem horazischen

Humano capiti cervicem pictor equinam etc.

gleichen. Aber ihr sollt die Ehre haben, Schöpfer der Hirngespinnste und Ungeheuer zu sein.

Ihr malt die Freuden des künftigen Elysiums: ihr betrügt euch, es sind die Freuden des künftigen Lebens; ihr setzt euern Himmel nur aus Bruchstücken von dieser Welt zusammen. Ihr fliegt bis an die urgraue Schöpfung zurück, um da ein unendliches — Nichts zu sehen. Sehr viel! — Ihr seht das Zukünftige, deßwegen, um das Gegenwärtige schlechter zu sehen; ihr hebt eure Augen gen Himmel, um auf der Erde zu — stolpern.

Und die Naturkenntniß! Man sollte fast zweifeln, ob es wirklich eine gäb; denn nie ist sie gegenwärtig, sie ist immer schon dagewesen. Mit jedem Jahrhundert, oft mit jedem Jahrzehnd bekommet sie eine andre Form. Wir haben soviel Physiker, als es kluge Köpfe gab; allein von dem Aristoteles an bis zu Euler war die Natur immer dieselbe. Im Grund ist also ein Naturforscher nicht der, welcher die Wirkungen der Natur zu erklären weiß, sondern der, welcher weiß, was Alle von diesen Wirkungen geglaubt, d. h. für Lügen gesagt haben. Selten vermehrt er den alten Schatz mit eigner Weisheit. Es ist freilich leicht, Hypothesen zu machen; allein wirklich kein Verdienst, zu träumen. „Aber zu beweisen?" auch keines, wenn das, was man beweist, in hundert Jahren niedergelegt wird. Man lacht jetzt über die Dummheit der alten Naturforscher; wer wird einmal über unsern Verstand lachen? —

Andere Wissenschaften erlangen ihre Wichtigkeit nur von dem Namen, womit man sie benennt; z. B. „wir bringen alle Thiere in ein Geschlechtsregister, alle Pflanzen in eine Nomenclatur," heißt mit andern Worten: wir können sehen und zählen: oder „wir zertheilen den Lichtstrahl" ist eben soviel, als: wir erfinden als Männer, was wir im Knabenalter schon an der Seifenblase sahen; — ferner „wir sind Redner, wir haben die Gemüther in Händen" ist eine Um-

schreibung des Worts „Betrüger" und heißt: wir haben die Gabe blind zu machen.

Ferner all das Leben, das wir dem todten Stein andichten, zeugt nicht von der Größe der Meisterhand, die ihn gebildet hat, sondern von der Feinheit des Künstlers, uns durch unsre eigne Einbildung zu täuschen. Wir sehen weniger das, was da ist, als was es vorstellen soll; das Kunstwerk ist mehr Zeichen für uns, als Bild; und überdieß beweis't die Fertigkeit der Hand noch nicht die Größe des Verstandes. — Wir finden soviel Vergnügen an der Harmonie der Musik, weil uns beßre Ohren fehlen, ihre Einförmigkeit zu empfinden.

Aber vielleicht ist nur der Verstand die schwache Seite des Menschen, vielleicht wird sein Mangel durch gute Triebe ersetzt und wir sind weniger weise, um mehr gut zu sein? Wenn es wäre! Allein der Mensch ist nicht blos ein schwaches, sondern auch ein bösartiges Geschöpf; er verdient nicht blos Verachtung, auch Haß. Sein ganzes Leben ist eine Kette von Fehlern, die die äußern Umstände erzeugen, das Herz gebiert, der Irrthum nährt und der Verstand zur Reife bringt. — Sei nicht froh, soviel Verstand zu haben; es würde besser sein, wenn du dümmer wärest: deine Laster würden geringer, dein Unglück würde kleiner sein. Was ist die Reue anders, als ein Richter, der zwar deine Thorheiten bestraft, aber ihre Folgen nicht mindert; als ein Pfeil der doppelt schmerzt, wenn du die bereute That zum zweiten Male begehst? Unsre größte Tugend besteht in dem Schein derselben; oder wenn wir sie haben, so ist das Laster ihr Begleiter, und fast eben so oft ihre Mutter. Man rechnet uns die gesellschaftliche Verbindung zu einem so großen Verdienst an. Aber ich sehe wenig Tugend, wenn man da gut ist, wo man keinen Nutzen hat, lasterhaft zu sein. Die vielen Vortheile, die uns die Gesellschaft zuwege bringt, halten uns völlig schadlos für den Zwang, den wir

unsern Begierden anthun müssen. Der Mensch ist da weniger öffentlich Mörder und Räuber; aber er ist's dafür insgeheim und ist's desto ärger, weil ers ungestraft, weil er's mit mehr Nutzen sein kann. Dieser Zwang hat seinen Verstand erhöht, um feinere Laster auszudenken, hat ihn die Gewohnheit gelehrt, mehr Maske zu sein und für's verlarvte Laster noch die Belohnung der Tugend zu fordern. Diese so hoch gepriesene Menschenliebe ist nichts, als verkleideter Eigennutz: wir sind nur menschenfreundlich, weil wir vortheilbegierig, ruhmsüchtig und argwöhnisch sind. Laß dieß alles fehlen, so wird die Rache schon das Antlitz des Kindes verunstalten, der Grimm des Mörders die Stirn des Jünglings scheußlich machen. Ist das Geschlecht wohl gesellig, wo man den lobt, der grausamere Todeswerkzeuge erfindet, den belohnt, der geschwindere Mittel zu tödten aussinnt? Die Scharfrichter des menschlichen Geschlechts, die Eroberer, glänzen mit goldnen Buchstaben in den Jahrbüchern der Welt; den Mörder des einzelnen Menschen hängt man an den Galgen, den Mörder der Vielen beehrt man mit der Krone. Wo sind die milden Triebe, wenn elendes Geld zu jedem Verbrechen gegen Vater, Weib, Kind überredet? Man führt die Freundschaft an, allein man ist ja nicht unser Freund, sondern der Freund unsers Geldes, der Ehre die wir genießen, der Vortheile, die wir verschaffen können. Verliere dieß alles und deine Freunde werden dich wie die Pest fliehen: sie werden dich nicht mehr lieben, weil du das verloren hast, was dich ihnen liebenswürdig macht. — Es regen sich noch gute Triebe im Herzen des Bösewichts! aber wie schändlich, wenn er dann noch Bösewicht bleibt und die Stimme der sterbenden Tugend unterdrückt, um die Schwärze des Lasters zu vermehren, das über sie triumphiret hat.

Und die Erhebungen zum Himmel? Diese sind so gewöhnlich nicht bei dem, der immer auf der Erde kriecht.

Es wäre besser für ihn, wenn er seinen Wohnplatz gar nicht verließe, er wird nur desto tiefer fallen, je höher er gestiegen war, er wird die Strafe seiner Laster vergrößern, weil er einen Himmel kannte. — Endlich die stoischen Weisen, die ihr uns immer mit so vieler Prahlerei entgegensetzt, was sind sie anders, als Menschen, die nicht böse sind, weil ihnen die Kräfte dazu fehlen; die Verschwendung fliehen, weil sie kein Geld haben; die nicht nach Ehre streben, weil sie keine zu verdienen glauben? Sie opferten all ihre Kräfte dem Laster auf; die Mattigkeit, die auf diesen Dienst folgt, wollen sie für Tugend ausgeben. Und wär es auch wohl zu bewundern, wenn sie nach unzähligen Niederlagen einen Sieg errängen, den sie mehr der Schwäche ihres Gegners, als der Kraft des Siegers zu danken haben? oder wär es bemerkenswerth, daß sie fromm würden, wenn sie's nicht lange mehr sein können? —

Siehe Mensch, das bist du; nicht das, was dich deine Eigenliebe zu sein beredet; — du bist nicht der Halbgott, nicht der Engel, für den man dich ausgab, und deine Kräfte sind nicht so groß, deine Triebe nicht so rein, noch deine Tugend so vollkommen, als du sie durch das Mikroskop deines Stolzes sahest. Wenn du nichts sein kannst, so sei demüthig und vermehre deine Thorheiten nicht mit der größten derselben, daß du glaubest, keine zu haben. Freu dich, kein Thier zu sein, aber rühme dich nicht zu sehr, daß du ein Mensch bist und erwäge, daß du noch weit vom Engel abstehst. Geschöpf voll Laster, voll Irrthümer, voll Fehler, unfähig etwas ganz zu sein, als ein Thor oder ein Bösewicht, entferne dich von meinen Augen, damit ich mich nicht selbst in deinem Bilde bedaure; falle mir aus den Händen, Pinsel, damit ich mein eigen Elend nicht mit zu glänzenden Farben abmale und du, o Tod, tödte mich, daß ich etwas anderes, besseres, als ein Mensch werde! — —

So weit dieses melancholische Gemälde! Jeder Mensch kommt in seinem Leben in Umstände, wo er die erste Schilderung für wahr hält, aber er wird auch in Lagen versetzt, die traurig genug sind, ihm die andere wahrscheinlich zu machen. Ich glaube dem Pope oder Antipope, je nachdem ich das Original von ihren Gemälden wechselweise abgebe, und nur von den äußern Umständen hängt's ab, welcher Meinung ich beitreten soll. — Aber in welcher ist Wahrheit? — Beide Gemälde zeichnen eine wahre Seite vom Menschen, allein beide fehlen darin, daß sie jede dieser Seiten getrennt von der andern darstellen und jede für die ganze Gestalt des Menschen ausgeben. Wir sind weder Engel, noch Teufel: wir sind Menschen; aber dieß sind wir nur deßwegen, weil wir das räthselhafteste, veränderlichste, widersprechendste Geschöpf sind. Wir bemerken dieses weniger an uns, weil wir unser Auge zu sehr auf den gegenwärtigen Zustand heften und dadurch unfähig werden, uns ganz in den vorhergehenden zu versetzen, um den Kontrast beider Zustände durch ihre Vergleichung zu fühlen. Nur dann gelingt uns dieses, wenn die vorigen Lagen starke Eindrücke zurücklassen, oder wenn entgegengesetzte Zustände durch ihre geschwinde Abwechslung unsre Aufmerksamkeit erregen.

Ich will einige Anmerkungen über die Widersprüche und überhaupt über die Natur des Menschen, als Folgen aus dem Vorhergehenden, hinzusetzen; nur erinnere man sich daß gewisse Wahrheiten mehr von uns empfunden, als von andern gelernt sein wollen, und daß fast alle von ihrer Evidenz verlieren, wenn sie nicht die Erfahrung des gegenwärtigen Augenblicks sind. —

Der Pedant in der Psychologie hat den Menschen, dieses volle und aus verschiedenem Stoff gewebte Werk Gottes, in ein moralisches Skelett verwandelt; er hat mit dem Messer der Abstrakzion und Distinkzion alles Fleisch weganatomiert und ein Gerippe gemacht, dessen Gebeine in den Paragra-

phen der Kompendien zerstreut sind. Diese Geschöpfe sind keine Menschen, sie taugen nicht in die Welt; sie passen höchstens auf den Katheder, wo man die menschlichen Puppen durch Draht bewegt, um für Geld eine behagliche Komödie zu geben. Der Mensch hat tausend Seiten, aber man sieht allezeit nur eine. Der Systematiker beurtheilt ihn nach dieser einzigen, verschließt sein Auge gegen die andern und bemerkt in ihnen nichts, als die Aehnlichkeit mit dieser. — Der Skeptiker hat widersprechende Seiten gesehn; er weiß genug, um sich die Brille des Systems nicht aufsetzen zu lassen. Allein er weiß zu wenig, um nicht Skeptiker zu sein. Wenn nur eine unendliche Hand den Menschen schaffen konnte, so kann ihn vielleicht auch nur ein unendliches Auge durchschauen. Er ist das Geschöpf, welches die Fähigkeit besitzt, das Unvereinbare zu vereinigen, das Geschöpf, welches Narr und Weiser, Gottloser und Heiliger zugleich ist. Er ist im Stande alles zu werden, aber nicht etwas ganz, etwas lange zu sein: er lebt von der Veränderung. Er ist so groß und so unvollkommen, so gut und so böse, so weise und so thöricht, daß wir ihn gleich sehr bewundern und verachten, lieben und hassen müssen. Wenn seine Laster in seine Tugenden, seine Thorheit in seine Weisheit verwebt sind, wie Schatten in Licht, und wenn beide oft kämpfen, wie Nacht und Tag — was sieht dann der Weise? wenig, eine Dämmerung. Den Glanz seiner Tugend umschattet seine Schwachheit; allein auch seine niedrigsten Laster tragen den Stempel seiner Größe; er zeigt in seiner Tugend, wie wenig er ist, in seinem Laster, wie viel er sein könnte; er erwirbt sich keine große Eigenschaft, ohne wieder eine andere zu verlieren und jede seiner Vollkommenheiten zieht eine Unvollkommenheit nach sich, wie der Körper den Schatten. Der Himmel bildete den Menschen zum Geschöpf, welches tausend Vollkommenheiten in sich vereinigt, die in andern Wesen einzeln anzutreffen sind und das

alle die Unvollkommenheiten bei sich wahrnimmt, welche die Kollision so verschiedener Fähigkeiten hervorbringt. Unsre Uebel kommen also nicht daher, weil wir keine Vollkommenheiten haben, sondern daher, weil wir so große, so verschiedene haben. Vielleicht werden uns einst die Fehler, die wir jetzt verdammen, über die Engel erheben und vielleicht werden wir dem Schöpfer für das danken, was uns jetzt einen Einwurf gegen seine Vorsehung abgiebt. Was wissen wir aber eigentlich von der Güte oder Nichtgüte unsrer Natur? soviel als nöthig ist, um das Räthselhafte unsers Zustandes zu fühlen.

Unser ganzes Leben ist eine beständige Reue, ein beständiges Klügerwerden. Wir werden älter, um die Zahl unsrer Fehler vermehrt zu sehen, weiser, um zu wissen, wie oft wir Narren waren. Jeder Tag lehrt uns den vorhergehenden für schlechter zu halten, allein nie lernen wir von dem gegenwärtigen eben das vermuthen, was bei den vergangenen eingetroffen war. Wir lassen uns bereden zu glauben, daß wir zwanzig Jahre keinen Verstand gehabt haben, aber nicht wird man uns überzeugen, daß er uns in der gegenwärtigen Minute fehle. Wir bemerken meistens unsre Fehler, wenn sie alt sind, und unsre Irrthümer, wenn wir sie lang abgelegt haben. Nichts läßt sich denken, wovon nicht einmal ein Narr wäre überzeugt gewesen; aber es läßt sich auch nichts behaupten, das nicht irgend ein Weiser geleugnet hätte. — Der Mensch hat die albernsten Thorheiten geglaubt und die erhabensten Wahrheiten gefunden. Jeder Schritt im Reiche der Wahrheit setzt seinen Geist in Entzükken, erweckt in ihm das Gefühl seiner Vortrefflichkeit, aber am Ende der Bahn erfährt er, wie klein sein Wissen ist. Die gute Meinung von seinen Einsichten verliert er durch die Vervollkommnung derselben, blos durch die Dummheit vergrößert sich das Vertrauen auf seinen Verstand. — Allein eben diese Zweifel, dieses Unerklärbare, womit der Weise bei

jedem Schritt aufgehalten wird, ist ein deutlicher Beweis seines Scharfsinns. Dieses zeigt, daß er über die Sphäre der gewöhnlichen Kenntnisse wegfliegt und neue Länder entdeckt, die noch nicht für ihn sind. Der ist der Weiseste, welcher das kennt, was er nicht begreifen kann; denn er sieht dann schon, wie Mose auf dem Berge, das Land, welches er in der Ewigkeit zu erobern hat, er bemerkt schon die Dämmerung, welche die Morgenröthe eines ewigen Tages verkündigt.

Sinne und Verstand! Siehe zwei Feinde, die ewig mit einander in Streit liegen, da jeder nur siegt, um im kurzen überwunden zu werden. Unsern Sinnen haben wir viel zu danken; wenigstens die Irrthümer, die uns auf die Wahrheit gebracht haben. Sie betrügen immer; allein auch in diesem Betruge liegt der Saame der Wahrheit. Wir lösen das vermischte Licht der Sinne durch das Prisma der Vernunft in seine einfachen Farben auf, wir gehen weiter, als uns der Schöpfer die Macht gab, wir sehen durch das Sonnenlicht nicht blos andere Gegenstände, wir sehen durch dasselbe uns selbst. Ein Licht zündet das andere an und unsre Sinne erleuchten unsern Verstand. Der Mensch ist ein Sklav seiner Sinne und zu ewigen Irrthümern verdammt; allein er muß eben so gut der Vernunft gehorchen, er muß zween Herrn dienen. Er fühlt Irrthümer, die er glauben muß, Wahrheiten, die ihm sein Auge widerlegt. Dieses ist nun nicht wunderbar, daß er die Welt durch das gefärbte Glas seiner Sinne betrachtet, dieses ist nicht unerklärbar, daß der Allweise selbst diese Täuschung zu seinem Nutzen veranstaltet hat; allein dieses ist wunderbar, daß er noch neben diesem Glas einen Blick auf die wahre Gestalt der Dinge werfen kann, dieses ist unerklärbar, daß er die Täuschung wahrnimmt, in welcher er sich befindet und einem Theil der Irrthümer widersteht, die man ihm aufdringen will. Leibnitzens Monadologie

hebt den Vorhang der Zukunft auf und eröffnet dem Lichte der Ewigkeit den Zugang in die sterblichen Augen, sie sagt dem Menschen das, was sie als Engel erfahren sollten, sie macht uns groß in der Hülle und zu wunderbaren Mittelgeschöpfen entfernter Welten.

Die Einbildkraft des Menschen baut aus Bruchstükken dieser Welt eine neue zusammen, sie ist die Malerin von Meisterstükken, dazu die Sinne blos die Farben geliehen haben. Dieses ist nicht wunderbar; allein dieses ists vielleicht mehr, daß sie nicht das Endliche, sondern das Unendliche malt und in den engen Bezirk des menschlichen Gehirns gleichsam das verkleinerte Bild der Unermeßlichkeit aufstellt. Man hat Unrecht zu sagen, daß wir nur das Endliche denken können: im Gegentheil — wir können uns nur vom Unendlichen einen Begriff machen. Wir glauben etwas Endliches zu denken, wenn wir blos den Absatz, den Theil einer unendlichen Stätigkeit denken. Dieses ist parador und unerklärbar, sowie überhaupt unsre Einbildkraft eine dunkle Werkstatt geheimer Kräfte ist. Mensch! wann wird man dich nicht mehr aus der Schule kennen lernen? Vielleicht wenn man dich kennen lernt.

Die Vereinigung unsers Körpers mit unsrer Seele bleibt das ewige Räthsel jedes Philosophen. Wir wissen nicht, soll er unsre Weisheit oder Thorheit, unser Glück oder Unglück befördern; uns ist unbekannt, was wir ihm zu danken haben, wenig, eins, oder alles. Unsre herrlichsten Kräfte hangen mit unsern thierischen zusammen. Wenn unser Verstand bald eine Sonne ist, die jedes Bild mit blendenden Farben erleuchtet, bald eine, deren Strahl ein dunkler Nebel verhüllt, was kann man anders denken, als daß dieser Verstand, den man sogar da bewundert, wo er noch schwach ist, der Macht eines elenden Erdentheilchens

*) Platner scheint der erste gewesen zu sein, der dieses bemerkt hat. S. seine Philos. Aphorismen.

unterworfen ist, das eben jezt Unruhe im Körper anrichtet? Diese Einbildung, die den Gränzen der Erde entflieht, die der Flug zu ungesehenen Welten nicht ermüdet und für die der Raum einer unermeßlichen Welt nicht zu groß ist, diese hält ein elender Theil Speise, eine geringe Veränderung im Gehirn, ein Dunst im Unterleibe in ihrem Lauf auf! Ist's nicht wunderbar, die Fähigkeiten eines Engels mit dem Körper eines Thiers vereint zu sehen; aber ist's nicht noch wunderbarer zu bemerken, daß eben dieser Körper den Glanz des Engels vermehrt, daß eben diese kleine Erde ihre Himmelsbürger mit neuen Vollkommenheiten ausrüstet? — Man hat Recht, wenn man sagt, daß unsre Seele sich den meisten Stoff zu den Ideen nur vermittelst ihres Körpers verschaffe und daß er das meiste zur Entwikkelung ihrer Fähigkeiten beitrage; allein man hat Unrecht, wenn man leugnet, daß uns der Körper nur bis zu einem gewissen Grade der Größe erhebe und dann jeden Weg zu neuen Fortgängen mit unüberwindlichen Hindernissen verschließe. Unsre Fähigkeiten glänzen weit umher; aber sie müssen erst, wie die Sonne, den dikken Nebel durchbrechen, in welchen sie unser Körper verhüllt. Wir sehen den menschlichen Geist nicht in seiner wahren Beschaffenheit, — er bildet sich nur im Kleinen in seinem Körper ab, wie die Sonne sich im trüben Wassertropfen. Der Tod wird uns erst das Gewand geben, das die Entfaltung keiner unsrer Reize weder verhindert noch verbirgt. —

Thorheit! Ein wichtiger Artikel zur Menschenkenntniß! Die Thorheiten sind die Rahmen, die jedes vortreffliche Menschenbildniß einfassen — sie sind die Schellen, welche durch ihr Geläute uns von der Gegenwart eines Menschen benachrichtigen, sie sind das gewisseste Unterscheidungszeichen des Menschen vom Thiere. Und doch hat man über die Thorheiten des Menschengeschlechtes noch wenig Weises gesagt. Sie zeigen eine besondere Seite der Sterblichen, die blos vom Systematiker nicht gesehn wird, weil

ihm das Gewebe seines Systems jede freie Aussicht unmöglich macht. Die Thorheiten lehren den Weisen bescheiden und duldsam sein und seine größte Kenntniß vom Menschen darein setzen, daß er die Unergründlichkeit desselben erkennt. Thorheit ist weder Laster, noch Dummheit, sie ist oft ein Mittelding zwischen beiden; sie scheint blos für den Menschen zu gehören und mit jedem andern Geschöpfe unvereinbar zu sein. Unser Herz hat ein Gefühl für Moralität, unser Verstand ein Gefühl für Evidenz — für die Thorheiten haben wir das Gefühl des Lächerlichen. Tugend und Laster, Wahrheit und Irrthum erstrekken ihre Folgen bis ins andere Leben; die Thorheiten nicht, sie sind blos für diese Welt, und für die Kinder in derselben, die spielen, lachen und belacht werden. Ich weiß nicht in welchem Verhältniß sie mit den Mitteln zur Erreichung unsrer Bestimmung stehen; allein sie scheinen nicht ganz unwichtig zu sein, weil sie so häufig sind. Sie sind die Federn auf dem Kleide des Weisen, er kehret sie nie alle ab; sie sind die Lappen auf dem Harlekinskleid des Unweiseren. Sie herrschen über die ganze Welt, aber unter einem andern Namen. Weil sie dem Spotte ausweichen wollten, den auch ihre eifrigsten Verehrer gegen sie ausspieen, so nahmen sie zuweilen die schönere Benennung „Mode" an. Nun hat sich die Thorheit einen Thron errichtet, den keine Vernunft erschüttert, eine Macht verschafft, die selbst den Weisen bezwingt und eine Gewalt zugeeignet, die sich über die ganze Welt ausbreitet. Die Mode ist ein Beweis der Erfindsamkeit der Menschen in — Thorheiten; sie zeigt, daß er gute Augen habe, um besser durch eine — falsche Brille zu sehen; daß er viel Vernunft besitze, um seine Narrheiten damit zu nähren, daß er seine Vollkommenheiten gebrauche, um die Anzahl seiner Mängel zu erhöhen. Es ist widersprechend; aber es ist menschlich. — Wenn der Mensch am andern die Thorheiten lächerlich findet, die er sich selbst

verzeiht; wenn er seinen Vorzug in Dingen sucht, deren Nichtswürdigkeit er eingesteht; wenn er seine Meinungen nach seinen Lagen auf Chamäleonsart abwechseln läßt und doch in dem andern jede Abweichung von seinem System für thörigt und strafbar erklärt; wenn er außer seinem Hause in dem Paradekleid der Vernunft geht, und innerhalb desselben seine Thorheit mit seinem Schlafrock anzieht: wenn sein Stolz sein Verdienst überwächst, wenn der Wind erkaufter Schmeichler den Zwerg zu einem lächerlichen Riesen aufbläst, und ihm nur der Buckel des Andern, nie der seinige sichtbar wird; wenn er jede Geburt seines Gehirns für eine Minerva hält und den Andern zum Proselyten seiner Weisheit zu machen sucht; wenn er die Kinder seiner Vernunft mit dem Flitterstaat gelehrter Thorheit bebrämt, und die Narrheit zum Herold seiner Größe wählt, — urtheilt selbst — (wenn ihr nicht selbst das seid, was ich geschildert habe) — was soll man vom Menschen denken, diesem ehrwürdigen und lächerlichen, diesem vernünftigen und thörigten Geschöpfe?

Die moralische Natur des Menschen war von jeher das Labyrinth der Weisen; alle haben sich darin verirrt. Noch jetzt bewundern wir diese sonderbare Mischung von geistigen und körperlichen Wirkungen, diese unauflösbare Vermengung von guten und bösen Regungen, dieses Gewebe von dunkeln Gefühlen; noch jetzt fehlt der Newton, der das Prisma entdeckte, welches jede unsrer Handlungen in ihre einfachen Farben auflösete. Tugend und Laster sind gewiß nicht das, was sie unsern Gefühlen zu sein scheinen. Woher entstehen alle unsre bösen Handlungen? aus dem Triebe nach Glückseligkeit. Wir irren uns also in den Mitteln, diesen Trieb zu befriedigen. Dieser Irrthum entsteht aus der Einschränkung unsrer Natur; diese Einschränkung hängt nicht von uns ab. Man weiß, wieviel sich für die Lehre von der Nothwendigkeit sagen läßt, wieviel dagegen; beides zwingt

uns zu dem Bekenntniß, daß wir nicht viel vom Menschen wissen, und daß wir dieses Wenige selten sagen dürfen.

Wenn wir weniger bös sein wollten, so müßt' uns der Schöpfer mit weniger Anlage zur Tugend geschaffen haben. Es braucht gleich viel Kraft der Seele, um ein großes Laster oder eine große Tugend zu beschließen; diese Kraft äußert nur ihre Thätigkeit an verschiedenen Gegenständen. Wir könnten uns nicht über den Engel erheben, wenn wir nicht unter das Thier herabsinken könnten; denn nur der ist der größte Bösewicht geworden, der Anlage zum Heiligen hatte. Aber durch welche Quelle trübt sich diese reine Quelle zu einem so unreinen Strom und wie zeugen gleiche Anlagen einen Brutus und einen Katilina? und wie verhält sich die Vollkommenheit eines Bösewichts mit herrlichen Anlagen zu der Vollkommenheit desjenigen, der fromm ist, weil er nicht sehr sündigen kann?

Wem gehören unsre Handlungen an? sind sie ganz unser? Ich glaube mancher Fromme hat einen Theil seiner Tugend dem Körper zu danken, den er so gern zum Lastträger seiner moralischen Fehler macht und man wird es dann unsern katholischen Brüdern vergeben können, wenn sie mehr Hochachtung vor den körperlichen Reliquien eines Heiligen, als vor dem abgeschiedenen Bewohner desselben haben.

Soll ich noch etwas von unsern Leidenschaften sagen, die wir so wenig kennen, weil wir bei ihren Aeußerungen am wenigsten Verstand besitzen, sie zu untersuchen? Diese sinds, die den Menschen zu einer Höhe bringen, die allzeit schauderhaft für ihn ist, die ihn in entgegengesetzten Dingen groß machen und ihn in Widerspruch mit sich selbst setzen. Laß diesen Mann von dem Freunde, den er jezt so warm umarmet, beleidigt werden. Nun ist die Harmonie, in der er vorher war, gestört; — er strengt sich an, das Gegentheil von dem zu werden, was er gewesen ist. Es kommt

jetzt wenig darauf an, zu was ihn der äußere Eindruck macht. Nun wünscht er das Herz durchbohren zu können, das nicht lange vorher an seinem schlug; er sieht in dem Gesichte die Mienen des Todfeindes, wo er vorher nur Züge der Zuneigung bemerkte; er sieht auf demselben die hämische Verachtung, das Drohen des Mörders, er sieht das Bild des Teufels. Wer gab ihm die Augen, denselben Menschen in so kurzer Zeit in zwei so verschiedenen Gestalten zu erblikken? Die Leidenschaft — diese Leidenschaft, die alles verändert, die den Menschen sich selbst unähnlich macht, die unerklärbar wirkt und unwiderstehlich hinreißt.

Wir sind nie so glücklich oder unglücklich, als uns unsre äußern Umstände Anlaß geben: wir sind's allzeit mehr oder weniger. Aus der mit Wolken bedeckten Zukunft webt sich der Mensch Duftbilder, die eine schöne oder schreckliche Gestalt für ihn haben. Diese vermengen sich mit seinen gegenwärtigen Umständen und vermehren durch ihr Dasein sein Glück oder Unglück.

Wir jagen nach den Vergnügungen und sind mißmuthig, sie gefunden zu haben, wenn ihr Genuß vorüber ist. Wir werden nie gesättigt, unser Hunger vermehrt sich, je mehr wir ihn stillen, wir dürsten nach Wasser bei der Quelle. Unsre Begierden sind zu heftig, ihre Dauer zu lang, ihre Quelle zu rein, als daß dieselben Dinge den Menschen, und das Vieh auf gleiche Art befriedigen sollten. Er fühlt wie wenig ihm das genug thut, was ihn umgiebt; deswegen ersetzt ihm seine Einbildkraft, was ihm seine Macht nicht geben kann: er stillt seine Wünsche durch sich selbst. Wenn er glücklich ist, so hat er den Grund seines Himmels mehr in sich, als in der Welt zu suchen; — diese äußere Welt giebt ihm nur Materialien zu derjenigen, die er in sich schafft.

Seine Organisation, sein Körper ist für diese Erde gemacht, aber dessenungeachtet ist's so deutlich, so unverkenn-

bar daß er nur ein unreifer Himmelsbewohner ist. Im Kinde verhüllt noch ein dichter Schleier die aufkeimende Größe, aber es entwickeln sich verborgene Kräfte, die den Ort seiner Bestimmung näher anzeigen, es keimen Tugenden, für die diese Erde ein zu elender Aufenthalt ist. Dessenungeachtet zieht ihn eine unsichtbare Gewalt weit unter seine Würde herunter. Er ist weder für diese Erde; — denn er hat Augenblikke, wo er den Himmel in sich fühlt — noch für die andere Welt, weil er oft für diese zu gering ist. Kurz er ist ein wunderbares Mittelgeschöpf, das sich ein Räthsel bleibt, von dem er nicht mehr weiß, als daß es unauflöslich ist. Er vervollkommnet sich von seiner Geburt an mit einer besondern Schnelligkeit; er erhebt jede seiner Kräfte zu einer doppelten Höhe, er überwächst sich selbst, um das zu werden, was er am — Anfang war: er wird als ein Kind geboren, er stirbt wieder als eines. Er weiß nichts von seinem Ursprung und eben so wenig von seinem Ende. Von seiner Existenz kennt er nur den gegenwärtigen Augenblick. Dichtet, herauszubringen, was ihr waret, was ihr sein werdet! — ich will anbeten für das, was ich bin. Ich bin zu viel als daß ich nicht nach dieser Welt mehr sein sollte!

Die Bestimmung des Menschen nach dem Tode! Wahrlich, wenn alles in unsern Lehrgebäuden licht ist, — hier ist noch Grabesdunkel. Wir wissen zwar, daß wir sein werden; allein was werden wir sein? Weder die Fakkel der Religion, noch der Vernunft leuchtet hier. Hier auf dem Erdball, wo ein Wirrwarr von tausend Meinungen die Seele trunken und ihren Blick auf die Wahrheit schief und trübe macht, wo wir uns betrügen oder der Andere uns betrügt, wo Geschichte und Philosophie oft gleich unsicher sind, wo jedes Jahrhundert die Lügen vertilgt, die das vorhergehende geboren hat, oder neue an ihre Stelle setzt, um sie vom künftigen widerlegen zu lassen;

wo das, was man gewiß weiß in Vergleich mit dem, was man gar nicht, was man unsicher, und was man falsch weiß, zu einem Nichts verschwindet und wo der Mensch so räthselhaft ist, wie die Welt, in der er sich befindet und das Gegenwärtige so unbekannt, wie das Zukünftige — auf diesem Erdball, sag' ich, sollten wir vom Leben jenseit des Grabes mehr als Muthmaßungen wissen und unsrer Furcht vor dem unbekannten Lande etwas mehr als Hoffnung entgegensetzen können. Nein! träume, wer will, Aussichten in jenes Leben! Die Träume verlieren sich, wenn man erwacht. Wahrer sagt Pope: „Hoffe in Demuth; erhebe dich auf zitternden Flügeln; erwarte den großen Lehrer Tod und bete Gott an!

Vergleichung des Atheism mit dem Fanatism.

(1781.)

Atheism und Fanatism — beide erzeugen gleich schädliche Wirkungen und sind nur in ihrem Ursprung verschieden. Sie sind Kinder des Irrthums, aber dieser Irrthum kommt nicht aus derselben Quelle. Der Atheist irrt, weil er selbst denkt; der Fanatiker, weil er blos mit dem Andern denkt; jener gelangt mit Mühe auf einen ungewöhnlichen Irrweg, welcher einen Mann fordert, der auch die steilsten Höhen der Wahrheit erklimmen kann; dieser hat seinen Irrthum einer Schwäche zu danken, die halb die Wirkung seines Kopfs und halb die Wirkung seines Herzens ist. Neben dem Wege zur Wahrheit liegt auf der einen Seite die abschüssige Bahn zum Fanatism und auf der andern Seite die steile Höhe zum Atheism; in jene darf man, so zu sagen, nur fallen, auf diese muß man steigen; allein es ist schwerer, von jener zurückzukehren, als von dieser. Ein

Atheist muß ein Philosoph, ein Fanatiker ein schlechter Theolog sein. Die Vervollkommnung der Philosophie wird den Atheism, die Vervollkommnung der Theologie den Fanatism unmöglich machen. — Beide Ungeheuer hat die Nacht geboren, beide fliehen vor dem Tag. Der Aberglaube hat nie einen großen Mann zum Anhänger, der Atheism hat einen Spinoza gehabt. Man kann den Gotteslängner durch Gründe widerlegen; der Abergläubige nimmt keine an. So wie man leichter ein falsch sehendes Auge verbessern, als ein blindes heilen kann, so ist es ein kleineres Wunder, Einen vernünftig zu machen, der seine Vernunft übel anwendet, als einen, der keine hat. — Der Atheist verehrt einen Gott nicht, den er nicht glaubt; der Abergläubige verehrt einen falsch, den er nicht kennt. Auf der einen Seite scheint es besser zu sein, sich keine, als entehrende Begriffe vom höchsten Wesen zu machen; auf der andern ist's mehr Verdienst, einen Irrthum hegen, der unsre anderweitigen Beweggründe zur Tugend verstärkt, als einen, der die Ausübung jeder guten That von dem Ausspruche unsers Eigennutzes abhängig macht. Der Gotteslengner begeht nie das Laster deßwegen, weil ers mit der Tugend verwechselt, sondern, weil ers zur Erreichung seiner Absichten tauglich findet; — er verehrt blos die Tugenden, zu welchen ihn die Gesellschaft zwingt, welche kein Eigennutz anräth und die Güte seines Temperaments hervorbringt. Der Fanatiker wird viele Laster begehen, weil er sie für Tugenden hält; er wird aus Pflicht böse sein und sich nicht selten aus Liebe zum Himmel der Hölle würdig machen; — allein er wird nicht das Böse thun, weil es die Larve der Nützlichkeit trägt, noch das Gute unterlassen, weil es seinen Regungen widerstreitet. Der Atheist ist ein besserer Bürger, als der Fanatiker, weil er toleranter ist. Ich weiß nicht, ob ein Staat von Atheisten nach Bayles Behauptung möglich sein kann; aber ich weiß, daß ein Staat von Fanatikern schon

wirklich war; in jenem möcht' ich nicht Bürger, aber von diesem nicht Nachbar sein. Der Abergläubige hat Autodafé's errichtet. — Man hat von ihm Böses genug gesagt, wenn man nur dieses gesagt hat. Der Atheist hat es nie gekonnt; allein es scheint auch nicht, daß er's je würde gewollt haben. Der Atheist ist ein Philosoph, er verbrennt daher lieber die Bücher, als die Körper seiner Gegner und findet am Andern mehr seine Dummheit, als seine Ketzerei. Der Fanatiker glaubt den Andersdenkenden hassen zu dürfen, weil er ihn der Hölle würdig hält. Der Atheist äußert mitleidigen Stolz gegen den, dessen Meinungen er für einen Beweis seiner Dummheit ansieht. Der Atheist sucht Proselyten zu machen, weil er jeden Proselyten für einen Sklaven an dem Triumphwagen seines Systems hält; der Fanatiker bekehrt aus heiligem Eifer, aus Pflicht, aus übelverstandener Menschenliebe; dieser klagt über das böse, verstockte Herz des Andern und glaubt an ihm schon auf der Erde den Dienst des Teufels verrichten zu dürfen; jener klagt über den schwachen Verstand des Andern und züchtigt ihn durch Spott und Verachtung. Der Fanatiker ist allzeit Schwärmer; der Atheist immer zu kalt — dieser hat weder große Laster, noch große Tugenden, jener zeichnet sich oft durch beide zugleich aus. Die Menschenliebe des Fanatikers ist eingeschränkt, aber feurig; die des Atheisten hat ihre Ausdehnung ihrer Kälte zu danken. Der Muth des Atheisten entsteht, unabhängig von seinem System, blos aus der Stärke seines Geistes; der Fanatiker borgt seine Kühnheit von seinen Meinungen. Die Hoffnung des Paradieses entflammt den Muhamedaner zu jeder kühnen Handlung, erfüllt ihn mit Blutdurst im Schlachtfeld und verbirgt durch ihre schöne Gestalt den Anblick des nahen Todes. Allein der Atheist sieht nur deßwegen das eröffnete Grab ohne Beben, weil er nichts fürchtet, weil sein starkes Auge jede Gestalt mit Gleichgültigkeit aushält. — Man kann eher den

schädlichen Wirkungen eines Atheisten, als eines Fanatikers Einhalt thun; denn jener handelt aus einem Eigennutz, welcher zeitliche Vortheile zum Endzweck hat; er betrachtet den Tod als das größte Uebel, er vermeidet ihn durch die Aufopferung seiner schätzbarsten Vergnügungen, durch die Uebernehmung der größten Leiden; es giebt also eine Strafe, die ihm fürchterlicher sein muß, als die Ertragung jedes Uebels, als die Beraubung jedes Vergnügens. Allein wer will denjenigen vom Laster abhalten, der sich durch einen Befehl Gottes zu seiner Ausübung berechtigt glaubt? wo ist eine Strafe für das Verbrechen, das mit dem Himmel belohnt wird und wo sind die Schrekken für den, der seinen Muth durch heitre Aussichten bis zur Kühnheit erhebt, seine Standhaftigkeit durch die Hoffnung auf übernatürliche Einflüsse bis zur Unempfindlichkeit stählt und den Tod selbst in seinem Plan zum sichersten Mittel zur Erreichung seines Endzwekkes macht?

Die Menschheit hat die Schläge des Fanatismus tief genug gefühlt, der im Gewande der Religion jedes Verbrechen des Ruchlosen beging, der aus Begierde nach dem künftigen Himmel die gegenwärtige Welt in eine Hölle verwandelte, der seine Gestalt in die Jahrbücher der Welt mit blutigen Zügen gezeichnet hat.

Welches ist nun endlich das größte Uebel, Atheism oder Fanatism? Voltaire antwortet wahr und schön: „L'atheism et le fanatism sont les deux poles d'un univers de confusion et d'horreur. La petite zone de la vertu est entre ces deux poles; marchez d'un pas ferme dans ce sentier, croyez un Dieu bon, et soyez bons!“

Abgerissene Gedanken über den großen Mann.

(1781.)

Man lernt die großen Männer erst recht genießen, wenn man sie schon lange genossen hat; erst durch die Wärme der Freundschaft reifen die Früchte, die so süß zu kosten sind, die die Vortrefflichkeit des Baums beweisen. Draussen in der Welt blenden sie und verschießen feurige Strahlen: man muß näher bei ihnen sein, um Wärme von ihnen zu empfangen. Ihr Schüler sein ist viel; ihr Freund zehnmal mehr.

Der Mann, der auf dem Aetna steht, sieht eher die prächtige Sonne, als die untern Thalbewohner — So sieht der aufgeklärte Kopf früher die Morgenröthe eines Genies, als sie die stumpfen Augen der Dummen sehen. Er sieht das Genie am frühen Morgen, er sieht es bis an seinen Untergang; jene sehen es nur, wenn es schon blendet, schon brennt. Sowie es Sonnenfinsternisse gibt, so gibts auch Verdunkelungen des großen Mannes. Daher sieht der Mächtige die verdienten Männer nicht, weil ihn immer die dunkeln Körper des Neids und der Verläumdung umkreisen und durch ihr Dazwischentreten scheinbare Flekken in dem Glanze des Verdienstes verursachen.

Große Männer sind am nützlichsten, wenn sie durch die Jahre ihre Fehler abgelegt haben und gefallen erst am Abend ihres Lebens, wie die Sonne bei ihrem Untergange. Sie sind groß ohne gefährlich zu sein; sie wärmen, aber sie brennen nicht; sie verbreiten sanfte Strahlen, ohne blendenden Glanz. In ihrem Leben waren sie große Geister, bei ihrem Tode sind sie große Menschen, und verdienen dort unsre Bewunderung, hier unsre Liebe.

Das Unglück schadet dem großen Manne wenig, wel-

cher auf den Trümmern seines vorigen Glücks zu einer beträchtlichen Höhe hinaufsteigt. Und wenn es ihn auch unterdrückt, so endigt er seinen Lauf wie seine Sonne, entzieht sich allmählig den Augen seiner Zeitgenossen und vergoldet noch durch ein schönes Ende die trüben Wolken des verflossenen Lebens. Allein er geht auch, wie die Sonne, in einem andern Lande mit morgenröthlichen Strahlen auf: er glänzt mit seinem Ruhme der Nachwelt. Das Glück ist ihm gefährlicher; es kostet ihm mehr Mühe, groß zu bleiben, als groß zu werden und die Wärme der guten Tage scheint die wächsernen Flügel zu zerschmelzen, mit welchen er sich in die Höhe schwingt.

Derjenige sollte den großen Mann nicht loben, der ihn nur loben kann, der nicht sich selbst einen Theil des Lobes zueignen darf. Herrlicher klingt die Lobrede, die ein großer Mann auf den andern, ein Friedrich auf einen Voltaire, macht; denn er allein kennt das wahre Große, er allein stellt es am besten in seinem natürlichen Glanze dar. Wir hingegen schweigen; unser stilles Staunen wird der Herold von der Größe jener Männer und unsre Liebe gegen sie das Monument ihrer Unsterblichkeit.

Die vorherbestimmte Harmonie und das System des Influxus haben die nehmlichen Schwierigkeiten.

(1790.)

Ich setze blos die Einschränkung hiezu, daß diese nehmlichen Schwierigkeiten nur den Deterministen, nicht den Aequilibristen drükken.

Der Harmonist hebt nicht nur den Influxus zwischen Leib und Seele, sondern zwischen allen Substanzen auf;

denn es ist gleich unbegreiflich, wie eine einfache Substanz in eine andre oder wie eine in ein Aggregat von einfachen Substanzen (d. i. den Leib) einwirke, oder wie Aggregate in Aggregate. Diese Unbegreiflichkeit bleibt auch den Materialisten; sowie sich auch die Einwirkung von Geist auf Geist um nichts leichter, als die von Geist auf Körper fassen läßt.

I. Dem Harmonisten setzt man dafür erstlich die Schwierigkeit entgegen, wie nach der Leib seine Reihe Bewegungen*) ohne Seele und wienach die Seele ihre Reihe Vorstellungen ohne Leib abzuwinden fähig sei.

Allein eben diese Schwierigkeit liegt auch im System des Influxus, nur unter einer andern Gestalt. Wenn der Influxist die Bewegungsreihe keinem künstlichen Räderwerk von mehren zusammengestellten Monaden, wie der Harmonist, zuschreibt, sondern der Vorstellungsreihe einer Monade, so ändert er ja nur den Sitz der Schwierigkeit. Denn diese Vorstellungsreihe ist (nach dem Deterministen) ein maschinenmäßiges Abrollen von Ideen, wovon eine die andre bestimmt und deren Ordnung so gut, wie die entsprechende Bewegungsreihe des Harmonisten, die Wunder einer fremden, schaffenden Hand zum voraus setzte; die Seele ist das nämliche künstliche Automat, das der Körper nicht sein soll, nur daß (was aber die Schwierigkeit höchstens vermehrt) der Influxist die künstliche Aufeinander-

---

*) Ich will zur Wort-Ersparung allezeit unter Bewegungsreihe die achtzig Jahre lange Prozession von körperlichen Handlungen, Gehen, Reden u. s. w. verstehen, die der Harmonist aus der Zusammensetzung des Körpers (mehrere Monaden) erklärt, — und unter Vorstellungsreihe die ganze Folge von geistigen Thätigkeiten, Sehnen, Erinnern u. s. w. die er aus einer Monade erklärt. — Freilich sind am Ende beide Reihen wechselseitig einerlei, in verschiedenem Bewußtsein vorgestellt.

folge unter mehre Wesen vertheilt.*) — Man gewinnt nichts, wenn man zweitens einen Theil dieser Ordnung zu einer Wirkung der einwirkenden Welt macht, z. B. wenn in meine Ideenreihe von Alexander jetzt auf einmal meine Stube mir die Vorstellung der Wärme und also eine neue Ideenreihe einschiebt. Denn alle diese neue Ordnung in der äußern, einwirkenden Welt bedarf einen neuen Grund und will wieder gerechtfertigt sein: ob diese Zusammenpassung, diese Ordnung in der Aufeinanderfolge der Veränderungen in mehren Substanzen auf einmal (wie der Influxist sagt) oder in einer einzigen ist (wie der Harmonist will) — ob die Vorstellungsreihe eine Wirkung und Ursache der Bewegungsreihe ist, (wie der Influxist will), oder ob jede von der andern unabhängig ist, (wie der Harmonist sagt,**) — das ändert in der Schwierigkeit, die die Ursachen dieser Reihen anzugeben erschwert, ja nichts und sie liegt auf den Schultern beider Philosophen. Wenn ich bei einem Doppelklaviere auf dem obern Klaviere alle Tasten, die den Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt ꝛc." ausmachen, niedergehen sehe, so könnt' ich ja diese künstliche Aufeinanderfolge nicht aus der koexistirenden Aufeinanderfolge auf dem un-

*) Der Fatalist muß annehmen, daß die erste Idee des Embryons oder Täuflings die ganze Ideenreihe des Wesens bis es Pfarrer wird, bestimme und anordne. Denn aus der Kraft der Seele kann er wol erklären, daß sie Ideen hat, (wie aus der Trägheitkraft der Uhr, daß sie geht) — aber nicht, daß sie die und die Idee hat, wie nicht aus der Bewegungskraft der Uhr, sondern aus des Uhrmachers Kopf, daß sie so und so geht.

**) Eigentlich ist nach Leibnitz die Bewegungsreihe auch eine Vorstellungsreihe, aber im Selbstbewußtsein eines andern Wesens; z. B. die dunkeln Ideen aller gelehrten Monaden in Hof kämen der Empfindung einer andern Monade etwa wie eine Fläche, wie eine Bewegung u. s. w. vor.

tern Klaviere zu erklären glauben, weil, es möchte das obere oder das untere Klavier den Choral allein spielen, immer noch die Frage bliebe, wer die Tasten (mittelbar oder unmittelbar) bewegt? Und das ist der Kantor. Bisher glaubte man die Bewegungsreihe zu erklären, wenn man sie aus der Vorstellungsreihe — und diese, wenn man sie aus jener erklärte, und beide, wenn man eine mit der andern durchflocht. Da der Atheist entweder ein Harmonist oder ein Influxist sein muß — (das dritte System der gelegentlichen Ursache ist nichts, als eine Art vorherbestimmter Harmonie) und beide Systeme die nämliche Schwierigkeit gemein haben, so kann wenigstens diese Schwierigkeit dem Atheisten nicht wehren, ein Harmonist zu sein.

II. Die zweite Schwierigkeit ist, daß die nehmliche Bewegungs- und die nehmliche Vorstellungsreihe allzeit koexistiren, daß, wenn ich z. B. denke, mit meinem Körper nach Schwarzenbach zu gehen, der Kauz des letztern wirklich thut, ohne daß beide von einander wissen und leiden. Allein beide Reihen existiren doch nach beiden Systemen und sind unerklärlich, man mag sie als Ursache und Wirkung, oder nur als koexistirend annehmen. Das einzige Schwierige ist also nur, daß sie gerade zu e i n e r Zeit aufgezogen wurden und also iezt mit einander laufen; allein da sie doch einmal neben einander gehen mußten, wäre denn die Schwierigkeit viel kleiner, wenn z. B. meine Seele ein Jahr später hätte abzurollen begonnen, als der Körper, so daß sie das ganze Jahr 1789 das dächte, was der Körper im Jahr 1788 schon that? z. B. wenn ich heute diesen Aufsatz ausarbeite und im Jahr 1786 hätte ihn der Körper schon niedergeschrieben und du hättest meine Gedanken ein ganzes Kirchenjahr früher empfangen, als ich selbst? — Diese gleichzeitige Aufziehung mußte freilich der Atheist ungern annehmen aber wird ihm denn die zu-

4*

fällige Zusammenpassung der ganzen Welt nicht eben so schwer?

Der Harmonist ist also gut zu retten. Dennoch bin ich keiner; 1) weil die Lehre der Freiheit diese Schwierigkeit hebt: 2) weil, wenn Leibnitz und Kartesius nicht begreifen können (und es deswegen leugnen) wie eine Substanz eine Veränderung in der andern erzeuge, ich es eben so wenig begreife, wenn sie sagen und gestehen, daß jede Veränderung aus einer vorherigen in der Substanz selber komme und die Unbegreiflichkeit ist die nämliche, ob ich eine Veränderung als Wirkung der veränderten Substanz selber, oder als Wirkung einer fremden Substanz annehme. Inzwischen verbleibt geschickten Philosophen noch die zerstörliche Einrede, daß es gar keine Veränderungen gebe; und dieses läßt sich glauben, da es mehr unsinnig und toll ist, als unphilosophisch; 3) wegen meines Gefühls, daß ich mit meinem Willen wirke; 4) weil es außer diesen Ursachen noch dreimalhunderttausend andere giebt, die ich nicht hernumerire.

Hieraus sieht man aber auch, daß Leibnitz und Reinel der Sache vielleicht tiefer nachgedacht, als die gelehrte Welt bisher nur glaubte.

Etwas über Leibnitzens Monadologie.

Etwas das man jetzt vergessen zu haben scheint, eben weil man es schon so lange wußte.

(1781.)

Gewisse erhabene Wahrheiten sind von großen Geistern ersunden worden, um wieder von großen Geistern geglaubt und gesagt zu werden. Im Munde eines schwachen Kopfs verlieren sie etwas von ihrer Größe und bekommen einen

Anstrich von Lächerlichkeit; sie passen für die Seele eines kleinen Geistes, wie Sauls Harnisch für den David und ihre Erhabenheit verschwindet, weil sie in den Insectenkopf gewisser Menschen eingekerkert werden. So wie es für das Verdienst eine Ehre ist, vom Bösewicht gehaßt zu werden, so ist's für erhabene Wahrheiten ein Gewinn, wenn sie ein Dummkopf leugnet und belacht. Sie verlieren, wenn sie im Kopf des Dunsen seine schwachen Begriffe zu Gesellschaftern bekommen und werden entehrt durch das Lob, das ihnen ein Unmündiger bringt. Leibnitzens Monadologie — wenn man sie nur nennt, hat man ihre Erhabenheit bewiesen. Sie ist ein Strahl vom himmlischen Lichte, eine Wahrheit, die noch nicht für diese Erde gehört, ein Gedanke, den man erst jenseit des Grabes denkt. Jeder große Mann begreift nur mit Mühe die Möglichkeit ihrer Entdeckung und hält einen Leibnitz bei dem vortheilhaftesten Begriffe von seiner Größe doch noch zu klein, um von ihm ihre Erfindung zu vermuthen. Allein nur der, den sie erfand, konnte sie denken; Tausende nach ihnen sagen sie blos; sie bleibt auf ihren Lippen; sie ist zu groß für ihren Kopf. Sie wird in allen Hörsälen gelehrt, allein ich zweifle, ob irgendwo recht? Der Professor trägt sie vor — man findet sie lächerlich. Ich weiß nicht über was man lacht, ob über diese Wahrheit, oder den der sie sagt. Genug! sie gehört nicht auf den Katheder und nicht in die Kompendien. Sie gehört für den Weisen, der nach einem langen Leben nebst andern Thorheiten auch die gelehrten abgelegt hat und anfängt, in den Wahrheiten mehr Nahrung für seinen Geist, als Stoff für seine Gelehrsamkeit zu suchen, der sich in tiefe Einsamkeit begräbt, um nicht unaufhörlich den ermüdenden Streit seiner Sinne und seines Verstandes zu fühlen und sich vom Geräusch der Welt hinweg zur Stille des Grabes stiehlt, um sich von den Irrthümern loszureißen, die das gegenwärtige Leben

gezeugt hat und die Wahrheiten zu ahnen, die das zukünftige verspricht. — Ich weiß nicht, ob nicht in dem Gesagten auch die Ursache liegen mag, warum die Verachtung eines Leibniß einen Hauptzug in dem Character des vergangenen Jahrzehends ausmachte. Gewisse s. g. Genies machten sich wächserne Flügelein, um damit zur Unsterblichkeit aufzufliegen. — Sie flatterten und gaukelten und glaubten damit genug geflogen zu sein, um über die Kleinheit dieses Riesen lachen und spotten zu können. Allein es war nichts, als Insektengesumse vor dem Sonnenuntergang. — Leibniß braucht keine Schüler auf der Erde; aber er kann Lehrer sein in der andern Welt. Vielleicht hat er in derselben mehr Engel zu Bewundrern gehabt, als Menschen in dieser, und vielleicht erntet er erst die Lobeserhebungen der Sterblichen ein, wenn sie selbst unsterblich sind. —

Es gibt weder eine eigennützige Liebe noch eine Selbstliebe, sondern nur eigennützige Handlungen.

(1790.)

1. Ich habe meinen ersten Satz bewiesen, wenn ich dargethan, daß die Liebe, die ein geiziger Universalerbe gegen seinen Erblasser nach der Publikazion des Testamentes empfindet, eben so rein und uneigennützig sei — der Art nicht dem Grade nach — als die, die uns sanft das Herz erwärmt für die großen Wohlthäter der Menschheit im Plutarch und für den Onkel Toby im Tristram, obgleich jene nicht mehr sind und dieser niemals war.

Wenn der Universalerbe eben so viel Gold als die Erbschaftsmasse beträgt, im hohlen Kopfe einer Statue fände, so empfänd' er darum nicht einmal so viel Liebe gegen sie,

als ein schwärmerischer Artist vielleicht für sie hat. — Wenn der Erbe dieselbe Summe im Sarge des Erblassers anträfe: so hätt' er wieder keine Liebe für ihn. Ja wenn der Erblasser wahnsinnig wäre und ihn mit dieser Summe beschenkte, so fühlte er dennoch keine angemessene Liebe gegen den Verrückten, troß der Aussicht zu wiederkommenden Geschenken: denn ich rechne eine kleine Regung der Liebe ab, die dem Menschen durch eine Täuschung der Personifikazion gegen das rettende Brett im Schiffbruch, gegen ein altes Hausgeräthe und gegen Menschen, die ihm ohne ihren Willen nutzten, eingeflößet wird. Folglich liebt der Erbe am Wohlthäter nicht seine metallische Nützlichkeit — diese hat er schon vor dem Geben lieb — sondern seine Gesinnung gegen ihn, d. h. seine Liebe, den fremden Seelenzustand, und die Befriedigung des Eigennutzes war nur das nothwendige Mittel, jene Liebe aufzudecken und vor die Seele des andern zu bringen.

Jetzt behaupt' ich aber weiter: die Liebe des Erben gegen den Testator ist von unsrer gegen den milden Onkel Toby nicht in der Art verschieden, sondern im Grade. Ich sage: nicht in der Art. Alle Liebe liebt nur Liebe, sie ist ihr eigner Gegenstand. Unsere Affekten sind überhaupt gleichsam Verkörperungen des sittlichen Triebes und in ihnen ist die Gestalt des letztern wie in den Thieren die menschliche, ausgedrückt aber nur anagrammatisch, in und auseinander geschoben und ohne Eurhythmie. Der Zorn ist gleichsam ein plethorisches Gefühl der moralischen Häßlichkeit, der Neid ist das Gefühl des Mißverhältnisses zwischen unserem oder fremdem Schicksal und Werth, und so der Ehrgeiz, die Liebe u. s. w. So ist sogar die Liebe gegen weibliche Schönheit — abgesondert vom ästherischen Gefallen daran, das am Ende nur eine kühlere Liebe ist — nichts, als die Liebe gegen die durch Farben- und Linien-Reize

hieroglyphisch abgemalte und in Menschen-Wachs bossirte Liebe oder moralische Schönheit.

Wir ahmen den fremden Zustand der Menschenliebe nach, wir oder andere mögen der Gegenstand der letztern sein, ich meine unsre Liebe gegen den Wohlthäter ist gleich rein obwol nicht gleich stark, er mag es gegen andere oder gegen uns sein. Da unsre Liebe ihr Objekt hat im Zustand eines fremden Ichs, so kann wenigstens sie nicht als Empfindung oder Trieb die reflectirende Berechnung anstellen, ob jener Zustand mich oder andere zum Ziele habe.

Allerdings reget die Menschenliebe des andern in mir eine größere Liebe an, wenn ich ihr Gegenstand bin, als wenn andere es sind. Aber der Grund benimmt der Liebe des Universalerbens von ihrer Reinheit nichts. Von meinen Vorzügen, von meiner Würdigkeit, geliebt zu werden hab' ich eine tausendmal lebendigere Vorstellung als von fremden Vorzügen. Zweitens hab ich von der fremden Liebe und ihrer Einwirkung, sobald ich sie erfahre, einen lebhaftern Begriff. Drittens verstärkt meine Eigenliebe meine Menschenliebe, ohne sie zu verfälschen: kein Trieb kann den andern unmittelbar erzeugen oder erhöhen, sondern nur sein Gegenstand, aber der schlimmere Trieb kann unsre Phantasie befeuern, den bessern mit hellern und mehren Gegenständen zu umringen und anzufachen. Die eigensüchtige Phantasie steigert also die uneigennützige Liebe. Hätten wir nicht nur vom Werthe jenes Galeerensklaven, den ein göttlicher Mönch loskettete um sich selber in seine Banden zu begeben, sondern auch von seinem Wohlbehagen nach der Rettung einen so hellen Begriff, wie er selber von beiden hatte: so müßten wir den Mönch, ohne die Schuldner seines schönen Herzens zu sein wie der Sklave, doch fast eben so lieben wie der Sklave. Ja eine feinere Seele stellet die Liebe, die ihr Liebhaber für sie hat, so weit von

ihrem Selbste weg, daß sie ihn so zart und verdienstlich lieben kann als wär' er der Liebhaber eines fremden Ichs.

II. Es kann keine Selbstliebe geben so wie keinen Selbsthaß. Ich müßte zweimal da sein, damit das liebende Ich nicht ins geliebte zerflösse. Da Liebe nur gegen Liebe entbrennt, so müßte die Selbstliebe sich lieben, eh' sie sich liebte und die Wirkung brächte die Ursache hervor, welches so viel wäre als sähe das Auge sein Sehen. — Freilich steht in unserem Kopfe ein Zwillingsbruder unsers Ichs, d. h. ein Bild von diesem Ich; und diesen Schieferabdruck unsers Ichs lieben wir freilich: aber das ist so wenig Selbstliebe als es eine wäre, wenn wir eine fremde uns bis auf alle Punkte und Striche nachgestochene Person lieb hätten.— Nur Eigenschaften werden geliebt, allein Substanzen lieben. Aber unsere sogenannte Selbstliebe wächset ja nicht mit unsern Vorzügen — höchstens mit unsern Fehlern; — und sie ist eben so warm, wenn wir uns selber verachten — denn sonst würden wir uns im Sünden-Sumpfe lassen — als wenn wir einen Theil unsrer eignen Natur verehren müssen.

Es ist noch mehr meiner Neigung gemäß, den obigen Satz umgekehrt auszudrücken und zu sagen: nur Substanzen werden geliebt. Die nackte federlose luftige Eigenschaft ist an und für sich kein wärmerer Gegenstand meiner Liebe, als das ihr zusagende Wort im Vokabelnsaal oder Compendium. — Jede Eigenschaft muß an einem Ich — das wieder für uns, obwol unbegreiflich etwas bessers ist, als eine andere Eigenschaft — glänzen, um geliebt zu werden. Dieses lebendige Ich, diese Bedingung aller geistigen Eigenschaften, lieben wir allein in diesen. Nach dieser Definizion ist Selbstliebe noch unmöglicher, d. h. Liebe vom Ich gegen das Ich. Unsere Selbstverachtung kann sich nicht auf unser ganzes Wesen richten, weil der Theil, worin sie ist, doch keine verdienen kann; und so würde die Selbst-

liebe nur immer blos Eigenschaften, nie das Wesen selber, weil sie ja von diesem selber etwas einnimmt, umfassen können. Ich besorge, dieses scheint spitzfindiger als es ist. Aber in den trüben Abgrund der Selbstliebe müssen mehre Kantische Sonnen fallen, um ihn licht zu machen.

Die Liebe, womit uns der gute Andre empfängt, ist so etwas mystisches, daß wir uns gar nicht in seine Seele denken mögen, weil wir seinen guten Begriff von unserem Ich nicht theilen können — wir begreifen (troz dem Bewußtsein unsers Werthes) nicht, wie man uns lieben könne; aber wir finden uns darein, wenn wir bedenken, daß der andere seiner Seits eben so wenig unsere Liebe gegen ihn müsse fassen können. — —

Man erlaube mir, noch eine clausula salutaris oder ein zierliches Kodizill zu machen; um so mehr da niemand schuld ist als Platner. Dieser behauptet, die Empfindung sei eigennützig weil sie als diese nur unsern eignen Zustand darstelle; und nichts sei uneigennützig als unsre Vernunft. Aber erstlich muß der Begriff von Uneigennützigkeit, wenn er kein ausgehöltes Vexir-Wort sein soll, ja blos der Abdruck eines uneigennützigen Zustandes in uns sein. Zweitens setzet das Gefühl des Eigennutzes das seines Gegentheils voraus. Wie der Blinde nicht nur kein Licht, sondern auch kein Dunkel kennt: so wüßten wir ohne Uneigennutz nichts vom Eigennutz, ohne Freiheit nichts von Sklaverei, so wie vielleicht eine Menge Dinge aus Mangel ihres Wechsels mit dem Gegentheil, für uns auf dieser Welt im Dunkeln bleiben. Drittens frag' ich, wenn z. B. das Mitleid blos darum eigennützig heißen soll, weil ein fremder Zustand voll Schmerzen zu unserem eigenen artet: welche höhere Uneigennützigkeit denn nur denkbar sei? Ich kenne nur die eine denkbare, daß man das fremde Ich noch heißer wie seins versorge, daß man seines vergesse, verschmähe, verstoße. — Aber dann wäre ja

im eigentlichen Sinne das fremde Selbst in meines verkehrt — der Trieb wäre nur verpflanzt, nicht veredelt — und ich hätte blos die Ichs vertauscht. Denn eben darin beruhet der Nicht-Eigennutz, daß meine Natur troz ihrer Selbstständigkeit in den Zustand einer fremden eingeht und daß Ein Ich mehren Ichs nachfühlt. Wie gesagt, wärs möglich, eine fremde Glückseligkeit, durchaus ohne Wunsch einer eigenen zu begehren und ein fremdes Ich mit etwas anderm zu lieben als mit dem eignen — eine Unmöglichkeit selber bei Gott —: so wäre nichts erbeutet, denn ich besäße ja nun den fremden Trieb und mein Eigennutz wäre blos in ein fremdes Ich gezogen aus meinem ....

Da ich diesen Aufsatz zweimal umgeschrieben, so hab' ich zweimal jenes stärkende Vergnügen gekostet, das uns erfrischt, wenn der Kopf die Wünsche des Herzens vidimiret und assekuriret. Indessen war ich doch nie so unglücklich, daß ich jemals — selber in den frühern Jahren, wo die junge Seele die Seelenwandrung durch die Philosophen wie durch Thiere anstellt und bald in jenen Kopf bald in diesen fährt — in den Körper des Helvetius gefahren wäre und mit ihm mich im schmutzigen Glauben an einen allgemeinen Eigennutz aller Menschen — und zulezt der ganzen Schöpfung, weil die Beweise dieselben sind — gewälzet hätte. Wahrlich ich wüßte nicht, was man an sich noch zu lieben hätte außer jener Liebe für andere und ob uns irgend ein Eigennutz unausstehlicher sein könnte, als eigner. Glücklich ist der Mann, dem ein reifendes Herz und gute Menschen, wie er, und ein Horizont ohne Gewitter endlich die Ueberzeugung bescheeret haben, daß — so wie die magnetische und elektrische Materie derselbe Universalgeist ist, der die Wolken, die Zitterfische und die Magneten zieht, der im Nordschein als milder Schimmer, im Gewitter als

Wetterstrahl, im Menschen als Heiligenschein, in den Fischen*) als Zug und Schlag, und in den Nerven als Lebensgeist wirkt — glücklich ist der, sag' ich, der immer mehr glaubt, daß die Liebe, dieser menschliche Magnetismus, immer dieselbe geistige Elektrizität und Desorganisazion verbleibe, sie mag als Bliz in der Geschlechter-Liebe — oder als sanfter Nord- und Heiligenschein in der Menschenliebe — oder als Lichtmagnet in der Freundschaft oder als Nervengeist in der Mutterliebe erscheinen. — — Ich preise diesen Mann darum glücklich, weil er dann nicht nur Menschen wie Brüder, sondern auch Brüder wie Menschen lieben wird, ich meine, weil er, auf den Stufen der Blutsfreundschaft zu dem Gipfel der Geisterfreundschaft getragen, dann wieder jene durch diese veredeln und im Vater, Sohne, Geliebten, Freunde noch etwas höheres außer dem Genannten lieben wird — — den Menschen. — Es gibt hinter diesem hohen Namen noch etwas höheres, das wir an der ganzen Geisterwelt lieben können: Gott. —

Physische Note über den Zitteraal.

Der Zitterfisch war gleichsam der erste Paragraph,**) der magnetische und elektrische Materie verband, da er (nach Hunter) zugleich positiv und negativ elektrisch ist und ordentliche Batterien an sich hat, und da er wie die Aale, Neunaugen, Quappen, Schleien, Karauschen am Magnet

*) Die hiezu gehörige Note will ich, weil der Mensch glaubt, er müsse Noten schneller und kälter lesen, nachher in den Text versetzen.

**) Der zweite oder zwanzigste wäre der Demant, den der Magnet zieht und der gerieben selber den Mastix zieht und, der aus dem Orient, ein Nichtleiter ist, und aus Brasilien ein Leiter.

erlahmt. Vielleicht wird der Fisch auf eine bessere Art als der Fisch Oannes — der, nach einem Fragment des Berosus, alle Wissenschaften den Menschen gab — der Lehrer der Physik, da an ihm in dieser Materie wegen der Einfachheit der Kombinazionen leichter etwas zu lernen ist als am magnetisirten Menschen, so wie ich eben darum glaube, daß die Pflanzen uns mehr Fensterläden und Fenstervorhänge am Lehrgebäude der Erzeugung öffnen können als die niedern Thiere, und diese mehr als wir. So wird die thierische Elektrizität der Fackelträger des thierischen Magnetismus werden.

Ich habe mich oft geärgert, daß die Physiker meistens nur sehen und lesen, anstatt das Gelesene und Gesehene zu kombiniren; noch mehr aber über die Naturgeschichtschreiber, um deren Köpfe oft mehr Heiligenschein ist als wissenschaftlicher innen, weil sie bei ihrer Einschränkung auf Einen Ast und Blattstiel ihrer Wissenschaft, so leicht ihrem optischen und mikroskopischen Fleiße den Schein des Scharfsinns zu ertheilen wissen. — Ich würde mich schämen, wenn ich vor Franklin ein großer Physiker gewesen wäre; — denn ich würde dann so gut wie andere zu meiner Schande die Witterung und die Gewitter beleuchtet und erkläret haben ohne das Licht der elektrischen Materie. Und so steht jetzt ein Montblanc von aufgehäuften elektrischen Erfahrungen vor allen Kathedern und allen fehlt noch das Senfkorn des Glaubens zum Heben des Bergs.

Ich habe zuweilen gewünscht, man sollte nach nichts fragen, sondern die physikalischen Data ordentlich zusammenwürfeln und kombiniren wie Lessing die philosophischen oder andre die Musiknoten. Man würde doch sehen, was herauskäme, wenn man z. B. den Zitterfisch an desorganisirte Menschen, an Gewitterstangen, an Magnetnadeln Vor- und Nachmittags (weil sie nach den Tageszeiten verschieden dekliniren) hielte oder wenn man in Hinsicht der elec-

trischen Fische bedächte, daß das Wasser ein Leiter und ein Leidenscher Kondensator ist, daß die Fische in einem vom Bliz getroffenen Teiche sterben, und also sich so kalt anfühlen, wie ein isolirter Mensch, den einer außer Rapport berührt. — — — Kurz ein Physiker sollte, wie der Arzt, wenig schreiben, wenn er nicht so viel wissenschaftlichen Wiz zu physikalischen Kombinazionen hätte als — Lichtenberg, und dieser sollte seines Orts wieder mehr schreiben. —

Nachtrag zum vorhergehenden Aufsaz.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Dieser Aufsaz hatte unter Jean Pauls Freunden zu Schwarzenbach und Hof mannigfachen Widerspruch erregt; namentlich hatten im erstern Ort Pfarrer Völkel, im leztern Fr. Wernlein schriftliche Widerlegungen abgefaßt, gegen die nun Jean Paul wiederum die Feder zog mit zwei „Kontraapprochen" und einer Antikritik. Da die erstern ohne des Gegners Behauptungen nicht verständlich sein würden, so stellen wir sie (im Auszug) dem Jean Paulschen Text vor.

Behauptungen Völkels.

I.

a) Liebe ist nichts anders als Gier und Gefallen, im allgemeinen, und nur durch ihre Gegenstände und die Grade ihrer Heftigkeit wird sie eine Liebe andrer Art und bekommt andre Namen; so wird die Liebe zum Geld — Geiz ꝛc.

Kontraapprochen Jean Pauls.

I.

Sie haben mehr Scharfsinn als Recht und hörten mehr auf Ihre Philosophie als auf Ihr Gefühl. Von allen Seiten bieten Sie mir Schach und graben Ihre Mine (wenn Sie mich in eine andere Metapher lassen) tief genug; ich werde also mit größter Noth mich und meine Mine unter die Ihrigen hinein zu arbeiten vermögen. Ich stehe noch ganz bei meinem Glauben und Sie bei Ihrem, weil wir uns an einander mit den Rükken lehnen und so

b) Eine Erzgrube, in welcher der Geizige Geld antrifft, ist ein Gegenstand seiner Begierde; er will oder liebt nur das Gold und nicht die Grube, sowie er auch nur das testierte Geld und nicht den Testierer liebt, d. h. er hat gegen den Testierer und die Grube eine eigennützige Liebe.

in falscher Richtung fechten: auf diesem Blatt erst kehr' ich mich gegen Sie um.

ad a) Das Wort „Liebe" ist noch völlig mißverstanden. Sie nehmen's im Sinne des obersten Genus-Begehrens oder Wollens und finden dann freilich in der Liebe gegen einen gefundenen Geldschatz und gegen den Schöpfer, der mich auf ihn stoßen ließ, keinen Unterschied, als den des Grades und Gegenstandes. So könnt' ich aber, — wie Sie das Wort „Liebe" durch Ausdehnung erniedrigen — umgekehrt das Wort „Hunger" durch Ausdehnung (indem er auch ein Begehren ist) erhöhen und alle unsre verschiedenen Neigungen nur in Verschiedenheit der Grade und Gegenstände des Hungers bestehen lassen; denn Hunger, obgleich vom Körper veranlaßt, existirt doch nur in der Seele. Ich gebe nur ein Beispiel. Freilich ist der Gegenstand meiner Liebe (und das kann nur ein lebendiges Wesen sein) auch ein Gegenstand meines Gefallens und zuweilen meiner Gier; aber umgekehrt ist schlechterdings der Gegenstand des Gefallens und Begehrens (welcher auch ein lebloses Ding sein kann) nicht stets einer der Liebe. Sie geben doch zu daß die verschiedenen Gegenstände (Ehre, Schönheit, Essen) auch ganz verschiedene Neigungen wirken; der Gegenstand der Ehre wirkt nicht auf den Hunger; der des Geschlechtstriebs nicht auf die Ehrbegierde. Nun muß der vollkommnere Seelenzustand eines Andern oder vielmehr seine Menschenliebe doch auch eine Neigung in uns finden, auf die sie wirkt; eine Neigung, auf die weder der Gegenstand der Habsucht (Gold) wirkt, noch die auf ihn wirkt. (Das Wegfallen alles moralischen Gefallens lass' ich hier noch weg).

ad b) Gegen die Statue, in der ich Geld antreffe,

hab' ich gar keine Neigung, Empfindung, aber doch wahrhaftig gegen den Menschen, der mir's giebt. Gegen die Grube empfind' ich eben nichts, aber wol gegen den Testierer. Meine Empfindung ist die nämliche gegen jene, ob ich etwas in ihr finde oder nicht, aber nicht gegen diesen. Bei der Grube findet also nicht einmal Ihre „eigennützige Liebe'' statt. — Wenn die Neigung gegen das Geld (ad d.) ganz die gegen den Testierer ist, warum empfind' ich denn wenn er mir's abschlägt, Haß gegen ihn, da doch das vorige Object meiner Liebe (Geld) noch da ist und unverändert? Ich unterscheide ja in mir zugleich Liebe gegen Geld und Haß gegen den Besitzer: warum soll ich denn Liebe gegen das Geld und Liebe gegen den Besitzer nicht unterscheiden: auch müßt' ich ja dann Einen immer mehr lieben, je reicher er würde, wie mir sein Geldhaufe immer mehr gefällt, je höher er wird. Die Ursache zum Lieben (Geld) dauerte ja fort und das Streben darnach muß größer sein, da ich's noch nicht habe Ich dränge mich hier in unnöthigen Beweisen herum, statt daß ich die Sache jedem Menschengefühl und am meisten dem Ihrigen nur so vorlegen dürfte: „Wenn Sie Einer aus der äußersten Hungersnoth durch ein Stück Brod, dessen Verschenkung ihn selber ihr Preis gäbe, aufopfernd risse: wäre denn Ihre lebenslange Empfindung, Neigung, Liebe u. s. w. gegen diesen Freund nur die gegen das Brod? Warum erregt denn der bloße Wille des Schenkens bei eingesehenem völligen Unvermögen denselben Dank, wie das ertheilte Geschenk? Ist die Liebe gegen den Schöpfer denn nur die gegen den Fraß, den er uns auf und in die Erde hinlegt? — Noch mehr: die nämliche Geldsumme erzeugt bei mir verschiedene Liebe gegen die Geber nach ihren verschiedenen Gesinnungen gegen mich; und dann gar keine Liebe, wenn der Geber mir es nicht aus Liebe gibt.

c) Das Gold sollte der Erbe nicht lieben können, weil es blos gefällt? Heftiges Gefallen ist ja Liebe. — e) Je näher mir ein gewünschter Gegenstand kommt, desto mehr lieb' ich ihn. — f) Es kann Fälle geben, wo ich den, dem ich Geld stehle, eben so liebe, als den, der mir dieselbe Summe schenkt. — g) Böse Menschen werde ich hassen oder verachten, sie mögen mir nun etwas schenken, oder sich von mir bestehlen lassen. — k) Der Geizige fühlt nur die Menschenliebe des Testierers, wenn er der Gegenstand derselben ist.

ad c) Der Sprachgebrauch gibt Ihnen Recht: aber „Liebe" paßt nicht für Geld; sonst könnt' ich, da Liebe, auf Menschen angewandt, Freundschaft ist, mich mit Freunden umringen, wenn ich in mein Zimmer goldne Statuen setzte, diese müßt' ich dann als wahre Freunde lieben können.

ad e) Ungeschenkt gefällt Einem eine Sache oft besser, als geschenkt; das Pferd, das Sie mir schenken, werd' ich bald satt; also müßt' ich Sie vor der Schenkung mehr, als nach ihr geliebt haben.

ad f) „Es kann." Nach Ihrem System darf es gar keine andern Fälle geben. Mein Satz heißt: Unmöglich lieb' ich (wenn beide gleiche Tugenden haben,) den Bestohlnen nur halb so wie den Schenker; sonst müßt' ich auch den Bestohlenen nach der Größe des Diebstahls (wie den Schenker nach der Größe des Geschenks) lieb haben und der alte Oe. würde ein wahrer Kosmopolit und weit größrer Menschenfreund sein, als sein Sohn. ad g) z. B. Bekomm' ich vom nämlichen alten Oe. hundert Thaler als Geschenk, so werd' ich ihn doch mehr lieben, als wenn ich ihm diese Summe stehle.

ad k) Meine ganze Behauptung lautet kürzer so: Liebe bezieht sich blos auf die gute Gesinnung des Andern — nun kann er diese gute Gesinnung gegen mich oder gegen einen Andern äußern — in beiden Fällen hab' ich die nämliche Art, aber nicht den nämlichen Grad der Liebe für ihn — ist also meine Liebe gegen seine, mir unnütze, Wohlthätigkeit nicht eigennützig, so kann sie es eben so

l) Egoismus ist also sein Gemüthzustand, sonst könnt' ich nicht begreifen, warum er die Gesinnung des Testierers nicht eben so empfinden sollte, wenn sein Nachbar Erbe geworden. — m) Die Liebe, die gegen mich thätig ist, soll darum einen tiefern Eindruck machen, weil ich von meiner Würdigkeit lebhaftere Begriffe habe, als von fremder. Ist dieß nicht grade Wirkung des Eigennutzes? — n) Warum hab' ich höhere Begriffe von mir? Weil ich alles Gute an mich reißen will. — o) Sollte im Gegentheil die Ursache darin zu finden sein, daß ich mich, indem ich mir am nächsten bin — genauer durchschauen, meine Tugenden deutlicher, als die meines Nebenmenschen bemerken kann, so würd' ich auch auf der andern Seite zugestehen müssen, daß mir auch meine Fehler deutlicher in die Augen fallen werden, als die Fehler meiner Brüder.

wenig nach ihrer Verstärkung durch eine mir nützende Wohlthätigkeit sein.

ad l) Diese Selbstverblendung darf uns nicht irre machen. Nehmen Sie den umgekehrten Fall: Wir reden Alle mit erhabener Stimme und Stellung und mit einer uns selber hebenden Achtung von der S e e l e n g r ö ß e, die sich kühn der Macht des andern entgegenstellt und darübersetzt. Wenn aber diese Seelengröße sich uns selber entgegenbäumt, so schimpfen wir sie Trotz und Laster blos durch unsre Eigenliebe berückt.

ad m u. n) Gesetzt auch; — obgleich Eigennutz hier in einem besondern Sinne genommen wird, so sehe ich nicht, wie meine Eitelkeit, sie mag herkommen, woher sie will, mein Gefühl und meine Liebe, die durch sie gegen fremdes Wohlthun größer wird, von der Gesinnung des Schenkers auf's Geschenk ablenken könne. A u c h k a n n E i g e n n u t z e h e r d i e T o c h t e r, a l s d i e M u t t e r d e r E i g e n l i e b e s e i n.

ad o) Ich appellire von der Logik und vom Scharfsinn an jede Erfahrung, meine eigne nicht ausgenommen. Auch gäbe es dann keine Eitelkeit, keine Eigenliebe ꝛc.

p) Der Begriff der „eignen Würdigkeit" ist hier eingeschoben, wir sprachen blos vom Werth des Geldes oder dem des Testierers beim Geizigen. — q) Wenn sich der Autor hier auf das Gefühl eines Jeden beruft, so macht es zwar seinem Herzen Ehre, beweiset aber in der Sache nichts. — r) Eben so berufe ich mich auf das Gefühl des Geizigen, ob nicht Wohlthätigkeit, Fremden erzeigt, bei ihm oft gar nicht, oft aber Neid und Mißmuth wirkte. — t) Kann ich nicht die Schönheit und Gesundheit meines Körpers oder mein Geld eben so hochschätzen, als ein Andrer seine Tugend und seine geistigen Hoffnungen hochhält? — x) Ich sage sogar: jede Liebe ist eigennützig. K. hat zwanzig gute Eigenschaften, er ist ordentlich, mäßig 2c., ich liebe ihn von Herzen. Aber er beleidigt mich und meine Liebe wird Haß, wenn er gleich noch achtzehn gute Eigenschaften behalten sollte. — E. liebt J., einen reichen Mann und empfängt Wohlthaten von ihm. Dieser verarmt und E. wird von F. fernerhin unterstützt. J. wird nun vergessen. — N. liebt O. der mit ihm in derselben Stadt wohnt und kann ohne ihn nicht leben. O. wird versetzt, und nach 2 Jahren erfährt kaum Einer noch etwas vom Andern.

ad p) Diese „Würdigkeit" erhöht ja in den Augen des Empfängers das Verdienst des Testirers.

ad q) Was ich oder irgend Einer kann, kann Jeder in größerm oder geringerm Grade. Ich behaupte in meiner hier wiederholten Appellazion ans Gefühl nur das, daß, wenn ich einmal Liebe fühle, es — nur den Grad ausgenommen — einerlei ist, ob ich oder ein Andrer der Gegenstand der Wohlthätigkeit ist.

ad r) Das ist wahr und leider auch bei mir zuweilen; aber hier fehlt die Liebe, weil sie von stärkeren Bewegungen unterdrückt wird.

ad t) Ich meinte blos die moralische Selbstschätzung, die schlechterdings auf kein Objekt abzielt, als Tugend. In jedem Falle bleibt der Satz: daß die Selbstliebe nicht nur mit eigner Unwürdigkeit nicht sinke, sondern sogar steige, wenigstens unverhältnißmäßig sei.

ad x) Das ist's eben, daß Ordnung, Mäßigkeit 2c. keine Gegenstände der Liebe sind, sondern der Achtung. Die drei Beispiele thun nur die Hinfälligkeit der Uneigennützigkeit, nicht die Abwesenheit derselben dar. Sie gaben mir oben eine wahre Uneigennützigkeit zu; gleichwohl wischt sie der kleinste Gegenstoß aus. Freilich besiegen eigennützige

z) „Ich liebe ein schönes Frauenzimmer, auch selbst wenn sie mich mit Ungestüm von sich stieße. Ist diese Liebe nicht uneigennützig?“ Schwerlich. Ich liebe die Dame, weil sie mir gefällt, d. h. weil mir ihr Anblick Freude macht, also aus Eigennutz. —

Gesinnungen leicht die uneigennützigen — ich glaub' es leider selbst — aber diese Besiegten existiren doch so gut, wie die Sieger. Setzen Sie, ein Geiziger zöge seine Liebe von einem schönen und reichen Weibe nach ihrer Verarmung ab: hätt' er darum an ihr blos das Geld und nicht auch die Schönheit geliebt? Jenes nur stärker, als diese.

ad z) Ich komme zum Buchstaben, den die Schulmeister mit dem Zukker notieren und er passet auf den Gegenstand. Gefallen liegt weit vom Lieben ab. Es kann mir ein schönes Gesicht ꝛc. gefallen, dessen Trägerin ich hasse. Die Wellenzüge, die Symmetrie, das Kolorit, die schönen Bewegungen können an einer Schönen nicht meine Liebe erzeugen, weil ich sonst auch eine sich bewegende Statue, die jene Reize hätte, ein Gemälde ꝛc lieben müßte, sondern die durch alle diese Reize hieroglyphisch ausgedrückte Liebe lieb' ich an ihr. Das ist aber so schwierig, schwärmerisch, weitläufig, daß ich Sie bitte, mir für heute aufs Wort zu glauben.

Es ist unmöglich, eine Sache um einer andern willen zu lieben: ich liebe an beiden entweder nur eine, oder beide. — „Was ist am Ende Eigennutz?“ Blos das, wenn am Andern etwas anders als seine Liebe, Gesinnung, der Gegenstand meines Wollens ist. — Nie lieb' ich am Andern das nackte Ich; entkleid' ich den Freund von seinen Tugenden ꝛc., so versinkt er. Von dieser Seite gefällt mir die ohnehin zerbrechliche menschliche Liebe wenig. — Aber der Beweis uneigennütziger Handlungen ist etwas ganz anders. Ich fühl' es recht deutlich, wo ich eigennützig oder uneigennützig handle. Eine ganz uneigennützige

Handlung wird nicht blos von der Theorie, sondern auch von unserm Gefühl für unmöglich erklärt. Aber eben so unbegreiflich ist mir's, wie man sich vor der Einmischung dunkler, eigennütziger Gefühle und Reize bei uneigennützigen Handlungen fürchten konnte, da 1) ein ungefühlter Trieb keiner ist für die Moral, da man 2) außer der Dunkelheit, die eben alle merkbaren Gefühle begleitet, noch eine überdunkle annimmt, die ungemerkte bezeichnet, und da es 3) unbegreiflich ist, warum sie mir manchmal das Bewußtsein der Uneigennützigkeit lassen, manchmal nicht.

Behauptungen Völkels.

II.

Unser Streit wird nun ein Ende haben, wenn ich erkläre, daß ich die Liebe gegen meinen Testierer dann für eigennützig halte, wenn ich a) seines Testaments ungeachtet, keine guten Eigenschaften an ihm finde; b) wenn Geld oder Testament, also meine Eigenliebe das Mittel war, meine Liebe zu ihm in mir rege zu machen.

Kontraapprochen Jean Pauls.

II.

ad a) Dann lieb' ich ihn auch schlechterdings nicht. Warum vermag denn Mancher durch alle ausgesäete Wohlthaten keine Liebe zu erwecken? Keimte diese aus jenen und nicht aus eingesehenen guten Gesinnungen, so könnte sie ja nicht fehlen. Aber gewöhnlicher Weise weiß meine Eigenliebe dem Wohlthäter schon Vorzüge anzumalen, die meine Liebe fordern.

ad b) Was heißt „rege machen?" Erzeugen nicht — kein Trieb erzeugt einen andern, sondern blos der ihm analoge Gegenstand. Vermehren oder vermindern also? Allein dieser fremde Dünger besudelt den Blumenkelch nicht, wie der Mangel des Kastraten mit in einen Mangel höhe-

c) Wenn ich gegen einen tugendhaften M von dem ich nichts zu hoffen habe, den nehmlichen Grad der Liebe fühlte, wie gegen meinen Testierer, so wird jene doch reiner sein.

rer Empfindsamkeit ausschlägt, ohne daß darum thierische Liebe und Gefühl für Natur und weibliche Schönheit ꝛc. eins würden (weil sonst jene dem Thiere auch dieses gäbe): so ist der Eigennutz, der meine Liebe und Uneigennützigkeit verstärkt und schwächt, darum doch nicht mit dieser verschwistert und verschwägert.

ad c) Reiner nicht; aber mein Gefühl ist stärker für den Seelenwerth des Andern und wird gerührt vom kleinern Eindruck, indeß ein anderes einen stärkern begehrt.

III.

Antikritik.

(gegen Fr. Wernlein in Hof.) *)

Der Herr Verfasser der Rezension scheint wohl zu allem Möglichen und Wirklichen eher geschaffen zu sein, als zu einem Rezensenten. Ich erwartete nicht zu viel von einem Rezensenten, wenn ich glaubte, es würd' ihm da er doch einmal dieses Amt antrat, nicht ganz an Parteilichkeit, an schlimmen Absichten, Sachunkunde und kritischem Kurialstyl mangeln. Aber Rezensent wird es mir verzeihen, wenn ich geradezu heraussage, daß ich alles dieses ganz vergeblich suchte; und es ist nicht meine Schuld, daß ich bei ihm vielmehr Dinge antraf, die blos ein gutes Herz und einen guten Kopf, aber keinen guten Rezensenten offenbaren.

Wenn Einer zu mir sagt: „Meines Bedünkens hat die

---

*) Ueber das Verhältniß zu diesem s. Wahrheit aus Jean Pauls Leben IV. S. 318.

Sache vielleicht noch eine andere Seite, als Sie glauben, ich kann mich aber irren und überlass' es Ihrer Erwägung," — und wenn ein Andrer zu mir sagt: „Sie irren offenbar": so haben beide eine verschiedene Sprache, aber einen Gedanken; im Herzen ist keiner höflicher. Und doch sind wir Menschen so närrisch, eine solche falsche Münze, deren Gehalt wir kennen, zu fordern, zu nehmen und auszugeben.

Ich sag' es also ohne Emballage, daß Sie eben so, wie mein erster Antagonist, dessen Antagonist Sie mit zu vieler Wärme sind, den Streitpunkt verfehlen.

Ich mußte in meinem Beweis das Wort Liebe im weitesten Sinne brauchen, weil der Beweis ihrer Uneigennützigkeit auch die Liebe des Geizigen, Dankbaren, Freundes, Geliebten zu retten hatte. Allerdings kann ich unmöglich das, was Sie beim Worte „Liebe" sich denken, dem Knikker beimessen; aber doch das, was ich mir dabei denke. An die höhere Liebe nach Ihrer Definizion dacht' ich im ganzen Beweise nicht (aber in diesem werd' ichs thun;) auch ist der Unterschied aller Arten von Lieben (quod demonstrandum erit) kleiner, als es scheint und besteht nicht im Gegenstand (denn alle Liebe bezieht sich blos auf Liebe,) sondern in der Lebhaftigkeit und Dauer. Wenn nun die Frage war: Ist die Liebe, die der Geizige für seinen Wohlthäter, der Freund für sein exoterisches Ich ꝛc trägt, uneigennützig? so müßt' ich doch Ja oder Nein schreiben können. Ja wenn gar die Frage ist: Ist jene bessere Liebe eigennützig oder uneigennützig? so weiß ich keine Schlüsse außer den rezensirten, um ihre Uneigennützigkeit fest zu gründen.

Wenn Rochefaucault fragt: „Warum muß sich eure Liebe erst durch Gleichheit des Denk- und Empfindsy-

stems entflammen lassen?" und wenn er selbst antwortet: „darum: die Eigenliebe findet eben bei dieser Gleichheit ihre Rechnung," so kann ich mir nur durch meine bisherigen Schlüsse helfen. Uebrigens kann die Gleichheit die Quelle dieser Liebe nicht sein 1) weil dann diese edlere Liebe nicht nur ist, sondern auch wächst, wenn das Herz und der Kopf des einen von beiden in und auf einem noch bessern Menschen wohnen. (Sonst wär' ich z. B. nicht im Stande Herder zu lieben; ja einen Menschen von einem bessern Herzen, als unseres ist, werden wir mehr lieben, als ein gleiches;) 2) weil Atheisten und Deisten sich lieben können; 3) weil sonst diese edlere Liebe unter gleichen Dunsen und gleichen Räubern müßte nisten können. Also Gleichheit nicht, sondern Liebe belebt mit der aura seminalis der Liebe das andre Herz und beßre Personen lieben blos einander stärker und edler, nicht, weil sie einander ähnlicher, sondern liebender finden. —

Wohin bringen wir denn die mütterliche, eheliche, dankbarliche Liebe? Und wie wollen wir Anhänglichkeit, Zuneigung, Dankbarkeit anders definiren, als Liebe der Liebe? Aber Selbstliebe kann es nicht geben. Auf allen Seiten sage ich: Liebe ist Gefühl, Antwort: Liebe der Liebe.

Eine Abhandlung', die mit der zehnten Seite aus ist und ein Punschkonvent, der um zehn Uhr beschließt, sind mir gleich ärgerlich und ich werde einmal meinen Kopf auf den Arm und diesen auf den ottoischen Tisch stützen und über dergleichen heidnische Amputazionen und *ὡς ἐν παρόδῳ*'s Arbeiten den Rezensenten anfahren, der gar nichts danach fragen wird.

Ich wollte ich wäre Selbstrezensent in der „Höfischen gelehrten Zeitung"*) gewesen, ich hätte geschrieben: „Ge-

*) Scherzhafte Ueberschrift von Wernleins Kritik.

genwärtige Liebes-Abhandlung ist kahl, kalt, weitschweifig — plan, aber wahr und wir wünschen, daß der uns bekannte vortreffliche Verfasser seine Früchte nicht in Baumblätter, sondern in Blumenblätter kleide."

Und das soll auch aus Achtung für den Selbstrezensenten und für meinen zweiten Antagonisten geschehen.

Uebrigens will ich mir den Gefallen thun und jezt über die Liebe salbadern. Der Schöpfer meines ganz gut frisirten Kopfes und meines Schicksals wills einmal so, daß ich meine meisten Vergnügungen auf dem — Lumpenpapiere finden soll, das seit wenigen Jahrhunderten erst ersonnen worden. Daher siz' ich seit einiger Zeit über einem Roman oder Ries Konzeptpapier und überfärbe es mit Dinte und stelle verliebte Rollen darauf hin, um es zu vergessen — oder zu ersezen, daß ich selber keine spiele.

Inzwischen ist's mir von der andern Seite wieder lieb, mein lieber Wernlein, daß von allen dem, was ich hier sagte, kein Wort wahr ist. Denn es wäre schlecht und schlimm, wenn der gelehrte Herr Verfasser des Beweises von der Uneigennüzigkeit der Liebe in nichts verliebt wäre, oder nur in zwanzig, dreißig Subjekte auf einmal.

Es muß nehmlich in unsern ehelustigen und ehelosen Zeiten eine besondere Einrichtung Gottes sein, daß man sich in alles verlieben kann, was nur aussieht und klingt, wie eine Mademoiselle. Ich passe daher mich dieser Einrichtung gänzlich an. Romane, Tanzen, Luxus, Musik und Verfeinerungen bringen nehmlich eine gewisse Verliebtheit ins ganze Geschlecht hervor, in die alles hineingeht. Ich stelle sie mir wie einen ungegliederten Fausthandschuh vor, in den, weil die vier Finger ohne Scheidewände neben einander liegen, alle möglichen Hände füglich fahren können; — in einen Fingerhandschuh aber schlüpft und

drängt sich nur die und die Hand; und diesem gleicht die parzielle, edelste Liebe. Da ich zuerst die Sache wahrnahm, so kann ich ihr auch allein einen Namen geben, mit dem sie alle Andern nennen und rufen müssen. Man soll diese Liebe die Universal- Präludier- Gesammt und Klumpen- Digestan- Simultan- und Tutti-Liebe benamsen. Meine Definizion davon ist die: wenn ein Jüngling, der noch ohne den Gegenstand des con brio aller Empfindungen lebt und der noch auf seine Messiasin wartet, einige Abende, Spaziergänge, Vorlesungen rc mit weiblichen Personen genießt, die mit keinen auffallenden Höckern des Kopfes oder Herzens seine Fühlfäden erschrecken, so wird besagter Jüngling gewisse Sprünge machen und mit einer Art Zuneigung auf den Genuß des Umgangs, des Anblicks, der romantischen Empfindungen und Lippen besagter zwei, drei — hundert Personen recht aus sein. Und dieß ist eben nichts, als die Tutti-Liebe. Exempla sunt odiosa, sonst zög' ich meines an.

Der Endabsichten in der natürlichen Theologie wegen, stell' ich also dieses Axiom auf: Ohne die Tutti- und General- und Maskopei-Liebe wär's wegen des Außenbleibens der zweispännigen Solo Liebe nirgends auszuhalten.

Ich versparte die Abhandlung mit Fleiß auf den Mond, der auch jetzt mein Talglicht bescheint, weil zu hoffen war, er würde auf den Konzipienten dieses wirken und ihn rühren. Da er aber, wie ich sehe, mich gar nicht angreifen will, so muß das Ernsthaftere der Morgensonne bleiben. — Am Morgen sind ohnehin alle Menschen ernsthafter als Abends.

Postskript am Morgen.

Ich wollte in meiner Stufensammlung der Liebe die Freundschaft über die platonische Liebe setzen; ich wollte sagen, daß zwischen den Extremen der platonischen und thierischen Liebe unendlich viele Mitteltinten liegen und daß wir an einer schönen Person genau genommen blos die Liebe und die durch eine gewisse Physiognomie verkörperte Liebe lieben; daß freilich — aber das will ich in der Note thun*) — daß die bessern Menschen sich minder durch die Art, als durch die Dauer der Liebe von schlechteren lostrennen, aus deren seltneren Sekunden die Jahre von jenen bestehen und daß jene in der heißen Zone eine stete Sonne, diese aber in der Polarzone oft keine und blos eine stralenlose haben. Ich wills aber nimmer.

Von der Dankbarkeit.

(1781.)

Dankbarkeit ist nicht die leichteste, nicht die angenehmste Pflicht; dieses haben nur die nicht gefühlt, die sie nie gekannt und allzeit mit der Schmeichelei verwechselt haben. Es

*) Die körperlichen Empfindungen sind der Lohkasten oder die Schwanz- und Bauchfloßfedern der geistigen. Aber erzeugen denn die vasa spermatica den Dichtergeist, weil sie ihn erhöhen? und in Amme und Mutter einerlei? So gut nur immer körperliche Empfindungen (Blut, Galle, Sperma) geistige beleben und verdoppeln, ohne mit ihnen dieselben zu sein; eben so gut können es äußere körperliche Empfindungen (Sehen einer schönen Gestalt ꝛc).

giebt zweierlei Geschenke, für die man dankt: solche, die uns Güter verschaffen, deren Erwerb in unsrer Willkühr stand und solche, die uns dasjenige ertheilen, was wir erst von der Hand des Schicksals erwarten mußten. Der Mensch ist überall Thor; so auch hier. Er schämt sich nicht, unwissend und untugendhaft zu sein; allein er schämt sich, seine Armuth, seine geringe Herkunft, seine körperlichen Gebrechen zu bekennen.*) Helf' ich seinem Mangel an Dingen ab, die er durch eigne Schuld nicht besitzt, mach' ich ihn tugendhafter und verständiger, so dankt er mir mit offner Miene, mit freiem Herzen und ohne eine Aeußerung des Zwangs, welche jedes Gefühl unsrer Abhängigkeit zu begleiten pflegt. Allein so ganz anders ist sein Dank, wenn man ihm das gibt, was er sich selbst nicht geben konnte. Er hat entweder eine große, oder eine kleine Seele. Der großen Seele ist jede Erniedrigung, sogar jeder Schein derselben unerträglich; sie drückt daher ihren Dank mit einiger Verwirrung, mit abgebrochenen Worten und selten mit Kraft aus und das Gefühl, wie würdig sie dieser Wohlthat sei, scheint den Dank zu erschweren, den sie dafür entrichten will. Es ist daher ein unsicheres Mittel, sich durch Geschenke einen großen Mann zum Freunde zu machen; denn dieser liebt nur den, den er umsonst lieben darf und ist oft gegen den der zärtlichste Freund, der ihm am meisten zu verdanken hat.

Allein es kommt auch darauf an, wie man Geschenke giebt. Gewisse Menschen zeigen bei ihrer Freigebigkeit eine edle und bescheidene Miene; sie scheinen dem Andern nichts zu schenken; sie scheinen nur seine Verdienste belohnen zu wollen. Der Stolze handelt gerade entgegengesetzt; man

*) Eben so sind wir auf unsern Verstand mehr als auf unsre Tugenden stolz, ob wir gleich mehr Entschuldigung hätten, es auf diese, als auf jene zu sein. —

liebt ihn daher nicht, ob er gleich liebenswürdige Handlungen verrichtet; man haßt ihn dafür und findet es unerträglich, daß der Andere auf unserm Elend zu einer höhern Stufe der Größe steigt, daß er Güte und Bösartigkeit in derselben Handlung vereinigt und unsre Pflicht der Dankbarkeit gebraucht, um seinem Hochmuth reichlichere Nahrung zu verschaffen. Man dankt auch dem ungern für sein Gutes, von dem man etwas Böses erwartete. — Der kleine Geist hingegen dankt mit weniger Mühe und vielleicht oft auch mit weniger Rechtschaffenheit. Dieser erniedrigt sich zu jeder kleinen Handlung, eben weil er ein Gefühl seiner Kleinheit oder einen falschen Begriff von seiner Größe hat; er schätzt die Wohlthaten zu hoch, weil er sie nicht verdient. — Deßwegen ergießt er sich in lange Danksagungen, die erst auf seinen Lippen geboren wurden; deßwegen affektirt er Bewegungen seines Herzens, die nur Bewegungen seiner Zunge sind und scheut sich nicht, dem Andern Schmeicheleien zu sagen, welche der, der sie empfängt, für Lügen hält. Es giebt Menschen, die sich durch ihren Dank der empfangenen Wohlthat unwürdig machen, so wie es solche giebt, die mit ihrem Dank für ein altes Geschenk ein neues verdienen. — Der Verf. der „Lebensläufe" sagt, er wolle aus der Art, Geschenke zu geben, den Charakter eines Menschen auf ein Haar treffen. Ich setze hinzu, man kann einen Menschen noch besser aus der Art kennen lernen, wie er Geschenke annimmt. Es ist der Augenblick, wo der Mensch ohne Larve ist. Wir haben Mühe, da unsre Bösartigkeit zu verbergen, wo uns der Andre geschwind mit seiner Güte überrascht; — die Sonne beleuchtet die Werke der Finsterniß, ehe der Mantel der Verstellung darüber geworfen ist. Weil dem Menschen die Verstellung nicht natürlich ist, so vergißt er sie oft in der Geschwindigkeit oder vereitelt wenigstens den Nutzen seiner Verstellung durch den Zwang, mit welchem

er sie annimmt.*) Daher lernen wir den Bösen kennen durch die unerwarteten Wohlthaten, die wir ihm erweisen, allein eben so oft überraschen diese Wohlthaten den Tugendhaften; sie stellen uns die unbedeckten Reize seines Herzens dar und zeigen die Ausbrüche seiner Aufrichtigkeit und seines Gefühls, ohne das Gewand des Wohlstandes und der Zurückhaltung. So wie die Morgenröthe die schlummernde Schöne noch in ihren natürlichen und ungeschminkten Reizen erblickt, so sehen wir die Gestalt der unverhüllten Tugend.

*) Die Verlegenheit in der er sich befindet scheint mir gleichsam zu sagen: „warte nur ein wenig bis ich mich in den Zustand gesetzt habe, dich betrügen zu können. Er gleicht den Personen, die ihre nachlässige Hauskleidung, in der wir sie antrafen, dadurch zu entschuldigen glauben, daß sie uns um die Erlaubniß bitten sich anders ankleiden zu dürfen — oder einer unangekleideten Schönen, die zu ihrem Liebhaber durch ihre verlegenen Blicke sagen will: „Verzeihe; meine Schönheit liegt nur noch auf der Toilette, habe Geduld, ich will sie holen."

Untersuchungen.

1790 — 1800.

Ueber das, was [illegible] oder über den Ursprung seiner Meinungen.

[illegible]

Je mehr [illegible] ein Mensch [illegible], desto mehr verstanden sie sich alle in einem Gedanken, in einer Ansicht, die alle [illegible] des Lebens [illegible]. [illegible] Seele [illegible] über den [illegible] der Gegenstände für den [illegible] nen Zweck, den [illegible], z. B. einen einzigen oder mit wenig [illegible] [illegible]. Zuletzt ist das schöne Ziel eines [illegible] und das [illegible] eines [illegible] in nichts verschieden, als in den [illegible], womit beide ihren [illegible] Zügen und Licht geben. — Ein anderes ist, [illegible], ein anderes [illegible]. Zwei sind die Gegenstände der [illegible], sie werden nur [illegible] sie erst [illegible] gebildet, zusammengesetzt werden. [illegible] ist alles Wissenschaft und [illegible] — [illegible] es nicht die [illegible] Form, sondern die Materie betrifft — nur eine [illegible] dung. Wir werden mit [illegible] Willen sie auf die [illegible] führen, damit sie einen größern Gesichtskreis erhalten, den wir doch noch nicht haben, als wir uns die [illegible] wirken, die wir nicht kennen und zu finden wissen, damit sie eine [illegible] machen. Die Reihe der [illegible] [illegible] sich in uns ein, unabhängig von der Reihe der [illegible]

Ueber das, was im Menschen Wahrheit findet oder über den Ursprung seiner Meinungen.

Je mehr Kräfte ein Mensch hat, desto mehr verbinden sie sich alle in einem Endzweck, in einer Tendenz, die alle Schritte des Lebens richtet. Die kahle, flache Seele zerfließet über der Oberfläche der Gegenstände; sie hat keinen Zweck, d. h. keinen einzigen, d. h. einen einzigen aber mit wenig Feuer gesuchten. Zuletzt ist das thätige Ziel eines Howard und das theoretische eines Kant fast in nichts verschieden, als in den Geburtszangen, womit beide ihren Geburten Athem und Licht geben. — Ein anderes ist, untersuchen, ein anderes erfinden. Dort sind die Gegenstände der innern Beschauung schon da, sie werden nur mit andern zusammengehalten; hier müssen sie erst weggeholet, zusammengerückt werden. Indeß ist alles Widerlegen und Prüfen — sobald es nicht die bloße Form, sondern die Materie betrifft — nur eine kleinere Erfindung. Wir wirken mit unserm Willen so auf die Gehirnfibern, damit sie einen gewissen Gedanken begleiten, den wir doch noch nicht haben, als wir auf die Armnerven wirken, die wir nicht kennen und zu suchen wissen, damit sie eine Bewegung machen. Die Reihe der Volizionen wikkelt sich in uns ab, unabhängig von der Reihe der Vor-

stellungen; obwol beide einander lenken, aber nicht machen und sich zu einander verhalten, wie äußere Gegenstände zu ihnen. So springen also in unsrer Seele zwei Quellen, deren Druck- und Pumpenwerk wir nicht kennen, das wir mit den Ajustationen vermengen. Bei der Antwort auf die Frage: „was unsre Ideen ordne?“ hätte man nur die falschen Antworten wegschaffen sollen, um der wahren Platz zu machen, daß es zu wissen unmöglich sei. — Wenn ich sage, daß unser Wissensystem unser Wahrheitsystem inspirire, so heißt das: das Princip, der Archäus, das Zentralfeuer, das durch alle Handlungen und Neigungen eines Menschen geht, dringt auch in seine Ideen. — Der Mensch philosophirt im einzelnen, bis er aus tausend kleinen Wahrheiten eine ganz große findet, wie aus tausend Erfahrungen eine Maxime: der Philosoph erhält die Lebensgeister, das Oberste, das α und ω seines Systems aus der Zusammennahme von hunderttausend kleinen Begriffen. — Der ist kein Philosoph, in dem sein philosophisches System allein, sein politisches, sein bürgerliches, sein theologisches allein stehen.

Es ist wunderbar, wie sich der philosophische Dianenbaum unsrer Meinungen über das Leben in Einem krystallisirt. Warum leuchtete uns eine Maxime von Rochefaucault, die ohne Beweis dasteht und deren Beweis ein Blick über mehre aber vergeßne Erfahrungen ist, dennoch ein, wenn sie nicht von diesen Erfahrungen dunkel abgedruckt (als Schieferabdruck) in uns gelegen wäre? Bei einigen Sätzen ists uns genug, die Widerlegung dunkel zu fühlen, die wir zuweilen aufwikkeln und deutlich machen. Der Reiz, den wir zu einer Untersuchung fühlen, ist die Wirkung dunkler Wahrheit, die jene zu heller macht. Wir sollten auf's kleinste Gefühl bei einer Untersuchung, wie auf eine Wünschelruthe merken.

Was nützt uns Wahrheit?

Liebe hat keinen Zweck und Nutzen, als Liebe; so die Tugend. Wahrheit muß einen andern haben, als Wahrheit, sonst wärs gleichviel den Schweif eines Fuchses oder eines Kometen zu berechnen. Der Inhalt gilt nicht als Bedingung meines Vergnügens der Anstrengung; sonst hätten alte, leichte Wahrheiten keinen Werth, durch die Wiederholung. „Auch ein scharfsinniger Irrthum ergötzt uns.“ Doch nur der wahre Theil desselben. Nicht das Sehen als Sehen, sondern der Gegenstand bestimmt den Werth; auch nicht die Fruchtbarkeit oder der Zusammenhang einer Wahrheit mit andern Wahrheiten; denn die Frage (nach dem Nutzen) bleibt für alle. Der Gegenstand der Wahrheit, d. h. der Eindruck, den sie auf die Seele macht, bestimmt den Werth, daher jeder nur soviel Wahrheiten braucht, als zur Ordnung seines Herzens nöthig sind.

Bildung.

Es ist höheres nichts, was den Menschen mehr aus seinen Erdhöhlen emporhebt, als täglich seine innere Gestalt zu bilden, von einer Unart das edlere Metall zu befreien. Die Ausbildung des Herzens ist freier, edler, als die des Kopfes. Auf dieser Erde können wir unser System nie ründen; mit unsern Einsichten erweitern sich die Grenzen unsrer Einsicht und jede gefundene Antwort ist der Stoff mehrer Fragen, als beantwortet wurden. Aber unsrer Tugend schwebt ein bestimmtes Ideal entgegen, von dem wir jeden Schritt berechnen können, den wir ihm näher oder abkommen. Blos die regierende Vernunft, die aber allein keine Kräfte hat, sondern durch Gefühle genährt wird, zieht uns die drükkende Hülle der Begierden und Laster aus; der innere Mensch steht unbekleidet groß, in

göttlicher Form ohne jenes Schnitzwerk da und bewegt sich frei.

Erziehung.

Das ganze Leben ist eine Erziehung nur von verschiedenen Lehrmeistern, worunter der Eleve zuletzt selbst gehört. Warum soll nun die Erziehung der ersten funfzehn Jahre die der folgenden, die an Dauer und eigner Mitwirkung die Neuheit bei jener ersetzt, so sehr übertreffen? Blos Aeußerliches gibt sie. Zwei Kinder mit gleichviel Weichherzigkeit sollen entgegengesetzt erzogen werden: so wird doch keines sie verlieren und wenn das eine hartherzig handelt, so thut es dieß gewiß mit eben soviel Kampf, als im entgegengesetzten Fall ein Hartherziger weichherzig handelt.

Jeder hat seine individuellen Laster und Tugenden und vielleicht hat noch keiner eine Handlung gethan, die ihm ein Anderer in all ihren Punkten nachgethan hätte.

Unsre moralische Erziehung gleicht oft den Bekehrungsgeschichten der Delinquenten und bei diesen sind Gründe noch statthafter.

Ueber die fortgehende Vervollkommnung des Menschengeschlechts.

Nichts erhöhet und beflügelt die Seele mehr, als der Gedanke, daß das Menschengeschlecht sich nicht ewig blos um seine Axe, sondern auch nach einem fernen Ziele und Pole drehe: man rudert dann gern das schiffende Universum mit fort, das ein Schöpfer steuert.

(Aus Betäubung vom Schein fliegen die vieläugigen polyedrischen Insekten oder die schwachäugigen Fledermäuse oder die rundäugigen Fische dem Hellen zu.)

Wenn das Menschengeschlecht ein Eldorado aus seinem Jammerthal arbeiten soll, so müssen gewisse Uebel weg,

die jetzt tief in seinem Rükken und in seinen Wunden liegen; wir wollen sehen, ob sich diese mindern.

1) Irrthum oder Aberglaube. Das Menschengeschlecht muß so gut, wie der einzelne Mensch durch das Alter klüger werden; und aus den zwei gleichen Gründen. Das Alter nimmt den lärmenden Winden der Leidenschaften Flügel und Kräfte des Wilden und Jünglings. Zweitens haben beide genug mit den leiblichen Augen gesehen, um mit den geistigen recht zu sehen, genug empfunden, um recht zu denken, und haben der Erfahrung ihre Meinungen aufgeopfert. Das Licht muß täglich durch reinere Atmosphäre und auf größere Flächen fallen und wachsen, indem es sich ausbreitet, so daß man vielleicht einen Wilden, als ein neues Land entdeckt. Wir wollen nachher sehen, was aus dieser Emersion aus dem Dummheitschatten folgt.

2) Dem Kriege fallen die Krallen und Schlagfedern aus und den Adlern wird der Schnabel so lang herüberwachsen, daß er krumm und eben dadurch unbrauchbar wird. Nur auseinander geworfne Menschen und Staaten können einander bekämpfen; ihre Näherung und ihre wechselseitige Befehdung und Bewaffnung ebnen die gegeneinanderschlagenden Wellen; die Winde aus allen Kompaßekken arbeiten sich zu einer glatten Fläche zusammen. Man wird nimmer vom Gleichgewicht Europas reden, sondern vom Gleichgewicht der fünf Welttheile. Muth und Krieg werden wechselseitig sinken. Krieg setzt stets zufällige oder dauernde ungleiche Macht voraus.

3) Laster. Der schwächere Mensch hängt mehr an den menschenfreundlichen Tugenden, der stärkere an denen der Ehre, Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit. Folglich werden jene künftig häufiger blühen. Die Ungerechtigkeit muß mit der Ungleichheit der Kräfte verschwinden. Die Aufrichtigkeit und Keuschheit verträgt ihre Verpflanzung aus der

kalten Zone nicht. Soviel Aufklärung auf unsre Herzohren und Herzkammern wirken kann, um soviel wird die künftige Moralität besser sein, als die jetzige.

Zu allen wilden Völkern scheint nur ein Stempel genommen zu sein; allein die Rändelmaschine der Kultur münzet jedes anders aus. Der Nordamerikaner und alte Deutsche sind sich ähnlicher, als ein Deutscher von einem Jahrhundert einem vom andern. So wenig der größte Politiker die deutsche oder englische Regierungsform zu weissagen verstand, so wenig können wir etwas von einem kultivirten Siberien, Kanada rc. errathen. Denn die Natur bildet ein Volk nicht mit einer Hand, sondern mit tausend und prägt jedem soviel auf, als auf Achilles Schild stand.

Die Natur kann nie gerade gehen, weil sie nicht über eine Billardtafel, sondern über Alpen und Oceane schreitet. Daher muß sie oft erst ausdonnern lassen und um sie gehen Regenwolken, ehe sie mit ihren Strahlen alles Lebendige küsset und pfleget. — Du arme Menschheit! wenn wir nach unserm trüben Tag die Sonne glühend und mit Winken des morgendlichen Sonnenscheins untergehen sehen, so durchwacht die Nachkommenschaft doch noch eine brausende Nacht und ein stinkender Nebel wölkt am Morgen Blumen und Himmel ein, bis ihn endlich der vom Himmel fallende Tag in die Sümpfe niederdrückt. Zwar keine Barbaren-Lawinen wälzen sich mehr aus Norden über uns; aber wer bürgt für eine Pest, für allgemeine Erdbeben? für einen Schwarz, der Fliegengift für Menschen erfindet, den nachher die Fürsten aufsetzen? für ein Alexander-Genie, das mit einem Schwert in der Hand und einem Bacchantenzug hintennach durch die Welt raset? — Dafür bürgt nichts; aber es schadet nichts: es ist wie der Zustand der mittleren Zeiten blos ein Uebergang, eine

Sonnenfinsterniß, ein April zwischen dem Frühling und Winter.

Dem glühenden Erdkomet, dem Wasserball sah Niemand seine jetzigen stillen Nachsommer und seine mit Linien und Gerüchen dahinwallenden Landschaften an. — So sehr aber das Menschengeschlecht selbst steigt, so bestehts doch auch aus zerfallenden verwitternden Völkern: das Volk klimmt höher und die Individuen sterben: das Menschengeschlecht klimmt höher und die Völker sterben. — Wie viel muß uns verborgen bleiben, da wir nicht einmal die Revoluzionen des Erdkörpers, denen nachher die menschlichen folgen, zu errathen verstehen?

Unsterblichkeit der Seele.

Alles oder nichts ist Wunder; die immerwährenden Einwirkungen Gottes sinds' so gut, oder so wenig, wie die seltnen. Ein sogenanntes Wunder gehörte so gut in die Reihe, als die Schöpfung; der Einfluß eines höhern Wesens kommt uns so unbegreiflich vor, weil wir ihn durch keine Sinne begreifen können.

Unsre Erde und die übrigen Räder unsers Sonnensystems werden einmal sich in die Sonne werfen, aus der sie geflogen. Es wird also durch Kräfte, die wir uns denken können, wie wir wollen, deren Herrlichkeit aber doch in der Organisation dieser Erde zu uns redet, die Bildung dieser Erde wiederholt oder verbessert werden. Da nun nichts verging, da wir schon jetzt eine so künstliche Vulkans- und Dädalus-Maschine zu bewohnen und zu lenken bekommen, so seh' ich nicht, was die Wiederholung und Vergrößerung dieses Wunders hinderte. — Vielleicht dauerts lang; schon unsre Jahre sind dem Insekt Aeonen, und andre Wesen werden Aeonen warten, denen unsre blos Jahre sind. Aber Zeit, die wir nicht eher messen, als bis sie vergan-

gen, ist so wenig eine für uns, als künftige oder vergangene.

Verhältniß vom Körper zur Seele.

Nicht blos zu äußern (d. h. stärkern) Empfindungen, sondern auch zu Phantasiebildern ist die nehmliche Wirksamkeit des Gehirns nöthig. Die Seele fasset blos, ihr wird vorgestellt, sie sieht; sie kann den Gegenstand der Vorstellung ändern.

Ehe Einer einen witzigen rc. Einfall hat, ahnet er schon dunkel dieses Verhältniß; er strengt sich an und findet's. Anstrengung der Seele, um Bilder aufzufärben, ist etwas anders, als noch größere Lebhaftigkeit der Bilder, die ein fieberkranker Körper gibt. — Wenn einmal die Seele Bilder reiht, so begreif' ich nicht, wie es jemals das Gehirn thun könne; wenn uns also ohne unser scheinbar Zuthun Gedanken vorkommen, so wirkt sie die Seele, nur dunkel eben so gut, als sie unbewußt das stahlische Herz regiert. Wenn die äußern Gegenstände mein Gehirn zum Spediteur von sich machen, — wenn wieder mein Gehirn von selber Phantasiebilder zeigt; — wenn gleichwohl die Empfindung oder von außen angeregte Gehirnbewegungen so lebhaft sind und ich doch keine Anstrengung dabei fühle; wenn ich hingegen bei den von innen geregten, minder lebhaften, eine fühle: so muß doch mein Ich diese machen.

Unterschied der Seelen.

Liegt der Unterschied der Talente in der Organisation, so ist nichts mehr zu schätzen. Dann liegt der Unterschied der Ausbildung auch im Körper, auch der der Kenntnisse, auch der der Tugenden: warum also nicht der zwischen Mensch und Thier, zwischen höchstem und tiefstem Geschöpf? —

Freude und Schmerz.

Beide kommen nicht von dem Gegenstand, mit dem sie anfangen, sondern der Gegenstand ist nur ein Anlaß, traurige oder freudige Ideen um sich zu versammeln, um das Uebermaß der Empfindung zu erzeugen, ohne das der Mensch nie sein will. Unsre vorige Disposition macht uns froh, oder traurig.

Lebhafte Phantasie.

Besteht sie in lebhaften Bildern? Der Fieberkranke, der Trunkene haben lebhafte Bilder, sind aber keine Dichter. In der Menge der Bilder? In der Schnelle? — Nein, sondern in der Art derselben und in dem Gefühl dafür.

Phantasie.

In unsrer Seele liegt eine Welt von Empfindungen nicht blos für neue Gegenstände, die schon erschöpft sind, sondern für neue Zusammenstellung dieser Gegenstände, z. B. beim langen Gehen draußen, wenn mehre bekannte Schönheiten in unbekannter Ordnung stehen, bei Zusammenwerfung derselben in erdichteten Träumen.

Täuschung durch Phantasie.

Da ich in den Keller trat, lag die Umwölbung wie der Druck einer Welt auf meinen Nerven. Wie? bin ich in dieser Höhlung weniger frei? Trennt sie mich mehr von andern Seelen? Nein, ich bin in einem Matrix von Materie begraben, ich sei, wo ich will. Es ist einerlei, ob uns Luft oder Stein umfließt. Die Verdunklung ist die Ursache nicht; denn sonst müßten wir denselben Druck fühlen, wenn wir die Augen schließen.

Hauptprinzip der Poesie.

Nicht die Versetzung in einen fremden Zustand, die nur ein Mittel ist und noch die Bestimmung des Zwecks braucht, nicht die Darstellung der eignen Seele, wenn sie nicht eine schöne ist; sondern etwas anders ist die Poesie, was den Geist in eine Landschaft trägt, – was einem Gesicht, in das man verliebt ist, Reize gibt, — was Einem die poetischen Mitleiden lieber macht, als die wirklichen, — was die Träume schöner macht.

— Es giebt zwei sehr verschiedene Dinge, die nicht auf einen Grundsatz zurückzubringen sind. 1) Darstellung oder Täuschung. 2) das Angenehme, Witzige, Erhabene. Das erste kommt auf die Ursache hinaus, warum uns eine erzählte, gedachte oder erinnerte Feuersbrunst mehr gefällt, als eine dastehende. — Warum ist ein Protokoll noch keine Szene aus einem Lustspiel? Die Nachahmung der Natur ist falsch, weil die Natur nicht allemal schön ist und weil die Kopie nicht mehr gefallen kann, als das Original. Wenn wir dächten, Shakespeare habe blos die Reden wahrer Personen hinter einem Schirme nachgeschrieben — ein Drittel der Freude wäre weg.

Satire.

Cicero sagt: Körperliche Mißgestalt darf nur, wenn sie mit moralischer verbunden ist, der Satire blos stehen. Ferner sagt der Theolog: der Heterodoxe soll widerlegen, aber nur nicht mit Spott. Der Rezensent sagt: Eitelkeit ist blos einem guten Schriftsteller zu vergeben, bei einem schlechten mit Satire zu ahnden. Diese drei Fälle sind eins. Wenn aber Ungestalt an und für sich keine Satire verdient, so wird sie dadurch nicht willkührlicher, daß Laster dazu tritt. Aber der Mensch sucht gern im moralischen Zusatz einen Vorwand, seine Empfindung auszulassen. —

Die Eitelkeit des besten und schlimmsten Schriftstellers, in sofern beide von ihrem Werthe einen großen Begriff haben, hat dieselbe Unmoralität.

Unterschied des Bösen.

Nur die Privat-, nicht eine Universalungerechtigkeit kann nützen. Dem Privatmann nützt die Lüge, wegen der größern Wahrheit um ihn. Das Laster zieht seinen kameralistischen Nutzen von der größern Tugend umher.

Das Böse in der Welt.

Man muß im Ganzen der Welt moralische Fehler bei größern Vollkommenheiten übersehen, wie im Körper Stokkungen in kleinen Adern.

Unterschied unter dem Ausdruck der Wahrheiten und der Empfindungen.

Dort braucht man nur das Zeichen der Sache, um es zu denken; hier um es nachzuempfinden. Dort muß erst der Leser erschaffen, was man geschildert. Der Philosoph beschreibt, der Dichter gibt die Empfindung.

Dichtkunst und Philosophie.

Um glücklich zu werden, muß man Philosophie und Dichtkunst in gleichem Grade treiben: jene beschützt, diese erquickt uns. Ohne jene sinken wir in Unglück, ohne diese genießen wir nicht alle Strahlen des Glücks.

Sehnsucht.

Setze den vollkommensten Zustand eines Menschen, so dauert er keinen Tag und eben dieser Wechsel zwischen

allem, über das wir keine Gewalt haben, quält uns mit irdischem Durst.

Beruhigung.

Man kann den ganzen Tag glücklich sein, indem man blos von einem Gegenstand auf den andern überrinnt. Jeder Tag ist eine große, neue Summe unerwarteter Gefühle des Daseins.

Keine Täuschung.

„Eine Analyse der menschlichen Tugend muß man fliehen und sich lieber schöner täuschen“ — so die Täuschung durch Hoffen, Lieben, Volkslehren vorziehen der Wahrheit. Nur ein Säugling, nicht ein Zögling dieser Göttin kann die Schaumkost vorziehen. Zu sich sagen: ich will mich täuschen, heißt sagen: ich will eine Unwahrheit, die ich grade für eine halte, zugleich für keine halten. Dieses ist ein Unsinn, dessen Wirklichkeit zu glauben ein zweiter und uneigentlich der erste wäre. Sondern Einer, der die Täuschung als Täuschung lobpreist, empfindet ein Vergnügen, das er, (indem er es mit einem willkührlichen Irrthum zu erkaufen scheint) nur haben kann, insofern er die bezweifelte Sache für wahr ansieht. Er trauet nur seiner Empfindung mehr als einigen Auffaserungen dieser Empfindung. Es kommt daher: der Mann im Gedränge zwischen Wahrheiten des Gefühls und gewissen Einwürfen der Spekulazion greift träge lieber zum Widerspruch, als zur vollständigen Untersuchung.

Werth der Wahrheit.

Wenn wir die Wahrheit an sich, ohne Erwägung ihres Inhalts suchen: wie kommts, daß wir nicht Alle die geometrischen, heraldischen, geographischen ꝛc., sondern nur die uns nähern Wahrheiten wählen, der Mathematiker

mathematische ꝛc. indeß er so vielen tausend historischen kalt vorübergeht? — Wenigstens müßte man, da auch die Form Unterschiede zulässet, insofern nehmlich ein Satz eine fruchtbare oder unfruchtbare Mutter anderer Sätze sein kann — in allen Wissenschaften den Hauptwahrheiten nachjagen.

Die Wahrheit muß uns als etwas anders denn als Wahrheit theuer sein; denn sonst dürfte der Einfältige ja nur die Resultate des Klügern annehmen, die immer wahrer wären, als seine.

Der Werth der Wahrheit ist dieser: Da das ganze All zusammenhängt und das Reich der Wahrheit nur der geistige Abdruck des Reichs des Universums ist, so ist ein Irrthum eine Lükke, ein Widerspruch zwischen dem äußern und innern Reiche.

Systemtrieb im Menschen.

Jede Leidenschaft, jede hellstrahlende Wahrheit will sich in uns zu einem System, zu einem Ziel verwandeln, wonach sich unser ganzes Leben regeln soll. Nicht blos unsre Meinungen sind systematisch, sondern auch unsre Neigungen.

Philosophiren und Philosophie.

Man muß über einem neuen Gedanken, der uns entgegengeht, in der Stunde seiner Geburt weiter forschen, weil dieselbe Stimmung der Seele, die sein Entstehen begünstigte, auch sein Entwikkeln begünstigen muß.

Wir untersuchen den Menschen zu sehr, wie er sich zu äußern Dingen verhält, nicht wie er in sich ist. Wüßten wir was Ich heißt, so wüßten wir alle Metaphysik. Die höchste Philosophie ist eigentlich nichts, als das größte und deutlichste Bewußtsein. Unser Irrthum ist aber, daß

wir uns unsrer ganz bewußt zu sein glauben, da doch das, wodurch das Bewußtsein entsteht, nicht in diesem sein kann.

Wenn ich annehme mit Kant, daß das, was für unsern Verstand widersprechend zu denken ist, für einen andern Verstand möglich sein könne, so begeh' ich selbst so einen Widerspruch, daß ich in der einen Minute meinem Verstande traue, — da ich mit ihm jenes schließe — und nicht traue. Sobald wir das Widersprechende für möglich halten, so ist kein Grund da, warum wir etwas glauben.

— Ueber jede Philosophie müßte man ein eignes philosophisches Lexikon schreiben. Das System bestimmt die Bedeutung des Worts. Jedes Wort, das nicht eine äußere oder innere Erfahrung bezeichnet, ist philosophischer Schaum.

Wie verschieden von den deutschen Nachbetereien entwickelten sich in Griechenland so viele Sekten neben einander und erschöpften das Reich des Möglichen.

Systemprotoplasten. Man muß sie nie, um ihren Gehalt zu kennen, aus ihren Systemen, d. h. aus den Büchern ihrer Nachbeter beurtheilen, sondern aus ihren Werken selbst, weil darin etwas ist, was in ihren Nachbetern und in dem nachgesagten Systeme fehlt.

Idealismus. Der Realist muß nicht das Dasein aus der Nothwendigkeit eines Stoffes für die Empfindung darthun wollen, sondern aus dem Unterschiede zwischen den Gedanken, die ich aus einander entwickle und zwischen den Gegenständen, deren Empfindungen nicht aus einander zu entwikkeln sind, z. B. die neuen Gestalten bei einer

Reise. Ohne die Gegenstände hätten wir nicht einmal die Phantasie. Also diese, die Nachbilder ordneten wir anders und freier, als die Vorbilder, die Gegenstände? Wie entsteht bei den Kindern das? — Gelten nicht viele idealische Einwendungen gegen die Existenz unsers Ichs, wenn wir sie beweisen sollen? — Woran unterscheidet der Idealist den Traum von der Wirklichkeit? — Der Idealist ist kein Spinozist, sondern ein spinozistischer Gott.

Chaos Kants. Die Physik kann keinen Anfang also keine Neuheit und Weltenbildung voraussetzen. Es können wohl Welten sich zerstöret haben, aber das ist kein Chaos, sondern nur Winter. Es kann im Weltall keinen Winter geben ohne Frühling. Ein chaotischer Zustand wäre von Ewigkeit her und es gäbe nur keinen Zustand seiner Aufhebung und Ordnung. „Gott hat es geschaffen." Alle die vorigen Antworten gelten darauf. Auch hieße Chaos nur eine andre Art Ordnung, wie Frühling und Winter.

Kant und Fichte. Sie sind der Welt unentbehrlich durch ihre Polemik; aber ihre Thetik verdirbt alles. Eine größre Strenge ist jetzt Gesetz und die schlaffen Irrthümer sind in die Flucht gebracht.

Reinhold. Man nimmt ihm den philosophischen Wechsel übel und doch nicht der Menschheit, die ja noch mehr Systeme gehabt. Er vereinigt nur mehre Zeitalter und nimmt das, was successiv angenommen wird, simultan an. Und seid ihr denn nicht mit ihm von Kant zu Fichte gegangen?

Geschichte der Philosophie. Es wäre die beste, nicht die der Succession von philosophischen Meinungen, sondern in einer Untersuchung eines einzigen philosophi-

schen Streits — Clarkes und Leibnitzens — wäre eine philosophische Geschichte gegeben; aber nur das spätre Zeitalter kann sie geben, weil sie sich über dasselbe erhoben.

Kantisches Moralprinzip. Ein Wille, der nur sich will, heißt eine Absicht ohne Absicht; der Gegenstand muß früher sein, als das Verhältniß dazu. Nimmt man die Materie aus der Form, so könnte eben so gut das entgegengesetzte Prinzip das moralische sein. Das „Soll" sagen alle Begierden, nur daß uns das moralische richtiger vorkommt. Aber warum?

Unterschied zwischen Mathematik und Philosophie.

1) Der kantische: jene hat es mit Anschauungen zu thun. 2) Die Beispiele der Philosophen und Kinder. 3) Rechnen und Tiefsinn ist zweierlei: die Mathematik ist mechanischer, sie kann ihr Resultat nicht voraussehen, nicht die Theile im Ganzen finden; bei der Philosophie ists umgekehrt. Die Philosophie ahnet, die Mathematik nicht. (Mathematiker und Mechaniker haben meist langes Leben.) Mathematik hat äußere Anschauungen, Objekte; Philosophie nur Zeichen, Begriff der Objekte. Mathematik ist, wie eine Zahlenreihe, unendlich; Philosophie nicht. Jene hat identische, diese synthetische Sätze; jene ist demonstrirend, diese nie. Mathematik schärft nicht den Verstand, wie umgekehrt Philosophie nicht zur Mathematik vorbereitet. Diese hilft zwar nicht zu bestimmterem Denken über das Denken, aber doch zu dem über alle sinnlichen Gegenstände.

Sprache.

Büsching sagt, er unterrichte sich zugleich durch die Sprache, die er lernen wolle; machen die Kinder es anders?

Aus der Unmöglichkeit, die Thierstimmen in Wörter zu bringen, seh' ich die Armuth an Buchstaben.

Wenn Sprache unsre erste Kultur ist, so ist Schreiben — diese Sprache der Sprache — die zweite in höherer Potenz.

Musik.

Warum ist sie so schwer in Worten zu schildern?

1) Die Sprache ist mehr optisch, al akustisch; 2) unser Denken eben so; 3) wir erinnern uns der Töne schwerer, weil sie auf ihrer vorüber blitzenden Flucht schwerer zu fassen und zu merken sind. Man kann sich ein ganzes Gemälde, aber nicht ein Konzert denken, nicht weil hier zuviel neben, sondern in einander ist; die Musik gibt immer neue Töne, indem sie die von mehren Instrumenten zusammenflicht.

Musik ist die Poesie der Empfindung; in dieser ist dann jede veredelt. Welche innere Zahlenordnung ist denn in uns, daß grade die melodische und harmonische der Musik unsre Empfindung erregt, indem sie diese abbildet?

Warum hat das Piano diese große Wirkung, da sonst für alle Sinne das Schwache kleinere hat? — Es sind blos Nebenbegriffe daran Schuld — (aber wie entstehen sie?) — weil wir dann die Musik für ferne halten und also doch für forte. Eine wahre Ferne ist uns ein piano.

Musik macht, daß die Dichtkunst, Musik, Malerei stärker und klärer die offne Seele füllt.

Bildende Kunst.

Ein Bild ist nichts, als ein längeres, sichtbares Wort, aber aus einer bessern Sprache.

Wahrheit, Schönheit, Tugend.

Darf eine der andern geopfert werden? Ist hier ein Streit? z. B. soll der Künstler lieber Schönheit, als Wahrheit suchen? Wenn von der Tugend die Rede ist, so ist, wie Jeder unter dem Denken fühlt, weil über die Frage des Rechts gesprochen wird, das Sittliche zugleich Gegenstand und Wage.

Ideal.

Man macht nicht das Ideal aus wirklichen Gesichtern, sondern diese sind die Bereicherung desselben.

Niederländische und Italienische Malerkunst.

Die niederländische Schule ist die camera obscura, der Studiensaal, das Vorzimmer der italienischen. Die bloße Darstellung, d. h. Wiederholung der Wirklichkeit ist ein Werk der Spiegel. Nicht die äußere, sondern die innere Natur, nicht die körperliche Schönheit, sondern die geistige ist darzustellen.

Karakter.

Er entsteht nicht durch bloße Eigenschaften, sondern durch ihre Mischung, d. h. ihren Grad und ihr Verhältniß; — und dieses alles setzt irgend einen festen organischen Punkt voraus, um und an dem sich alles erzeugt und mischt. —

Karaktere der Alten. Bei den Alten gab es nicht so viele Karaktere, wie bei uns; (bei den Wilden gibt es noch weniger) daher die Tragödie leichter.

Zersplitterung in der Natur.

Die Arten eines Geschöpfes sind mannigfaltiger, je niedriger es ist. Es gibt 16000 Pflanzenarten, 3060 Insek-

ten, 1205 Gewürm, 946 Vögel, 404 Fische, 292 Amphibien, 230 Säugethiere.

Originale.

Man achtet sie zu wenig, da sie die Menschheit durch ihre neuen Hebel weiter oder doch so weit bringen, als ein Haufe Gemeiner, wo nur der Haufe, das Ganze, nicht die Ingredienzen original sind. Ein Original ist ein antidatiertes Jahrzehnd: es lehrt, was die Nachzeit lehrt und kommt ihr zuvor. Größre Kräfte oder neue Mischungen derselben, — was jene fast voraussetzt, bieten uns neue Regeln und Aussichten an. Man sezze lauter Ebenbilder auf den Globus: — die Welt wäre todt, entweder vor Langerweile oder vor Fett.

Fortwirkung auf die Nachwelt.

Wäre nicht jede Zeit fortwirkend und wären unsre Vorfahren nicht durch Thaten unsterblich, woher wäre denn die jezzige Welt? Wir kommen ja in sie und verändern sie blos für Andere. — Wie lang dauert aber die Fortwirkung durch Thaten? Wir alle und eine so große weite Kultur sind das Produkt dieser einzelnen Thaten. Aber wenn jede Handlung unzählige Kinder und diese wieder unzählige haben, wie bleibt Raum zu eignen? — Vernichtet der Widerstand keine? Aber der Widerstand wäre ohne jene gewesen und dadurch bricht sich doch seine Kraft.

Einfluß der Barbarei.

Es ist nicht nothwendig, daß ein verfeinertes Volk barbarisch werde durch Barbaren um zu neuem Aufschreiten gestärkt zu werden. 1) weil eben dasselbe bei einem Individuum und noch mehr gälte; 2) weil ja alle im Volke von der Barbarei anfangen, als Kinder; 3) weil die Kultur sich ohne Barbarei auf fremde Zweige werfen muß;

Staats-Bibliothek Bamberg

4) weil die Gegenwart und noch mehr die Hoffnung uns grade entgegengesetzte Beispiele gibt; 5) weil die Vermischung der Kultur und Barbarei noch schlimmer ist, obgleich diese die Leiber und Tugenden stärkt.

Einfluß der Kultur.

Kein Werk oder Mensch hat einen abändernden Einfluß auf ein Jahrhundert gehabt; sondern er war selbst ein Produkt dieses Jahrhunderts; und halb hätte er ja ohne die Aehnlichkeit mit ihm nicht auf jenes wirken können.

Die schlimmen Folgen eines neuen Systems z. B. des kantischen wirken mit ihrer Uebertreibung nur für eine kurze Zeit, die gegen die lange Ewigkeit verschwindet, worin die guten segnen.

Autoren.

Die Sachen erheben immer zugleich den Autor so sehr, daß uns sein Körper und alle Verwicklungen aus der Seele kommen, oder vielmehr nicht hinein. Ein Autor ist für uns so nackt und ewig und unabhängig, wie die Wahrheit oder Schönheit, die er zeigt. Man sieht, in welche Sphäre uns die Betrachtung von beiden hinaufträgt und daß wir selbst größer sind, da wir Andre größer voraussetzen. Denn unser moralisches Tadeln und Loben zeigt sich am meisten und reinsten an Andern.

Seelenkräfte.

Wir bedenken nicht, daß im Genie keine Kraft erschaffe, die nicht selbst im Dummen, doch zwerghaft daliege; sonst wäre jenes gar nicht zu fassen. Zweitens — dieß folgt daraus — müssen diese Kräfte in jeder Stunde, nur stärker oder schwächer wirken, z. B. Witz: Das Gehen von einer Idee auf eine andre ist der niedre Grad von Witz, so

wie das Vorstellen gegenwärtiger Dinge der niedre Grad von Phantasie.

Folge der Ideen.

Was heißt das „eine Idee abbrechen, wegwerfen?" Da sie oft wiederkommt ohne den Willen — wie bei unwillkührlicher Blasphemie — so beweist es den Antheil des Körpers. Adam konnte am Abend seines Schöpfungstages nichts haben, als die Wahl unter den Ideen des Tages. Das Gehirn trägt den Stoff vor, den der Geist nach seinen Regeln wählt. Das Gesetz der Aehnlichkeit und des Grundes können sich nicht auf das Gehirn beziehen, nur das der Gleichzeitigkeit.

Gewalt über die Ideen.

Geist und Körper.

Warum fühlen wir nur bei Gedächtnißideen das Unvermögen, sie willkührlich hervorzurufen? eigentlich nur das Zeichen; denn die Idee haben wir ja schon, zu der wir den Namen suchen. Der Antheil des Gehirns schränkte sich also auf das Zeichen ein.

Welche Kraft muß die Seele auf das Gehirn anwenden, um sich ein Gesicht vorzustellen?

Warum vergißt ein Mensch grade durch Krankheit nur gewisse Sachen, kann nur gewisse Worte nicht aussprechen?

Die Seele wirkt so aufs Gehirn, sich ein Bild zu erneuern, wie auf den Muskelnerv zur Bewegung, aber so wenig die angestrengte Kraft mit der Bewegung des Arms zu vermengen, so wenig dort Bild und Wille

Philosophie, Kaffee, Schach stärken mich sehr zum Denken. Anstrengung des Gehirns, d. i. der geistigen Lebenskraft ist ein Stärkmittel der körperlichen, wie die wollende (oder hassende) Ueberspannung (Schreck) das körperliche System belebt, so die denkende.

Geistige Anstrengung. Ich kann sagen: ich will sie haben. Sie ist von der körperlichen nicht verschieden; in beiden überwindet man einen körperlichen Widerstand, der Muskeln oder Fiebern. Die Anstrengung ist gleich geistig, ob ich einen Stein aufhebe, oder einen philosophischen Satz denke. Dort wird der Widerstand der Muskeln, hier de Fibern besiegt.

Nie kann der Körper dem Geiste geben, nur nehmen. Alles, was jener zu entwikkeln scheint — Witz, Muth, Weichheit — war also alles in der Seele, aber er hinderte es. Es folgt nicht: wer nehmen kann, kann geben. Er kann der Seele wohl den Stoff der Gefühle geben, aber nicht diese.

Alle körperliche Fertigkeiten sind blos geistige. (Nur in unorganischen Körpern ist es anders). Bei musikalischem Phantasieren kommt zur geistigen Fertigkeit noch die Anstrengung des Augenblicks. Aber so wenig die Logik, nach der unsre Ideen auseinander entstehen, ihre Reihe erklären kann, so wenig der Generalbaß, nach dem die musikalischen erwachsen.

„Empfindelei ist im Unterleib, aber Gefühl nicht" sagt man. Ich sehe nicht ein, wie man einen übertriebenen Grad einer andern Ursache, als der, die den rechten zeugte, (nur übertriebnen) beilegen kann.

Da viele Leidenschaften sich mit eigenen Nerven und Gliedern anastomosieren, — Zorn mit der Leber, Gram mit den Thränendrüsen — Scham mit der Pulsader —: so sollten wir schließen, daß es alle thun; daß gewisse, z. B. Sehnen (daher das Sterben am Heimweh und Verlieben) in die Wurzeln des Lebens eingreifen. So haben akustische, Bilder-, metaphysische Ideen ihren eignen verschiedenen Spielraum im Körper.

Nicht durch ein Organ blos, das dem einwirkenden Gegenstand zu größerer Erschütterung des Nervens den Weg bahnt, kann der Unterschied der Empfindungen erklärt werden. Warum höret nicht der Sehnerv bei starker Erschütterung? oder der Riechnerv? sowie sie alle fühlen.

Das Wunderbare ist nur in der Phantasie (Poesie, Geisterwelt) und nirgend weiter; die Körper sind Natur.

Phantasie.

Die Empfindung ist als Empfindung wahr, hat subjektive Existenz. Nur unsre Schlüsse darüber sind falsch. Der Rasende, der Feuer zu empfinden glaubt, hat so gut Recht: nur außer ihm ist das Feuer nicht, aber in ihm wirkt etwas wie Feuer auf ihn.

Ich kann im Bewußtsein, „diese Tage froh verlebt zu haben“, nicht soviel Beruhigung finden, als Andere. Die Vorstellung derselben bleibt mir, auch ohne ihr Dagewesensein; aber nicht so lebhaft.

Welch besondere Empfindung, wenn man die schöne oder geliebte Seele aus dem schönen Körper in einen häßlichen denkt.

Der Baum, dessen kahle Aeste wie Drachen-Klauen aussehen, wird erst groß, wenn wir diesen dazu denken.

Die Musik, die über die Gasse fliegt, giebt allem, was darin gethan wird, ein feierliches poetisches Ansehen.

Dunkle Vorstellungen.

(Gegen Sulzer.)

Die verworrene Vorstellung ist so gut eine einzige, als die deutliche, d. h. eine mit einigen verworrenen vorübergehende. Der Grund liegt nicht in der Helle mehrer, sondern in der Wärme einzelner Ideen. Das Beispiel von der Schrift*) ist falsch: ich sehe das Blatt so klar, als nachher die einzelnen Buchstaben, die jenes verdunkeln; ich ändere nicht die Beleuchtung, sondern den Gegenstand. Umgekehrt, je mehr ich den sinnlichen Gegenstand Theil für Theil verfolge, desto stärker wirkt er.

Dunkle Gefühle.

Wir sollten uns eben so wenig wundern, daß wir im Dunkeln, ohne die Begriffe zertheilt zu haben, die ganze Widerlegbarkeit eines Satzes fühlen, als daß wir ohne algebraische Rechnung die Sprungweite mit der Sprungkraft in Gleichung bringen.

Instinkt.

Es ist alles Instinkt; nur hat der Mensch mehre Instinkte und dann sieht er sie. — Instinkt bei Menschen und

*) Sulzer braucht in seinen verm. ph. Schriften, Berlin 1773, zur Erklärung dunkler und deutlicher Vorstellungen das Beispiel von einem beschriebenen Blatt; die Worte sind dunkel solange ich blos das Blatt ansehe; seh' ich auf ein Wort, ist die Vorstellung des Blattes dunkel.

Thieren, das Organisiren der Pflanzen, der unbewußt schaffende Geist ist das Ende von allem und von der Philosophie.

Was die Ideen in uns ordnet.
(Zur Erklärung der Freiheit.)

Es soll sein, daß die Gründe unsern Willen lenken; es ist doch die Frage da, wer denn diese Gründe hervorbringt? welches die Untersuchung über die Kraft wäre, die unsre Ideen (nicht erzeugt, sondern nur) ordnet. Eh wir die Ordnung in der Welt erklären, sollten wir die Ordnung in unsern Ideen erklären.

Der Mensch kann das Vermögen der Freiheit nicht stufenweis wachsend bekommen, sondern er muß es auf einmal haben, auch das Kind. Ein geistiges Wesen als solches unterscheidet sich vom blind getriebenen körperlichen. So wenig unsre Freiheit wegfällt, wenn wir nach Trieben handeln, so wenig ist dieß bei Kindern und Thieren der Fall. Trieb verhält sich zum Willen, wie moralisches Gefühl, Neigung für die Tugend zur Freiheit.

Neigungen.

Man kann die Neigungen des Willens nicht verästen, nicht zertheilen. Es ist immer ein wollender Wille, der Haß und der Liebe gebeut. Jede Begierde ist an und für sich recht; keine Begierde wirkt isolirt, ohne die andere.

Kraft. Weichlichkeit.

Wie wenn die liebenden Gefühle und Opfer verdammlich sind, weil sie die Süßigkeit des Wunsches begleitet; haben nicht die titanischen Aeußerungen des Streites, die Ueberwindungen denselben Reiz? Ist darum nicht der Zorn so unüberwindlich, als die Liebe?

Warum achten wir die Kraft (z. B. Muth) mehr, als die Liebe?

Tugend. Laster.

Gegen andere Menschen gibt's nur moralische Affekte und Uebertreibungen, — Zorn, Haß 2c. — gegen uns selbst haben wir keine solchen, z. B. Angst, Freude 2c. Die Affekte gegen uns sind die Verhältnisse mit unkörperlichen Dingen. — Das Ideal eines Tugendhaften im kantischen Sinne gäbe keinen vollkommenen Menschen. — Die guten Anlagen müssen die erste Glückseligkeit verdienen, deren Ausbildung die zweite. — Der Körper kann keine Neigungen schaffen, sondern nur einer existirenden das Objekt geben; z. B. Geschlechtswollust. — Man theilt das einfache Wesen in zu weit entlegene Kräfte auseinander; es ist immer ein Wille, der nur 1) in verschiedenen Zeiten momentan anders wirkt, weil sich ihm 2) verschiedene Objekte vorstellen. — Nichts kann ursprünglich bös in uns sein. — Zweierlei Laster gibts: 1) wozu Kraft gehört — Zorn, Mord, Ehrgeiz — diese werden durch einen andern Gebrauch der Kraft zu Tugenden umgebildet. 2) die ohne Kraft — Lüge, Kriecherei, Ehrlosigkeit. — Von jenen ist die *thätige* Tugend die Nachbarin, die *leidende* der Antipode; von diesen umgekehrt.

Täuschung des Affekts und *Schwäche* ohne Täuschung sind die Quellen des Lasters.

Alle Laster werden nur begangen im Gleichgewicht entgegengesetzter Gründe.

Bessern Gefühl oder Maximen? — Die Grundsätze muß man haben, um die schlimmen Neigungen aufzulösen und zu zerstören. Damit die kantische Moral auf uns wirke, muß schon die Liebe dazu da sein. — Wie wird

aber ein Mensch mit guten moralischen Anlagen verdorben? Wenn die Kraft vor dem Verderben nicht stark genug war, vom Fall (Schlimmen) abzuhalten, wie kann sie nach demselben stark genug sein, wieder daraus zu erheben? — Niemand hat bei einer Sünde oder Tugend das Gefühl ihrer Moralität, (sonst könnte er jene nicht begehen) das er hat, wenn er sie einen Andern thun sieht. So ist's mit der Liebe, deren Schönheit, das Ob- nicht das Subjekt fühlt. Jener Satz erklärt vielleicht die ganze moralische Verschlimmerung. Wenn man sich in der Vergangenheit betrachtet, wird man ein anderes zweites Wesen und findet also das frühere schön oder häßlich. — Den Gewissensbiß, wenn man Jemanden Schmerzen gemacht, hat man auch, wenn es moralisch gut war (oder wider unsern Willen, oder Zufall), ihn zu machen.

Wenn wir einen Mord anhören, steht in uns die weinende Bruderliebe auf und wir fassen nicht, wie der Mörder die seinige überwand, oder wir leugnen, daß er sie hatte. Aber er konnte sie haben und so stark, wie wir und doch den Mord begehn, weil Rache oder Geld noch stärker reizten. Also die ganze Stärkung der schönsten Neigungen hilft ohne die Zerstörung der schlechten nichts; obgleich unsre Literatur und Erziehung beide beinah zu gleicher Zeit erhöht.

Das Böse muß sich, wie Krankheit, überall konvulsivisch stärker merklich offenbaren, als das Gute, das, wie Gesundheit, weniger hervortritt.

Größe der Sünden. Die Extension derselben wird uns für Intension angerechnet (und umgekehrt) die lange Zeit für einen Augenblick. Blos weil Einer oft sündigte, konnt' er gerade so stark sündigen.

Alle Unmoralität entsteht fast daher, daß ich auf das Ding Ich als Ich so viele Beziehungen annehme. Eine Sache ist zu loben, nicht weil sie an mir ist, sondern sogar, wenn sie nicht an mir. So überall. Im Ich ist etwas Höheres und Göttlicheres, das man zu achten hat, als das Ich selbst; es enthält das Schlechteste und Beste zugleich. Das Ich als Ich hat etwas Feindseliges und schließet als Ich andere aus; daher bei einem Zanke die immer stärkere Ausschließung und Energie beider Ichs.

Was geht mein Ich mich an? Oft kommt es mir vor, daß doch nur der Fortgang der Wahrheit, der Tugend ꝛc. unser Zweck sei, gleichgültig, durch wen betrieben und ob ich nicht mehr sei. Warum sollen die Menschen grade an mir diesen Vorzug finden, falls er nur überhaupt da ist. — Allein alles dieß muß doch auf Ichs bezogen werden, die Wahrheit ist nicht ihr eignes Ich; und was für fremde Ichs gilt, gilt auch für mein eignes. Ist meines entbehrlich, so ist es jedes und was ists dann mit aller Wahrheit und Tugend? Freilich nicht gerade mein Ich; aber hier liegt der Fehler im mein, nicht im Ich.

Es gibt eine doppelte Moralität, die unsre und fremde, — ich meine die Art, wie uns fremde und unsre Tugenden, Vorzüge, Liebe erscheinen.

Warum darf ich mich nicht mit der Wärme lieben, die ein Anderer für mich hegt?

Eigentlich sollte man denken, aus demselben Grunde, aus dem mir fremde Leiden Thränen abpressen dürfen, dürfen mir auch eigne welche nehmen.

Weinen. Lachen. Das fremde Ich. Weinen ist jenes frohe Aneignen des fremden Schmerzens, wie Lachen das des Widerspruchs. Thränen sezzen, wie Lachen, einen Kontrast zwischen Werth und Geschick voraus; über bloße Leiden ohne den Gedanken, daß man sie nicht verdiene, weint man nicht. Ueber uns weinen wir nur, wenn wir uns als Fremde denken. — Was macht denn das Fremde in der Vorstellung? Zwischen zwei Ichs, die wir kennen, was macht das eine zum fremden? Und in wiefern wirkt die Eigenschaft „fremd" einen so großen Unterschied der doppelten Wahl?

Mitleid. Zu große Herrschaft über uns, zu große Gleichgültigkeit gegen die Freuden und Leiden des Lebens nehmen uns das Gefühl für fremde und lassen nur die Pflicht.

Menschenliebe. Erst am Andern lerne ich mich lieben. Ich schließe, wenn der Mensch werth ist, deine Liebe zu verdienen, dann bist du es auch seine zu verdienen. Meine Angst war die: „wenn ich nicht begreife, warum der Andere eine heftige Neigung zu mir hat, so folgt, daß er dasselbe von sich in Rücksicht der meinigen denken müsse — und wo bleibt Liebe?" Aber wie kann ich überhaupt Liebe und Werth austheilen ohne sie zu kennen an mir selber, und sie dann weiter voraussetzen?

Wir sollten gegen lebende Menschen so voll Liebe und so im Verhältniß sein, wie gegen abgedruckte poetische.

Im Denken müssen wir Kosmopoliten und ausgebreitet sein, im Lieben und Handeln eingeschränkt und Autochtonen.

Man thut als wäre Thun die einzige Uneigennützigkeit, da es nur die höchste ist. Der Furchtsame, Geizige, der eine Freude über uneigennützige Thaten hat, ist jetzt, obwol in kleinerem Grade, uneigennützig.

Höchste moralische Zartheit. Die Natur hat im Plane der physischen Welt nur auf einen mittlern Grad moralischer und intellektueller Ausbildung gezählt; eine größre zerstört den physischen Menschen. Aber wie wir uns intellektuell ausbilden, obgleich die Gesundheit das Opfer wird, so sollten wir es auch moralisch thun, z. B. im Enthalten von Martern und Tödten der Thiere, so wenig es in die physische Natur einpasset. — (Wir aber wollen die Vortheile der Kultur und die Laster der Barbarei paaren.)

Schmerz der Thiere. Dabei tröstet mich blos das, daß sie — troz der Zukkungen, die keine beweisen, sowenig als nach dem Tode — z. B. Insekten, dumpf (wie wir im Schlafe) fühlen und also schon in der Gegenwart, ohne Vor- oder Zurücksehen, nicht den giftigen heißen Stich empfinden, den uns der Schmerz vor dem hellen Lichte des Bewußtseins gibt.

Moral gegen Thiere. Wir haben nicht gegen alle einerlei. Je menschenähnlicher, klüger, besser ein Thier ist, desto mehr sind wir ihm schuldig.

Verhältnisse geben keine größern Pflichten. Sie können uns wol andere, aber nicht größere Pflichten auflegen; es ist nur ein Wechsel der Intension mit der Extension. z. B. die Ehe fordert die Sorge für Frau und Kinder; aber vorher hatt' ich dieselbe Sorge, die sich

nur in mehre Wesen theilte; nur wird mir in jenem Falle die Pflicht durch die Unterstützung der Neigung deutlicher.

Wenn die Erfüllung der bloßen Pflicht nicht edel macht, so kann auch kein höheres Wesen es sein. Denn was es thue, ist immer Pflicht; was darüber ist, ist dagegen.

Was ein Volk thut, muß nicht so abscheulich oder göttlich sein, als es scheint; weil zu dem, was viele Menschen thun, jeder den Keim in sich tragen muß.

Man sollte auch Moralitätslisten haben. Es sollte kein Mensch ganz vergessen sein. Jeder Name und sein Karakter müßte aufgeschrieben sein. Man könnte Schlüsse auf den moralischen Einfluß der Handwerke 2c. machen.

Auflösung der Innungen.

Durch diese entsteht Egoismus, weil die Menschen einander das meiste Gute nur in Verbindung thun, ein Kaufmann dem andern 2c.

Armuth.

Es wird aus dem Menschen, zumal aus dem moralischen nichts wenn nicht die Mittel zu leben, erleichtert werden. Sobald der Mensch noch in ewigen Nahrungssorgen und Liebe für einen elenden Groschen bleiben muß, bleibt der Kopf düster, das Herz klein und schlecht.

Nimm die Menschen nur aus der fesselnden, bodenlosen Wirklichkeit weg, wo Versuchung und Bedürfniß zu groß und die Vernunft zu geblendet ist und führe sie ins ebne, helle Eden der Dichtkunst. Du siehst, wie ihr Arm

sich für sie und für die Gemälde der Tugend im reinen Eden ausbreitet.

Kultur-Einfachheit.

Grade unser jetziger poetischer Sinn für häusliche Szenen beweis't, daß wir keine mehr haben. Der Hausvater würde nach dem wenig fragen, was er ist.

Weisheit.

Weisheit ist Absonderung von dem allmächtigen Einfluß der Menschen, nicht der Sachen.

Nichts ist hinderlicher, um sich als Wesen kennen zu lernen, als Menschen; denn wir kommen uns immer als ein fremder Mensch, d. h. wie eine bloße sinnliche Erscheinung vor.

Liebe.

Wir lieben nicht die gute Eigenschaft, sondern das Ich wegen derselben; es kommt zu ihr noch etwas hinzu, das unerklärliche persönliche Sein, ein Ich, wie unsres.

Warum wird Liebe durch Gewohnheit größer? An und für sich sollte uns der Gegenstand, wie ein ästhetischer, gleichgültiger werden. Wir lernen durch sie mehr kleine Vorzüge kennen, aber auch mehr kleine Fehler. Oder verbirgt uns das Zusammensein diese, oder fallen sie überall durch nähere Kenntniß weg?

Zürnen in der Liebe.

Es gibt eine pikante Gemüthsbewegung gegen alle geliebte Personen, die uns anreizet, sie zu beleidigen. Wir fühlen, daß wir durch gewisse Beleidigungen, die wir anthun, unsere Liebe mehren, anstatt daß andere sie zer-

trennen. Wir treiben sie absichtlich bis zu einem hohen Grade, der durch das Gefühl des Unrechts unsern Busen aufreißet und den verhaltenen Strom der Liebe befreit. Grade gegen Personen, die man am feurigsten liebt, übt man diese Unart aus, wie die, die am feurigsten lieben. Ein Liebhaber ist fähiger, seiner Geliebten, als einer Gleichgültigen Thränen auszupressen.

Liebe gegen eine Verheirathete.

Nicht die Empfindung, sondern die Aeußerung kann fehlerhaft sein. Soll und kann ich jene, wenn sie vor der Ehe der Person entstand, plötzlich ändern, wenn diese in sie tritt?

Doppelte Reue.

Reue ist bei allen freien Handlungen möglich. Da aber nicht alle freie moralische sind, so ist die Reue auch nicht immer moralisch. Wir bereuen auch unschuldige Handlungen, die unklug und uns schädlich waren. Und doch wird die Reue, da eine solche Unklugheit in sofern sie willkühriich war, einen Mangel an Mühe, Fleiß, Zeitaufwenden 2c. voraussetzt, dadurch wieder moralisch.

Paskals Haß gegen Freuden.

Wenn Einer nicht schmekken will, was ihn erfreut, warum schließt er nicht die Augen vor der schönen Natur? Und wenn Freude Unrecht ist, warum sucht er nicht überall den Schmerz? — Warum hat die Natur so wenig Anstalten für den Schmerz getroffen und nicht vielmehr mit der Beobachtung als mit der Uebertretung ihrer Gesetze verknüpft?

Genuß und Freude.

Beide sind verschieden; aber die Menschen färben ihr Leben blos dadurch schwarz, daß sie sie für einerlei ansehen. Man

kann Jahrelang Genüsse haben, die wie einzelne Töne vorbeifahren, aber keine Harmonie zusammenschaffen, ohne den hohen harmonischen Zustand der Freude zu haben. Und umgekehrt kann sich diese in uns wie steigender Sonnenschein ausbreiten, ohne daß wir einzelne Lichter zu nennen wüßten.

Wenn wir unsre verlornen Stunden neben einander sähen, wir würden sie mehr bedauern und achten.

Selbstmord der Stoiker.

Er paßt nicht in ein System, das kein Uebel erkennt, als das moralische. Warum gehn sie denn aus dem Leben, wann sie Leiden haben? Diese müssen doch etwas sein. Warum sagten sie nicht lieber, der Mensch könne auch bei Freuden das Leben weglegen?

Tod.

Der Tod wird gefürchtet, weil uns immer Alltäglichkeit umgibt und wir aus Gemächlichkeit nicht das Erhabene denken wollen.

Würde man mit dem Körper und mit dem Andenken aus der Erde vertilgt, so wüßte man, was Tod sei. Jetzt gibt uns Trauer, Andenken, Leichensteine noch ein scheinbares Fortleben.

Todesbetrachtungen sind nur gut, uns den sinnlichen Glanz zu mildern; weiter geführt machten sie uns gleichgültig gegen alles Thun in diesem Todtenhaus. Aber durch die Idee der Unsterblichkeit, des hiesigen Fortwirkens unserer hiesigen Thaten und überirdischen Entwikkelns des Erdenthums, wird erst der ganze Mensch lebend.

Leben nach dem Tode.

Es schlafe unser Bewußtsein noch so lange, so ist zwischen unserm Tod und dessen Erwachen doch für uns kein Zwischenraum.

Was mit den Thieren wird?

Ich sehe nicht, warum man diese Untersuchung — wenn es nicht aus Egoismus ist — weniger treibt, als die, was mit uns wird. Aber uns schrekken die Folgen 1) die Menge der Thiere, obgleich dasselbe auch für die Menschen gilt und überhaupt vor Gott und in der Ewigkeit gar keine Menge möglich ist; weniger wäre zu wenig; oder als ob nicht die Zeit die Unzähligkeit brächte, die der Raum nicht gibt; oder als ob es für die Unendlichkeit etwas geben könnte, das zu groß wäre; und warum hätten wir denn die Unermeßlichkeit der Zeit, wenn sie nicht uns in ein Gleichgewicht mit der der Wesen sezzen sollte;

2) die Geringfügigkeit; denn was wir dem Affen geben begehret auch der Floh und immer tiefer und unaufhörlich hinab; allein dasselbe gilt vom Menschen, der durch die Pescherähs und Embryonen und puncta salientia geht. Wenn wir aber über die Thiere nichts sagen können, so können wir es auch nicht über uns.

Skepsis.

Die fortdauernde Lähmung durch sie macht, daß man vor sich selbst als ein Gleichgültiger gegen die Wahrheit erscheint.

Dasein Gottes.

Wir sind durch unser Inneres genöthigt, den Grund jeder Ordnung in etwas Geistigem zu suchen; selber das Anschießen der Krystalle scheint nur den Gesetzgeber zu ver-

schieben, nicht zu entbehren. Bei einer geistigen Kraft fragen wir nicht wieder nach dem Grunde der Ordnung, wie wir an uns sehen: Ordnung und Geistig scheint eben eins. Ohne einen All-Geist ist unser Geist größer, als die ganze blinde Natur.

Nur, wenn es nichts als Körper gäbe, könnte man Gott leugnen. — Die äußere Welt bedarf und beweiset weniger einen Gott, als die innere.

Das, was allen Atheismus umstößet, ist nicht die künstliche Bildung irgend einer Sache zu seiner Existenz. Wie Krystalle in symmetrische Formen einschießen, so könnte man sich solche Bildung erklären. Aber dieses sezzet geistige Zusammenordnung voraus, daß zwei Dinge, die auf einander keinen schaffenden Einfluß haben, für einander gemacht sind, die zwei Geschlechter, Kind und Mutter, der Raub und das Raubthier.

Wäre die Welt nur von Ungefähr, so könnte sie zwar Schönheit, aber keine Ordnung haben. Wir könnten nichts errathen, aus nichts schließen, wie Kant aus den Planeten auf das Universum.

Wie der Romanschreiber die Szenen so verflicht, daß in die kleinste die größte greift und alle ein Ganzes machen: so ist die Welt so geordnet, daß das Leben jedes Individuums einer Weltgeschichte der Hauptendzweck zu sein und das Ganze sich nach ihm zu richten scheint, indeß die Richtung aller Individuen ein Ganzes machte.

Erzeugung.

Kein Wunder können wir annehmen; kein Leben kann gemacht, sondern nur fortgesezt, entwikkelt werden. In

der Natur ist nur voriger Verstand, nicht jetziger. In Rücksicht der Seele denken wir zu sehr an den Raum.

Mit oder nach Darwin ist das ABC des Menschen ein bloßes Fäserchen, das im uterus krumm liegt und endlich ein Herz wird, u. s. f. Indeß wäre alles bloße Ansätze zum Fäserchen — Bildung, nicht Vergrößerung der Form — so wäre nicht zu begreifen, wie die zufällige Nahrung des uterus nicht blos einen Menschen, sondern sogar ein Eltern ähnliches Gesicht geben können. — Man wende dieses Fäserchen auf die Entstehung eines Pfauen an und frage sich, ob die schwimmende irdische Ei-Kost dem Fäserchen so einfließen könne, daß nachher dessen Steiß die befiederten Pfauenaugen treibt.

Und wenn Einer den ganzen Prozeß auflösen und darstellen könnte, wie sich der Mensch blos durch mechanische Kräfte vermittels der Zusammenwirkung zweier Menschen bildet: so hätt' er doch noch nicht erklärt, wie die zwei Menschen selbst wurden. Aus Eltern kann das Kind entstehen, aber woraus entstanden die Eltern?

Der Bourignon Frag'en an Gott.

Sie muß — da sie nicht lügt — wirklich in sich die Antwort von Gott gehört haben. Im Grunde glauben wir ja (im Traume) auf Antworten zu hören, die wir doch souffliren.

Träumen.

Alexander, der sich bei zwei Dingen erinnerte, wie wenig der Mensch sei, hätte, da er sicher nicht immer wachend träumte, sondern auch oft schlafend, Träume der Nacht auch mit zu den Memento Mori's des Menschen schlagen sollen. Die Träume — so viele hängende Luft-

gärten sie über mein Kopfkissen bauen — betrüben mich, weil ich darin keine Vernunft habe. Der arme Mensch! sage ich oft in meinen Schriften, warum muß er die Vernunft, die er in der wachenden Hälfte seines Lebens so oft verlezt, in der schlafenden gar einbüßen? — Da ich gefragt: Warum? so will ich die Ursache untersuchen mehr als angeben. Die bloße Vergessenheit und Unsichtbarkeit des Zeit- und Ortsverhältnisses erzeugt die der Vernunft schwerlich, da beide Verhältnisse auch im tiefen Nachdenken vergessen werden. Oder ist umgekehrt bei Wahnsinnigen, bei Fieberkranken immer Zeit und Ort verdunkelt? oder beim Menschen in der Leidenschaft? Also muß die Wirkung des Traums mehr physiologisch, als psychologisch entwikkelt werden. — Wenn die Seele ihre Ideen selber in Reihe und Glied stellt, wer thut es im Traume? — Obgleich darin die Assoziazion der Gleichheit herrschet, so braucht auch diese eine Erklärung, um so mehr, da der Traum zwar Partien, aber nicht ganze Landschaften aus der Vergangenheit entlehnt. Er sezzet eben so gut zusammen, wie die Vernunft, nur aus größern und sinnlichern Gruppen.

Man könnte dichterische Ideen aus Träumen nehmen, wie Leonardo da Vinci bildnerische von den Flekken an der Wand.

Musik im Traum.

Meine Meinung über die Identität jezt klingender und erinnerter Töne wird auch durch den Traum gewisser, wo äußere Musik, Nachtwächtersingen sich harmonisch und ohne Zerstörung des Traums in diesen mengt.

Gedächtniß.

Im Traume liegt die Theorie der Vergeßlichkeit. Diese kommt daher, wenn nichts starke Eindrükke mehr macht;

dann gleichen die Ideen Traumideen und werden eben so vergessen. — Das Zeichengedächtniß ist übrigens ein anderes, als das sinnliche: man kann auf den Namen eines Dorfs nicht kommen und hat doch das ganze Dorf vor der Seele. Bei aller anderen Erinnerung hat man die Sache auf einmal ohne dunkles Ahnen vor sich.

Warum fällt uns die allgemeine Idee, daß wir etwas vergessen haben, leichter ein, als die individuelle des Gegenstandes? Jene kann nicht sein ohne die dunkle Einwirkung von dieser und was heißt das? — Ists also nicht physiologisch? Könnte sonst der allgemeine Gedanke „ich will etwas merken" der ja durch das ganze Leben durchgeht etwas wirken, oder gar jene individuelle Idee auferwekken?

Simultan- und Successivgedächtniß.

Das Simultangedächtniß ist körperlich und blos eines der Phantasie, — auf der innern Tafel, d. h. auf der Phantasie, schreiben sich die Dinge hin — eben so das Festbleiben unverbundener, unverstandener Wörter (Vokabeln, Verse bei Kindern). Das Successivgedächtniß ist thätig, (kettet sich an Zeichen): wir entwikkeln mehr die Sachen, als wir sie behalten; wiewol es am Ende jenes ist. Denn Schlüsse aus Schlüssen wären keine Produkte des Gedächtnisses; und insofern die Schlüsse leichter werden, sind sie nur memorial.

Gedächtniß des Dichters.

Nichts schwächt es mehr, als wenn seine Gegenstände durch unsre Willkühr erzeugt und verbunden werden. In diesem Fall ist der Traum und der Dichter, dessen Ideen nicht das eiserne Original außer sich haben, wie die andern Leute.

Das schwache Gedächtniß des Montaigne.

Es war weniger schwach, als langsam; alle Namen der Alten fielen ihm ein, aber nicht der des Bedienten, weil er ihn schnell brauchte. Aber warum? Durch Aehnlichkeit (Witz) und Zusammenhang (Verstand) hatte er gewohnt, auf Sachen zu kommen, d. h. den Gegenstand mehr zu produzieren, als zu reproduzieren. Und in sofern war es doch schwach. Gleichwol ist jedes Erinnern auf gewisse Art ein Produzieren. Denn damit ich Anlaß habe, mich zu besinnen, muß doch etwas dasein (z. B. den Bedientennamen zu rufen, doch ein Geschäft) was ein Anlaß, also ein Theil oder eine Aehnlichkeit des zu Erinnernden ist. Am Ende kommt es auf die (physiologische) Leichtigkeit hinaus, eine Idee schnell zu beleben. Daher wenig Gedächtniß (aber auch Phantasie) in Asthenie.

Psychologischer Chronometer

wär' ein solcher, an dem zu messen, wie lang oder kurz jeder Affekt die Zeit mache.

Jeder Tag setzt unsre Seele in eine besondere Lage, die man durch vergnügt und mißvergnügt so deutlich ausdrückt, als alle Farbe durch Licht und dunkel.

Alles sein eigner Zweck.

Nicht blos Tugend, sondern auch das Schöne, das Wahre, selber die Freude muß an und für sich gesucht werden. Sind sie nicht ihr eigner Zweck, sondern das Mittel eines andern Triebs, so sind sie nichts. Aber unsre unselige Neigung, alle Fäden der Natur aufzutrennen in kleinern und sie dann in einen systematischen

Strang wieder auf unserm Seiler-Rad zusammen zu drehen, ist an unserm Irrthum schuld.

Die Glückseligkeitlehre.

Allerdings würde das bloße Bestreben der Moral, unter Andern Freuden zu säen, nicht edel genug sein, da wir sie für uns nicht mit hohem Bewußtsein schaffen. Aber nicht für das Glück der Menschheit zu sorgen, sondern ihr Unglück zu heben, das ist das höhere. Du mußt an Jedem ehrend Theil nehmen, der gegen Schmerzen, Hunger etc. kämpft und der sich sinnlich frei machen will. Diese Befreiung von den sinnlichen Ketten, worauf das moralische und ästhetische Sein anfängt, und was etwas ganz anders ist, als sinnliche Lust, ist der hohe Zweck. Es ist der gerechte Zweck; jedes Wesen hat ein Recht — nicht auf Freuden, aber — auf Freiheit von Schmerz. — So ist die Tugend nicht sowohl der Glückseligkeit würdig, als eines schmerzenlosen Zustandes; wir ertragen, daß wir sie uns ohne Freuden, aber nicht mit Leiden denken und so, daß wir das Laster — zwar nicht mit Freuden, aber doch nicht ohne Leiden — vorgestellt ertragen.

Vervollkommnung der Menschheit.

Aufgabe derselben ist Vereinigung aller Zustände, entweder durch Stufen oder Aehnlichkeit, z. B. Vereinigung der sinnlichen und geistigen Liebe, indeß die Theologie jene und der Körper diese verwirft.

Zu große Bevölkerung.

Meine moralische Natur schaudert allezeit, wenn die Politik zu beweisen anfängt, man müsse der Bevölkerung Grenzen geben; d. h. das Leben von Millionen Wesen opfern für das Glück von Millionen. Würde die freilich

bald ins Ungeheure gehende Bevölkerung nicht gestört, so würde daraus ein neuer Zustand der Menschheit sich entwikkeln, auf den vielleicht alles berechnet war. Das Thierreich sezt sich die Grenzen seiner Volksmenge selbst und gezwungen; aber die Menschheit sezt sie sich frei und soll keine sich sezzen.

Peuzers Oratorie und Philosophie.

Sie macht es 1) darin der Philosophie nach, daß sie lebendige Gestalten will gebähren lassen blos aus logischer oder rhetorischer Mechanik ohne lebendige Gestalten. Die Ruchlosigkeit der Besinnung, die unser Jahrzehend schwärzt war auch eine mehr rhetorische als philosophische Art bei den ältern Gelehrten. Mit unbeschreiblicher Eitelkeit und Leerheit und eben soviel Kälte nahmen die rhetorischen Frostschreiber die Materie vor sich hin und drehten sie und behingen sie, zogen sie auseinander und schlugen sie zusammen, voll Feuer, das sie vorspiegelten, blos aus Eitelkeit. Wahrlich zulezt verachtet man den Gelehrten — sogar die Pedanten, wie die Weltleute und Genies, und liebt nur den Bauer.

Unmoralisches System.

Es ist ein Unterschied zwischen unmoralischem Handeln und dem ein ähnliches Prinzip haben. In diesem Falle tritt zur Begierde die mehrende Vernunft. Dort, bei dem Glauben an etwas Heiliges, gibt es zwar mehr Gewissensbisse (die selber etwas Gutes sind), aber auch mehr Selbsthülfe.

Wenn die Individuen (also heimlich) sündigen, wird der moralische Grenzstein nur übertreten, nicht verrückt; wenn der Staat es erlaubt, die moralische Wurzel selbst angegriffen.

Muth.

Die Ursache, warum ein Mensch neben einem andern soviel mehr Muth hat, als allein, liegt tief. Das Alleinsein ist uns der fürchterlichste Gedanke der Schöpfung und eine Furcht, die nie recht aus uns will.

Geisterfurcht.

Eben da sie den Gegenstand, nicht seine Wirkung flieht, ist uns ein zweites Ich, sogar ein Thier ein Trost; denn gegen die Wirkung wär's keiner. Die Aufklärung kann nur den Glauben an Erscheinungen, nicht den Schauer vor denselben nehmen, der mit unsrer ganzen innern zweiten Welt gegeben ist.

Optische Täuschung.

Im Finstern scheint das Aeußere jenem weiten Dunkel zu gleichen, das vor geschlossenen Augen liegt und in dem unsre bunten Gestalten spielen.

Erziehungs-Allerlei

oder

ein Brief an den Leser und die Leserin, die zweite verbesserte Auflage meiner Levana betreffend.

(1811.)

Ihre halb-boshafte Frage, glückliches Lese- und Ehepaar, wann die zweite Auflage mit Verbesserungen erscheint, kann nur der Himmel und der Verleger beantworten; aber die Verbesserungen selber können jede Minute erscheinen, sobald sie gemacht sind; — und dieß soll von mir hier geschehen. Aus dem Morgenblatte trag' ich sie dann bequem in die zweite Auflage über.

Ich schikke sie Ihnen, reizende Leserin und gereizter Leser, vor der Auflage aus Gründen voraus; denn man kann nicht genug mit Drukken eilen, wenn man nicht weiß, wer zuerst stirbt, Sie oder ich, und wer also zuerst verliert. Auch gibt es jetzt, hoff' ich, unter neuern Dichtern und Denkern wol wenige, welche nicht einsehen, daß man kaum zu schnell schreiben und erscheinen kann, wenn man sich das Irrige in dem von Horaz für ein Buch vorgeschlagenen Moratorium von neun Jahren deutlich auseinandersetzt, indem ja während dieser Neunerprobe des zurückgehaltenen Buchs in jeder Minute 60 Menschen

sterben, worunter in einem Jahre von 365 Tagen voll Stunden und Minuten Leser genug hinsein können. Ich kenne, rühm' ich mich, mehr als einen davon, welcher sich sagt: „Darf man ein junges Werk neun Jahre auf dem Fasse liegen und die in dieser Zeit Sterbenden verdursten lassen, blos um die Relikten mit Desertweinen zu bewirthen? — Wir können ja leichter die bessern Früherbsen als die gewöhnlichen Späterbsen sein. Wie in der Mechanik die Schnelligkeit die Kraft ersetzt, so kann es auch im Schreiben geschehen, und wenn nach Seneka zweimal gibt, wer eilig gibt (bis dat, qui cito dat): so geben wir dem Leser durch Bücher doppelt, die wir ihm eilig und ohne zeitspieliges Feilen schenken. Wer wie der göttliche Schakespeare schreibt und (wie Pope von ihm sagt) keine Zeile ausstreicht, der erspart ungemein viel Zeit, und steht immer mit der Sache fertig da, auf der Messe. — Und will einer zum Ueberflusse feilen, gewinnt er nicht nach der ersten Auflage dazu Zeit genug? Oder wozu gäb' es denn zweite sehr verbesserte und vermehrte Auflagen, wäre die erste schon eine? Indeß wollen wir stets verbessern und vermehren, sowol uns als Bücher, aber nicht voreilig, sondern mit der Fürsorge, daß wir der sterbenden Mitwelt nichts entziehen, wenn wir die aufkeimende Nachwelt bedenken." —

Mich freut es, daß der Selbst-Anredner besonders auf den Punkt hinweisen will, daß, da jetzt Leute und Leser nicht lange leben, auch die Bücher für sie nicht lange ausbleiben, sondern, daß gleichsam mit Einem Drukke die Feder (wie ein englisches Instrument mit einem diese schneidet) geführt sein soll. Folianten wurden sonst freilich für lesende Methusalems von schreibenden Methusalems gemacht.

Es sind ohnehin so viele Völker und Menschen nicht genug zu bedauern, welche viel früher geboren und begraben worden, als es noch Leipziger Messen gab; und doch

hätten ein Shakespeare und ein Leibnitz es gar wol verdient, daß jener Göthens, dieser Kants Werke hätte vom Bücherverleiher haben können. Uns Jetzigen wird freilich noch erbärmlicher mitgespielt, da uns ordentlich eine überirdische Censur und Inquisition von oben nicht einmal ein herausgeschnittenes Blatt erga schedam von allen den köstlichen Werken, die noch dazu zehnmal reicher, als unsere sind, erlaubt, welche ein Tacitus, ein Macchiavelli, ein Herder, ein Jean Jaques des zwanzigsten Jahrhunderts, des ein und zwanzigsten, zwei und zwanzigsten, drei und zwanzigsten Jahrhunderts, ja aller folgenden Jahrtausende herausgeben. Werke von so viel Witz, Humor, Anspielung, Geschmack, so viel Fülle und Freiheit als freilich (wir müssen es gestehen) uns nur ein Schriftsteller geben kann, welchen ein Paar spätere Jahrtausende länger belehrt und gebildet haben als uns, solche werden uns Jezzigen ganz verboten, nicht sowol bei Todesstrafe, als durch Todesstrafe, indem der Todtenschein der Verbotschein ist. Wenige können so oft, als ich, darüber zusammen gefahren sein, über die unabsehlichen Nachtheile, eine vorzeitige Geburt der Jahrhunderte geworden zu sein, so, daß ein Mann, der ein vollständiger Meusel und Literator und sonst belesen und überhaupt mit seiner Zeit fortgeschritten sein wollte, Geld darum geben würde, wenn er kurz vor dem jüngsten Tage, etwan zwanzig Leipziger Ostermessen vorher, geboren wäre, damit er das Meßgut aller Jahrtausende beisammen hätte, und es wenigstens in den Ergänzblättern der Ewigkeit nachtragen könnte.

Aber Sie, theures Lesepaar, sollen durch mich ein besseres Schicksal haben, und noch bei Ihren Lebzeiten alles von mir lesen, was Glücklichere vor dem Brande der vier Erd-Fidibus (der vier Welttheile) mit noch bessern Bibliotheken genießen, ehe der Tod an der Welt seine Pfeife anzündet.

Dieß Wenige, Theuerste, wollt' ich meinen Levana's-Zusätzen vorausschicken; und es ist für kein Abschweifen von der Sache zu halten — denn ich bin ja noch gar nicht bei ihr gewesen — sondern eben für einen Hingang zu ihr.

Der erste Zusatz zur Levana ist die Frage über die Zulässigkeit der Suggestiv-Fragen an Kinder.

Suggestiv- oder Voraussezzungs-Fragen sind, wie die liebe Leserin längst von ihrem Leser gelernt, den Richtern verboten, weil diese damit schon in die fremde Antwort legen würden, was sie erst aus ihr zu holen hätten, und weil sie durch dieses Einschwärzen der verbotnen Waare leicht zum Anschwärzen des bestürzt gemachten Angeklagten gelangten. Gleichwol möcht' ich solche Fragen zuweilen Erziehern erlauben. Sobald Sie mit Wahrscheinlichkeit wissen, daß Ihr Sohn wider Ihr Gebot z. B. auf dem Eisteich im Schloßgarten, gewesen: so können Sie durch die erste Frage, die nur straflose Nebenumstände betrifft: wie lange er auf dem Teiche, und wer mit dabei herumgefahren, ihm sogleich den Wunsch und den Versuch abschneiden, Sie mit dem Kazzensilber der Lüge zu bezahlen, ein Wunsch und Versuch, welchem sonst die nackte Frage, ob er zu Hause geblieben, Raum und Reiz gegeben hätte. Unmöglich kann die Verdorbenheit und Besonnenheit in einem Kinde so groß sein, daß es in dieser verwirrenden Ueberstürmung die anscheinende Allwissenheit des älterlichen Fragens durch ein kekkes Lügen-Nein der Thatsache selber für eine Lüge erklärte. Kinder haben wie Wilde einen Hang zur Lüge, die sich mehr auf Vergangenheit bezieht, und hinter welcher, wie Rousseaus Band-Lüge beweiset, sich doch die Wahrhaftigkeit des reifern Alters entwikkelt; seltener und gefährlicher als Ablügen ist bei ihnen Vorlügen, nämlich der Zukunft, bei welchem das Kind, sonst das Natur-Echo der Gegenwart, sich selber vernichtend mit Bewußtsein den Vorsatz eines langen entgegengesezten

Schleichhandels ausspricht. Die Vergangenheits-Lüge stiehlt wahres Geld, die Zukunfts-Lüge münzt falsches.

Wenigstens erschwert die behutsam-sittlich gebrauchte Zuführungs-Frage das so gefährliche Glück der Titulatur-Wahrheit, der Lüge; denn Eine gelungene wird die Mutter der Lügen; und aus jedem Wind-Ei brütet der Teufel seine Basilisken aus.

In der zweiten Auflage werd' ich ferner beifügen: nicht blos mit Jammer-Blättern, wie sich einige aus der peinlichen Theresiana in Basedow's Elementarwerk verlaufen haben, verschone man die Kleinen, sondern auch mit jedem wörtlichen Gemälde unbekannter Körper-Schrekken; denn in Kinder von Phantasie wird aus Körperfurcht leicht Geisterfurcht und zwar — woran man nicht denkt — durch den Traum. Dieser chaotische giganteske Seelen- und Geistermaler bildet aus den kleinen Schrekken des Tags ungeheuere Furien-Masken, welche die in jedem Menschen schlafende Geisterfurcht wekken und nähren. Ueberhaupt sollte man auf die Träume der Kinder merken, mehr als auf die der Erwachsenen, besonders eines Unterschiedes wegen: in unsern klingt immer die Kindheit wieder, was aber in ihren? Wen haben nicht oft schnelle Ahnungen, ein unerklärliches unerwartetes Anwehen von Wohl- und Weh-Sein wie ein Wehen aus tiefen Gebirgsschluchten überfallen und angehaucht, oder wer hat bei neuen Landschaften, Begebenheiten und Menschen nicht zuweilen tief in sich einen Spiegel gefunden, in welchem seit alter Zeit dasselbe dunkel gestanden und geblickt, und wem ist in seinen spätern Träumen und Fiebern nicht dasselbe Schlangengewürm und Mißgeburten-Gewinde wiedergekehrt, wozu in seinem ganz erinnerlichen Leben kein Urbild da gewesen? — Wie? könnten diese Geburten nicht unterirdische Reste alter Kinderträume sein, welche wie Seeungeheuer in der Nacht aus der Tiefe aufsteigen? —

Der neuen Auflage wünscht' ich, wenn Sie es, theuerstes Lese-Paar, erlauben, ferner mitzugeben: etwas über das Nachzürnen.

Kaum ist eine bedeutende Strafe des Kindes so wichtig als die nächste Viertelstunde darauf, und der Uebergang ins Vergeben. Nach der Gewitterstunde findet jedes Saatwort den aufgeweichten warmen Boden; Furcht und Haß der Strafe, die anfangs gegen die Rede verhärteten und sträubten, sind nun vorüber, und die linde Lehre dringt ein und heilt zu, wie Bienenstiche der Honig lindert und Wunden das Oel. In dieser Stunde kann man viel reden (aber mit der mildesten Stimme) und durch das Zeigen eigner Schmerzen die fremden mildern. Giftig aber ist jeder Nachwinter des Nachzürnens; höchstens ein Nachleiden, nicht ein Nachquälen ist erlaubt. Die Mütter, alles auf den Fuß der Liebe und also die Kinder wie ihre Gatten behandelnd, gerathen leicht in dieses Nachstrafen hinein, schon weil dieses ihrer sich gern ins Kleine zertheilenden Thätigkeit mehr zusagt, und sie gern, nicht, wie der Mann, mit Stacheln den Stamm, besezzen, sondern mit Stechspitzen die Blätter. Ich habe, theuerste Leserin, die sanftesten, mildesten Blondinen an öffentlichen Orten gefunden, welche denn doch in der Kinderstube, in der Bedientenstube ohnehin, schönen weißen Rosen glichen, welche so stark stechen, als die voll- und rothblütigsten. Leider kommt es mit davon her, daß Weiber, wie so viele Schriftsteller (z. B. ich), nicht aufhören und zu sagen wissen: halt! Ein Wort, das ich noch in jedem weiblichen Wörterbuche und weiblichen Gassen-Gezänke umsonst gesucht. Dieses Nachzürnen nun, dieser strafen-sollende Schein, weniger zu lieben, geht dem nur in die Gegenwart getauchten Kinde (das dem Thiere gleicht, welches nach größter Angst und Wuth sogleich ruhig wieder genießt) entweder unverstanden und unwirksam vorüber; oder dieses verträgt sich aus demselben

Gegenwart-Sinn mit der Verarmung an Liebeszeichen, und lernt Lieben entbehren, oder es wird durch die beständige Fortstrafe einer schon begrabenen Sünde erbittert. Dabei geht durch das Nachgrollen der schöne so ergreifende Uebersprung ins Verzeihen verloren, das alsdann mit langsamer Allmähligkeit nur entkräftet wirkt.

Doch später möchte diese den Weibern so liebe Straf-Nachsteuer gelten und frommen, wenn etwan das Mädchen 13 Jahre alt wäre, und der Knabe 14; dieses spätere reifere Alter rechnet schon viel Vergangenheit in seine Gegenwart herüber, so daß der lange Trauer-Ernst eines Vaters oder einer Mutter einen Jüngling und eine Jungfrau, zumal in deren liebedurstigen Herzenszeit, fassen und regen muß; so wird auch hier Kälte die Frucht reifen und süßen, indeß sie früher die Blüte nur knickt. — Gibt es denn etwas schöneres als eine Mutter, die nach dem Strafen weich-ernst und trüb-liebend mit dem Kinde spricht? — Und doch gibt es etwas schöneres, einen Vater, der dasselbe thut.

Soll ich, Theuerste, in der zweiten Auflage die unbedeutende sich ja selber beantwortende Frage aufwerfen: Ob es nicht Kindern geradezu abzuschlagen sei, wenn sie kommend von irgend einer Freude, z. B. vom Spaziergange Sommer-Abends gegen 6 Uhr, sofort eine zweite begehren, Erlaubniß, im Garten zu spielen, und die dritte, noch vor dem Essen eine Viertelstunde die Spielgenossen in den Saal herauf zu holen. Denn hierin sind Kinder antidatierte Erwachsene, und dürsten kaum in der Arbeit so sehr nach Genuß als hinter einem Genuß; von der Zuckerinsel wollen sie sogleich in eine zweite überschiffen, und Himmel auf Himmel wölben. Erlaubt man dieses Frequentativum von Genießen sogar an sich unschuldiger Freuden: so wird das Kind, Theuerste, hof- und residenzfähig, und macht Anspruch auf Wonnemonate von 32 Tagen, und

auf Freudentage von 25 Stunden, deren jede gut ihre 61 Minuten mißt. So ist denn das kleine Wesen schon in den Honig jetziger Lust-Ueberfülle eingetaucht, womit die Zeit den Bienenflügeln der Psyche jeden Flug verklebt. Was Gutes (wenn es eines ist) aus einem so erzogenen Mädchen werden kann, ist höchstens eine Frau, welche an demselben Tage nach einigen gegebenen und erhaltenen Besuchen sich darauf im Schauspielhause noch auf einige Karten und Tänze freuet und spitzt.

Wie die Natur die Freuden-Steigerung unseres immer etwas Stärkeres begehrenden Wesens durch die zurückspannende kühle Nacht abbricht, (denn wahrlich wie müßte sich ohne diese vom Geistigen zum Geistigern der Trinker hinaustrinken, oder der Dichter hinaufdichten!) so gebe man diese gesunde Nachtkühle den Kindern auch im geistigen Sinne, um sie künftig nicht dem Schmerze der Welt- und Freuden-Leute auszusezzen, welche, wie Seefahrer im Norden, vom monate-langen Tage unaufhörlich übersättigt, Gott um ein Stückchen Nacht- und Talglicht bitten und danken.

Einen andern wichtigen Zusatz wünscht' ich in der zweiten Auflage aber so auszuführen, daß ich mich aller so nahe liegenden Satiren, welche ohnehin bekannt genug sind, ganz enthielte. Ich meine die gewöhnlichen Satiren darüber, daß die Weiber einander nicht sehr leiden und lieben können, daß sie mit ihren freundlichen Worten gegeneinander oft mehr der Nachtigall nachahmen, welche nach Bechsteins*) Vermuthung durch ihre Locktöne eben Nachtigallen zu verscheuchen sucht; so daß die Behauptung der Scholastiker, eines Skotus, Basilius, Athanasius**), nach welcher sie am jüngsten Tage als Männer

*) S. dessen Anweisung, Vögel zu fangen, 1796.

**) Locor. theolog. a Gerhard. T. VIII. p. 1170.

auferstehen, sich in etwas mit der Natur des Himmels unterstützen ließe, in welchem, als dem Wohnorte ewigen Lebens, Weiber zu Männern umgegossen, natürlich leichter in Einem fort lieben bei gänzlicher Abwesenheit ihres Geschlechts. Aber ohne alle Satiren thun mir schon die Thatsachen genug, daß die Römerinnen gegen ihre Sklavinnen (nach Böttigers Sabina), ferner die europäischen Weiber in Indien gegen die ihrigen, und die älteste regierende Schwester auf der Insel Lesbos gegen ihre andere Schwester und gegen die Mutter selber, und am Ende Hausweiber gegen ihre Kammerjungfern und Stubenmädchen eine Härte beweisen, gegen welche unsre gegen Bediente u. s. w. jenen so schönen Abstich macht, daß er uns zu unserm Erstaunen (da wir doch manchen Bedienten ausprügeln) den Ehrennamen des sanfteren Geschlechts zuwegegebracht.

Verleumden, oder den sogenannten Zungentodtschlag, wodurch ein Besuchzimmer zu einer Wahlstatt und Herzens- und Schädelstätte erlegter Weiber, die nicht Thee mitgetrunken, wird, bring' ich kaum in Anschlag. — Aber, geliebte Brief- und Buchleserin, sollte dieß alles nicht zu dem Zusazze in der neuen Auflage berechtigen: „Leserin! Erziehe, wecke, pflege doch vor allem in deiner Tochter Achtung und Liebe gegen ihr eignes Geschlecht! Sollt' es denn dir nicht damit gelingen, wenn du ihr die aus der dunkeln Vergangenheit durchglänzenden Kronen großer Weiber zeigtest — und die erhebenden Beispiele herzverbundener Freundinnen — und das Muster des warmen Zusammenhaltens der Jünglinge mitten im nebenbuhlenden Wettrennen auf gleicher Bahn — und die Verwandtschaft aller ihrer Geschlechtsschwestern mit ihr im Werth und in Druck — und den Gedanken, daß jede in ihrem Geschlecht das Geschlecht ihrer Mutter entweder verehre oder verachte — und die Gewißheit, daß wie jede Menschenfeindschaft sich am Menschenfeinde, so auch die halbe gegen die Menschen-

hälfte sich an der Weiberfeindin bestrafe. — Auch Sie, Leser, könnten etwas beitragen, und zwar das Meiste, wenn Sie der Tochter mehr die Achtung gegen die Mitschwestern sowol predigten, als zeigten, so wie Sie, Leserin, mehr die Liebe gegen dieselben. Da keiner Lehre die Ausübung derselben schadet, so wär' es dienlich sogar, wenn man die Tochter an der weiblichen Dienerschaft nicht bloß die Menschheit, sondern sogar das Geschlecht zu schonen angewöhnte."

Reisen der Kinder.

Auch darüber könnte in der zweiten Auflage gesprochen werden, wenigstens gefragt. Mit Recht sahen Sie, gutes Paar, kurze Kinder-Reisen von einigen Wochen für ein Geist und Leib reifendes Versetzen dieser zarten Bäumchen an, weil, wie Sie anführen, der Tausch einer alten düstern Winkel-Enge gegen die freie luftige Landschaft von Menschen- und Sitten-Wechsel die Kinder erheben und vorzeitigen muß. Meine Meinung ist, wie gesagt, ganz die Ihrige. Aber etwas anders sind Kinder-Reisen mit Städte-Hausierern und Länder-Rennern, wenn kleine Wesen die große Tour (die Stadt ist schon eine für sie) durch halb Europa machen, auf welcher das jeden Tag versetzte Bäumchen sich übertreibt und erschöpft. Wenn schon Erwachsene von ihrem Länder- und Welt-Umsegeln gefüllte Köpfe und geleerte Herzen mitbringen, weder an Aus- noch Inland mehr hängend, weil das tägliche Laufen durch Kompagnie-Gassen von Menschen mit Spießruthen, oder doch ohne Bruderküsse, zuletzt so erkälten muß, wie das Hofleben thut, worin der Tänzer wie in einer Anglaise die Kolonnen auf- und niederspringt, und seine Hand kalt einer jeden gibt; — wenn nun langes Reisen dem Erwachsenen als Herbst-

reif schadet, wie muß dasselbe erst als Frühlingsreif das Kind verwüsten! Nur langes Zusammenleben mit verbundenen Menschen entwikkelt im Kinde die Liebeswärme. Dieses Einerlei der Menschen, der Häuser, der Kindheitplätze, ja der Geräthschaften, hängt sich geliebt an das Kind, und verstärkt wie eine magnetisch-gehaltene Last das magnetische Anziehen; und so wird blos in der frühern Zeit der reiche Magnetbruch künftigen Liebens aufgethan, indem das Kind beinahe alles liebgewinnt, was es täglich sieht (im Dorfe eine leichte Sache) den Holzhakker des Vaters, die Botenfrau, den alten bekannten Peter, der jeden Sonnabend sich einen Sonntag erbettelt, ja sogar ferne, Stunden weit entlegene Honorazioren, bei welchen der Vater wöchentlich einspricht. Mit einer Kindheit voll Liebe kann man ein halbes Leben hindurch für die kalte Welt haushalten. — Nun soll aber statt derselben ein Kind auf Reisen gehen — z. B. etwan durch Europa — und soll, da man dessen Wohn-Marktflekken sammt den Einwohnern nicht hinter den Wagen aufpakken und in den Hotelzimmern der großen Städte abpakken kann, jeden Tag auf neue Menschen, Zimmer, Kellner stoßen, an welchen allen das junge Herz aus Zeit- und Diäten-Mangel nicht zum vollen Ausbruche der Theilnahme kommen kann — was kann aus dem kleinen Wesen werden? Ein Hofmännchen oder Hofweibchen ohne Hof, kühl, hell, fein, matt, satt, süß und schön.

Einige solche gereiste Kinder hab' ich wirklich gesehen, aber wol wünschte ich, daß irgend Eltern von Vermögen, welche für geliebte Kinder gern etwas aufwenden, mir diese sammt den Reisekosten nur auf einige Reisejahre gäben, damit ich selber an den Kindern das Experiment machte (ich stattete, wie sich's gehört, den Eltern posttäglich davon die treuesten Berichte ab) und mich durch Versuche völlig überzeugte, daß langes Reisen in Kindern wirklich

alle die giftigen Nachwehen gebäre, welche ich (wenigstens bis jezt) davon befürchte. Vielleicht gibt es unter Eltern von Stand einige, welche gern aus Liebe für ihre Kinder dieses mit mir wagen. — —

Sie beide fragen mich erstaunt, wie ich so etwas mit Gewissen thun könne? — Beim Himmel! ich denke gar nicht daran; nur wollt' ich mit der kleinen Unwahrheit die oft vergeßne Wahrheit einleiten, daß jeder Mensch, also auch ein Kind, zu Versuchen viel zu gut ist: denn jeder hat eben so viel Recht, die Rollen umzukehren und sich zum Experimentator des Experimentators zu machen. Man würde schon (ungeachtet einer möglichen Fülle nützlicher Folgen) einen Minister oder Regenten, welcher mit ganzen Völkern und Zeiten Versuche irgend einer Ausführungs-Idee anstellte, mit einem Scheidekünstler vergleichen, welcher den Pitt oder Regenten, bekanntlich einen der größten Diamanten, welche sonst der König von Frankreich bei Festen als Hutknopf trug, und der 127 Karat wog, und nach der Politur bei einem Abfall von 10,000 Pfund Sterling Werth noch so groß war wie ein kleines Hühner-Ei *), etwa ins Brennspiegelfeuer sezzen wollte, um die Verflüchtigung der Diamanten zu prüfen und zu zeigen. Ja, sogar gegen Versuche mit dem schon verwirkten Leben verurtheilter Verbrecher, z. B. zur Pesteinimpfung, spricht etwas in unserer Brust. Aber wie stärker gilt's gegen alle Versuchs-Erziehungen, du darfst keine Seele opfern, nicht einmal deine eigne, um andere zu retten. Jeder Mensch ist dein Mitgott und du seiner.

Endlich noch manche Lehrer und Lehrinnen **) wären

*) Systematische Darstellung aller Erfahrungen in der Naturlehre, entworfen von J. R. Meyer dem Jüngern, bearbeitet von mehrern Gelehrten. Ersten Theils zweiter Band. S. 8.

**) Statt Lehrerinnen, nach Wolkes Regel.

anzuführen in der neuen Auflage, wenn es viel hälfe; aber sollt' es etwas helfen, wenn ich sie mit kurzen Säzzen anführe, als hier auf einander folgen: Die Erziehung der Kinder der reichen und großen Welt, welche sich geistig und körperlich immer gerade halten müssen, gleicht der Erziehung jener sechs Bären *), welche, ich weiß nicht an welchem Hofe, den ganzen Tag Wache und aufrecht standen, weil man ihnen die — Vordertazzen abgehauen. —

Oder mit diesem Satze: Je kräftiger das Kind, desto lieber überfüllt man es; jemehr es aufnimmt, desto mehr soll es aufnehmen lernen, da doch Serviere in Frankfurt in seinem Kellermeister die Regel gibt, in Flaschen kräftigen Biers beim Füllen, wenigstens drei Zolle im Halse leer zu lassen. — Oder auch mit diesem Satze: Wir kehren es gerade um; in den Jahren der beschwerlichsten und noch ungeliebten Anstrengungen, zu welchen den Knaben Feuer und Freiheit gelassen werden sollte, da sie bergaufwärts ziehen, legt man ihnen Hemmschuhe und Hemmketten an; gehts aber lustig bergab (z. B. auf Universitäten) so werden mit den Kinderschuhen auch die Hemmschuhe ausgezogen. —

Oder mit diesem: Der Mittelbürger fordert von seinen Kindern mehr Weisheit, die höhere Welt von ihren mehr Wunder oder Zeichen, auf der Stelle darstellbar; von den Aposteln forderten so die Griechen jene, die Juden diese.**) — —

Ferner, möchte es vielleicht auch angefahren sein, wenn ich beibrächte, daß die Lehrer ordentlich als ob sie über gegenwärtige Jugend-Fehler zu leichte Siege hätten,

*) Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireut Fried. Sophie Wilhelmine.

**) „Sintemal die Juden Zeichen fordern und die Griechen nach Weisheit fragen." 1 Korinth. 1, 22.

mit Angriffen gegen ferne künftige die Zeit vertreiben, indem sie (zum Beispiel) auf den Geschlechts-Teufel mehrere Jahre vorher feuern, eh' er nur noch ausgerückt ist, und mit den guten noch blinden Wesen wie mit den blinden Pferden umgehen, welche, der Zierde wegen, so gut Scheuleder auch bekommen als sehende. —

Sollte ferner nicht auch folgendes Anfahren unnütz sein? Um nur immer zu reden, und lieber klingendes Silber als schweigendes Gold zu sein, predigen einige Erzieher so oft gegen Fehler, die mit der Kindheit sterben, und für Tugenden, die mit den Jahren kommen, als gegen Fehler und für Tugenden, die mit dem Alter wachsen. Wozu z. B. die voreilige Eile mit Gehen-Lehren, Strikken-Lehren, Lesen-Lehren, als ob diese Künste nicht endlich von selber anlangten? Aber etwas ganz anders ist z. B. reine Aussprache, rechtes Schreiben, und Körper- und Federhalten dabei, Ordnung-Sinn ꝛc., lauter an den Jahren wachsende Fertigkeiten. Da leider ohnehin Ziehen und Lehren so viele Worte fordert: so spare man doch die gegen verwelkliche Fehler lieber für fortblühende auf. Karge Sprache bereichert und spannt wie mit Räthseln das auslegende Kind. Thun dasselbe doch Erwachsene gegen einander; z. B. ein großer Mann meiner Bekanntschaft sagt, zumal anfangs im fremden Zirkel, wenig mehr als hem, hum, doch sehr leise; aber so wie (nach der indischen Mythe) die schweigende Gottheit ihre Ewigkeit unterbrach und die Schöpfung anfing, blos daß sie ähnlicher Weise sagte: Oum *), so gibt der gedachte Mann blos durch sein hum jedem viel zu denken. Ja ich kenne noch eine größere und nützlichere Einsylbigkeit als selber die sinesische, nämlich die Kein-Sylbigkeit oder das Schweigen. Junge Aerzte, welche über gewöhnliche ärztliche

*) Görres Mythengeschichte.

Wissenschaften nicht die Naturphilosophie vergessen wollten, sondern es umkehrten, bedienen sich in Prüfungen vor dem Collegium medicum sehr oft des Schweigens auf ganz gemeine Fragen; wie Sokrates schwieg, wenn er zürnte, so wollen sie eben so ihre Entrüstung über Fragen nach elenden Kenntnissen, die vor ihnen und gegen die sie immer fremd geblieben, durch Schweigen ausdrükken.

Doch zurück von der Abschweifung, die wol sich weniger unter die Verbesserungen, als unter die Vermehrungen der zweiten Auflage wagen darf. Manche von uns Lehrern geben ferner sittlichen Ver- und Geboten Gründe auf den Weg zum Herzen mit, welche eben zur Ungründlichkeit werden, da den allerstärksten Beweis schon das Gewissen des Kindes selber führt; aber den medizinischen, gymnastischen und ähnlichen Befehlen ist, da sie im Kinde an der Stelle eines Fürsprechers blos Begierde und Unwissenheit finden, ein Gefolge von Gründen nützlich. —

Ferner: ich glaube, wir Eltern oder überhaupt wir Neuern halten mit zu großer Bangigkeit unsere Kinder von andern Kindern entfernt, wie Gärtner Blumen von fremdartigen Blumen, um reinen Blütenstaub zu haben, als ob das rechte Gute und Edle so leicht an der nächsten Berührung verwelke. Haben wir Vier, liebes Lesepaar, unsere Kinder bis ins sechste Jahr rein-erzogen und festgegründet, so löschen ein Paar böse Beispiele in ihnen vielleicht weniger Gutes aus, als sie anfachen; ist das Theewasser einmal durch starke Hitze in Kochwärme gebracht, so erhält ein Aether-Flämmchen es darin, wie Sie ja, gute Leserin, im Jahre 365mal sehen. Nicht die Schwärze, sondern die Dauer des Beispiels vergiftet Kinder, und weniger die Beispiele fremder Kinder und gleichgültiger Personen als die der geachtetsten der Eltern und Lehrer, weil diese, als ein äußeres Gewissen der Kinder,

deren inneres zum Vortheile des Teufels entzweien oder entkräften. —

— Ferner: wir Erwachsene haben und bekennen alle (aber ohne sonderlichen Nuzzen fahren wir dabei uns selber an) den Fehler, daß wir jeden Kindes-Unterschied von uns für einen Mangel, unser Tadeln für Lehren, kindliche Fehler für größere als eigne halten, und daher bei solcher Gewißheit unser Erziehungs-Leitseil und Gängelband ohne Bedenken zum seidnen Erdroßlungs-Strikke drehen, und gern das Kind zu einer netten korkenen Schweiz unserer Alpen ausschneiden; — daher wir denn auch, da dergleichen schwer geht, in einem fort reden, wie die Muschel, die See-Trompete, unaufhörlich önt, und wir mit unserer Schulkreide von dem Schnabel des festgehaltenen niedergedrückten Huhns an den breiten Strich hinzeichnen und verlängern, damit das Huhn immer nach demselben Gedankenstriche und Treppenstrikke hinstarre, ohne aufzukönnen. — Auch beichten und lesen wir sämmtliche Erwachsene (immer mit ähnlichem Mangel an Selbstbesserung), daß wir unsere in längster Zeit erworbenen Fertigkeiten schon in *kürzester* den Kindern abfordern, weil der Mensch am Ziel die lange Bahn, in der Residenz die Poststraßen, zu leicht vergißt.*)

Ich schließe endlich, herrliches Ehepaar, dieses lange

*) Einen ungeduldigen Musikmeister, welcher das schlechte Nachspiel einer zwanzigmal vorgespielten und versuchten Stelle lieber der Bosheit als dem Unvermögen des Zöglings Schuld gab, da sie ihm selber doch sogar kindisch-leicht vorkam, sucht' ich durch den Vorwurf zu bekehren, daß er selber ein ähnliches boshaftes kindisches Glied an sich trage, das zu seiner Schande, und bei allen Uebungen seines besten Willens, nicht das Geringste von dem nachmache, was doch dessen rechte Schwester, die rechte Hand, vermöge — nämlich die linke. Bedenkt denn, daß das Kind von innen und außen ganz linke Hand ist.

Schreiben weniger aus Mangel an Gedanken, als an Geldern; da jetzt außer dem Metallgelde fast nichts so theuer kommt als ein Brief, indem Brief- oder Postpapier das einzige Staatspapier ist, auf welches ich, falls ich Postmeister wäre, gewinnen wollte, wenn ich es auswärts verschickte; denn je weiter, je besser der Cours; und manche Briefe, z. B. schlesische oder berlinische, sind kaum mehr zu bezahlen, so hoch steht ihr Werth und Cours.

Wäre mir übrigens wider mein Vermuthen ein Scherz in einem so wichtigen Schreiben entschlüpft, so bitte ich Sie mehr Ernst daraus zu machen, und überhaupt zu glauben, daß gerade Scherze um die höchsten Gegenstände fliegen, so wie Saussüre auf dem Montblanc und Humboldt auf dem Chimborasso und auf dem Meere Schmetterlinge angetroffen. Nun so gönnt dem linden Schmetterlinge das kurze Leben, das nicht sticht!

Und so werd' ich denn bleiben, verehrtes Lesepaar,

Ihr verehrtester Verehrer,

Jean Paul Friedrich Richter.

Bemerkungen
über uns närrische Menschen.

1793 — 1797.

Eigenes.

(1785 d. 10 März.) Meine Neigung zur Erhellung der Begriffe liegt in einem beständigen Streite mit meiner Begierde, mich der Wärme meiner Phantasie zu überlassen. Ich möchte gern bald blos Kopf, bald blos Herz sein. Doch fühle ich den meisten Widerspruch, wenn ich mich blos mit den Erwärmungen des letztern erfülle. Daher behaupte ich Meinungen, deren Blößen ich selber bemerke zu deren Vortheil aber mein Herz spricht. Wie oft beneide ich die, vor denen eine geschäftige Phantasie die Mängel der Gedanken, die sie erwärmen und beglükken, versteckt! Zuweilen sezz' ich mich durch die Kunstgriffe der Phantasie in einen Enthusiasmus für die Lieblingsmeinung, der den kalten Verstand mit auf seine Seite zieht. Am liebsten schwärme ich bei andern und ich suche ihnen meine Wärme mitzutheilen; oft verfechte ich das bei den Andern, was ich vielleicht selbst nicht recht glaube; aber ich heuchle darum nicht und indem ich meinen Kopf verberge, zeige ich mein Herz.

Wenn man traurig in einem Tone oder einer Oktave lang gespielt hat, mag man in keine andere.

Jacobis Schriften verstand ich mehr, indem ich mich ihrer erinnerte, als indem ich sie las.

Wenn ich eine Stelle von mir zitiere oder abschreibe, erscheint sie mir schöner.

Ich bekomme die alte Liebe gegen Personen wieder, wenn ich ihre Briefe wieder lese.

Bei einem Dichter wirken die Träume stärker, weil er an das Arbeiten der Phantasie gewöhnt ist.

Ich begreife nicht, wie ein Mann sagen oder glauben kann, er sei schön, ohne roth zu werden.

Alles Nachdenken und Erheben reißen mich nicht so aus meiner Lage, als wenn ich mich in eine neue werfe, z. B. verreise.

Ich ärgerte mich über den Menschenlärm unter mir und konnte nicht eher schlafen, als bis ich wußte, es seien Pferde.

Es ist eine eigne Empfindung oft der Enge des Herzens, in einem Nachmittag sechs freundschaftliche Briefe an sechs Personen zu schreiben.

Auf der Reise fällt Einem eine alte Liebe am meisten ein.

Alle Arten Bücher zu lesen, wie ich thue, heißt mit allen Arten Menschen umgehen und die verschiedenen Facetten der Menschheit vorkehren.

Man kann gewiß wissen, daß gewisse Menschen und Autoren gewisse Worte nie brauchen werden, z. B. ich nie „bewirken, bewerkstelligen" 2c. außer hier.

Um froh zu sein, muß man einen langen Geschäftsplan haben, der doch die Freuden nicht aussperret, sondern einschließt. Am besten ist's, wenn Geschäfte und Freuden in eins fallen, wie bei mir.

Meinen meisten Verstand habe ich nur an zwei Orten, in meiner Stube und im Freien, nicht in Fremden.

Wäre ich ohne die entgegenfahrenden Freunde nach Hof gekommen, so wäre mir die Stadt neuer gewesen.

Bei der Einnahme einer gewissen Summe glaubt man sich reich, bei deren längerm Liegenbleiben man sich wieder arm glaubt.

Ein französischer Garten gefiel mir, weil ich mich an die in der Kindheit gesehenen Kupferstiche von denen zu Versailles erinnerte.

Ein interessantes Weib will man am liebsten, den nächstfolgenden Tag oder, wenn dieser vorbei ist, recht spät wieder sehen.

Der Kupferstich macht die Gegend schöner, als sie ist.

Anfangs macht man das Buch nach sich, dann sich nach dem Buch.

Ich will lieber lieben, ohne geliebt zu werden, als ohne zu lieben, geliebt werden.

Allgemeines.

Mit jedem Jahre, das wir älter werden, ziehen unsre Empfindungen sich enger zusammen. Denn jeder Tag raubt unsrer Liebe einen Gegenstand, an dessen Stelle kein neuer tritt. So sterben wir von Schwäche zu Schwäche, bis unsrer Liebe zuletzt nichts mehr zu umarmen bleibt, als wir selbst. Und so kommen wir um unsre Empfindung und unser Leben früher noch, als unsre Existenz. Allein ein gutes Herz setzt einem solchen voreiligen Tode alle seine Kräfte entgegen. Denn kaum, daß sich die Kälte den äußeren Theilen genaht, so drängt dasselbe alle seine Wärme um sich herum in einen Brennpunkt zusammen; sein Verlust befeuert seine Liebe gegen den Ueberrest und mit dem letzten Gegenstande vereinigen es die Banden aller vorigen.

Nur in der Jugend fühlt man den Drang der Fähigkeiten. Die Gesundheit, die alsdann durch unsre Adern wallt, spiegelt unserm Gefühl ein immerwährendes Leben vor und den Tod glaubt man blos dem Hörensagen.

Ehe ich die größtmöglichste Ausbildung einer Fähigkeit, die mir leicht wird, (oder die vollständige Ausübung eines Grundsatzes) vornehme, will ich die Mißbräuche und Gebrechen in mir zu bekämpfen suchen und Tugenden auszuüben anfangen, die mir mehr Mühe machen, als jenes. Jeder sucht die gute Neigung, die ohnehin stark bei ihm ist, am weitesten und bis über die Grenzen zu treiben; an die Regungen, von deren Verstärkung noch so weit bis zu ihrer Uebertreibung ist, denkt er nicht. (Der Mensch fühlet überall ein Hinderniß, das ihm sagt, er solle hier sein Ziel nicht erreichen). Der Mensch ordnet der Kraft, Regung und Anlage, die bei ihm die stärkste ist, die übrigen unter und ich glaube selbst, es ist besser, wenn der Warme

nicht sein Herz seinem Kopfe und der Kalte diesen nicht jenem unterwirft.

In keinen Kollisionen toben unsre Empfindungen stärker gegen die Vernunft, als in denen, die nicht moralisch sind.

Eine starke Phantasie ist jedes großen Entschlusses fähig; aber sie macht auch — weil sie die Sache auf einer andern Seite betrachtet — desto unfähiger ihn auszuführen.

Romantische, phantasiereiche Menschen finden zwar die meisten Szenen des Lebens gegen ihre innern bleich; aber oft treffen sie zusammen und nachher ersetzt ihnen die Wonne alle vorherigen Entbehrungen.

Wenn man Einem ein Geheimniß gesagt, will man ihm das zweite sagen.

Die Vernunft muß über die bösen Neigungen herrschen, aber die guten geben ihr die Kraft.

Die meisten Sünden begeht man deßwegen, weil der kleinste Grad davon unverboten ist, z. B. Amtsversäumung; wenn die Menschen immer Versuchung zu großen Sünden hätten, so blieben sie gut.

Das deutsche Publikum hat zwei unangenehme Bewunderungen, eine zu laute (bei Werther) eine zu stumme (bei der Iphigenia).

Mehr Sachen auf einmal merkt man leichter, als eine.

Für einen Menschen von viel Witz und Belesenheit gibts gar keine Unähnlichkeiten mehr.

Es ist leichter, einen Betrug zu erwiedern, als zu errathen.

Bei Manchen zerfließet alles so sehr ins Ganze, daß sie bei eignen Fehltritten die Schwäche der menschlichen Natur bedauern.

Oft hält sich Einer noch nicht für tugendhaft genug, um sich kleine Sünden zu vergeben.

Der Weise rechnet das Mißvergnügen zu seinen Sünden.

Der schönste, edelste, freimachende Gehorsam ist der gegen sich, man muß nicht wollen, was man thut, sondern thue, was man will.

Uebertriebener Tadel schadet Guten mehr, als übertriebenes Lob.

Zur Koketterie gehört Beleidigen.

An ungebildeten Leuten ärgert ein Eigennutz nicht.

Ein ausgesprochener schlimmer Vorsatz ist ein Mittel, ihn nicht auszuführen und erleichtert die Empfindung, wie ein Fluch.

Je mehr man das fremde Leiden mitfühlt, desto schlechter erträgt man eignes.

Man wisse noch so sehr, daß es außer uns kalt ist, wenn man erhitzt ist, glaubt man's doch nicht.

Eine gewisse Seelengröße macht zur Menschenkenntniß unfähig.

Unsre schlimmen Thaten bleiben uns mehr im Gedächtniß, als unsre guten.

Um sich von einer zu großen Liebe oder Duldsamkeit für etwas zu heilen, muß man nicht die Feinde davon lesen, sondern die Freunde.

Die Menschen bringen die meisten Zierrathen an den kleinsten Theilen der Kleidung an, an Knöpfen, Schnallen, Nadeln 2c.

In der Leidenschaft machen wir nicht falsche Beobachtungen, sondern falsche Schlüsse daraus.

Die Unbeständigkeit unseres Herzens drückt unsre Hoffnungen mehr nieder, als die des Schicksals.

Jede Freude füllt, jeder Schmerz leert dich, aber in jener hat noch Sehnsucht, in diesem noch Zuversicht Platz.

Wir sezzen alle das Reden zu sehr herunter, das doch ein helleres Gemälde der Seele ist, als das Thun.

Der Mitempfindung bei einem fremden Leiden ist als Vorstellung die äußre Wirklichkeit gleichgültig; es ist ihr einerlei, ob dasselbe erzählt oder erdichtet ist.

Jeder Zustand, den eine gegenwärtige äußere Lage uns gibt, ist nicht rein, sondern ein Gemisch aus ihr und der vergangenen. — Daher kann uns die gemeinste Lage einen ungewöhnlichen Zustand nach einer ungewöhnlichen Vergangenheit geben.

Wenn man auf einmal über das menschliche Leben blickt, ohne sich der Religion und Philosophie lebhaft zu erinnern, so erschrickt man über seine Sonderbarkeit.

Ein Mensch, der uns blos in unsern eignen Talenten übertrifft, erhebt uns; einer, der in ganz fremden groß ist, demüthigt uns.

Man muß etwas besseres sein, als sein Stand, um ihn zu erfüllen.

Je mehr man mit dem Andern bekannt wird, desto mehr hört man auf den Verstand, und beginnt das Herz zu zeigen.

Zu todten Sprachen gehört Verstand, zu lebenden Gedächtniß.

Ein Narr ist nie so lächerlich, als man ihn macht.

Ein Staat ist leichter zu regieren, als ein Mensch.

Die besten Menschen wollen darum so wenig Gutes thun, weil sie nicht gewiß wissen, daß Gutes daraus entstehe.

Ein vorhergesehenes Uebel quält uns länger und stärker, als ein erinnertes.

Die Menschen werden die närrischsten, von denen es nicht viele in ihrem Stand giebt, z. B. Apotheker ꝛc. — Bauern daher nicht.

Manche geben allen großen Wahrheiten Klarheit, wenn sie sie sagen.

Der Mensch sieht das Bewundern gern wenn es ihn auch nicht betrifft.

Geistige Kraft lassen wir im Nothfall durch körperliche aus.

Der Mensch genießt den jezzigen Augenblick nicht, wenn er nicht gewiß weiß, daß der künftige auch Glück zuführt. Daher quälet er sich mit der Jagd nach Hoffnungen und mit der Flucht vor Befürchtungen. Um nun eine störende Befürchtung los zu werden, bequemt er sich lieber zu den tollsten Hoffnungen.

Die Menschen ertragen ein neues Uebel darum unwilliger, als ein größeres altes, weil sie es aus Mangel an Wiederholung, noch für kein nothwendiges halten.

Große Tugendhafte sinds blos in Kleinigkeiten nicht. — Lasterhafte sind lasterhaft, blos in diesen nicht. Daher sollte Grandison kleine Fehler und Moor kleine Tugenden haben.

Man wird gemißbraucht, wenn man Gefälligkeit und Liebe ohne persönlichen Werth hat, und verlassen, wenn man diese ohne jene hat.

Sonderbar! warum beklagen wir uns mehr darüber, wenn wir arm gemacht, als geboren werden?

Der Mensch kann nicht eher wissen, wie gut er ist, als bis einmal sein halbes Glück von einem großen Sünder abhing.

Nichts macht Einen furchtsamer, als die Ungewißheit über seine Rechte.

Man traut demjenigen Scharfsinn zu, der unsre Tugenden, nicht unsre Fehler bemerkt.

Man erräth die Menschen am besten, wenn man sie bei Erzählungen um ihre Vermuthung der unerzählten Zukunft fragt.

Wer lange, ohne in Verlegenheit zu sein, klug handelt, denkt, er könne es auch in ihr.

Je älter man wird, desto mehr schränkt man in Briefen seine Wärme und sein Zanken ein.

Es ist leicht, dem Feinde einen Gefallen zu erweisen, aber schwer, ihn bei sich zu entschuldigen.

Nur die klügern Thiere, Hunde, Staare ꝛc. erregen unser Lachen.

Man unterläßt zuviel Gutes, weil der Nuzzen, und begehrt so viel Böses, weil der Schaden zweifelhaft ist.

Man muß alt sein, um aus der Hülse der Laune oder der Dichtkunst die versteckte Philosophie auszuheben.

Der Stand erhebt die Großen über die Urtheile, die die Großen über ihre Tugenden fällen, aber nicht über ihre Vorzüge. Sie rächen nicht die beleidigte Achtung, sondern die beleidigte Eitelkeit.

Wir täuschen uns über den Werth eines Autors, da wir nicht an die vielen Minuten denken, wie er das Werk Glied vor Glied zusammengeschoben.

Wenn man von Schlachten erzählen hört, wird man muthvoll.

Wer sein Recht in der Kälte streng sucht, wird es in der Leidenschaft übertreiben; so hindert ein genau passender Stift, erwärmt, die Uhr.

In einem Vormittage, wo man reiset, ein ungewöhnliches Geschäft hat — kurz in jeder neuen Lage lebt man mehr, sieht das Leben anders, fühlt sich mehr, als in vier gewöhnlichen Wochen.

Gewisse Menschen handeln wie Thoren, wenn sie aus ihrer Lage, aus ihrem Hause, ihrer Gesellschaft, ihrem Lande kommen.

Der Hofmeister, der die vornehme Welt tadelt, urtheilt richtig, aber nicht sanft und moralich recht: sie wäre erst so unvernünftig, wenn sie in in seiner Lage ihre Thorheit hätte.

Man verwandelt die meisten Hör- in Gesichtsideen und erstaunt, wenn man sich nur einmal das Donnern des Vesuvs denkt.

Die Schwäzzer von lohnendem Bewußtsein guter Thaten haben wenig gethan — sie hätten sie sonst vergessen; sie hätten sich sonst erinnert, daß die Gewissensbisse mit der Stärke des Gewissens steigen und daß die besten Menschen sich mehr vorwerfen, als die schlimmsten.

Uns greift ein auf der Straße verwesetes Vogelgerippe an, aber keins, das auf unserm Teller liegt.

Ein wizziger Einfall fährt, gehört, tiefer in die Seele, als gelesen.

Man sollte nie mit dem Edeln zugleich einen unschuldigen, aber niedrigen Zweck erreichen; — es ist nichts gefährlicher für die Moral, als von ihr zu leben.

Es ist ein geringer Unterschied zwischen dem Stolz auf wahre Vorzüge und dem auf keine.

Die Wirklichkeit kann uns verzeihen, nicht das Ideal.

Goethe ist so dramatisch und in fremden Namen redend, daß er sich nicht finden kann, wenn er etwas im eignen sagen soll.

Die Menschen wären alle bescheidner und demüthiger, trieben sie alle nur eine Kunst.

Jeder kömmt sich leer und mager vor (ausgenommen wenn er sich vergleicht) weil er sich ganz auskehret und erschöpft mit der Idee. Keiner kann seine eigne Gelehrsamkeit bewundern, weil er sie ganz kennt.

Ehrgeiz ist verschieden von Ehrliebe. Diese sündigt nie gegen die Ehre, aber jener, der nach Schande nichts fragt, um berühmt zu sein; diese will eigne Achtung, jener, fremde; diese ist bei Weibern, jener bei Männern.

Was uns edle Menschen so falsch voridealisirt, sind nicht ihre edlen Anlagen, sondern daß wir nicht glauben, sie haben eben die schlimmen, wie andere.

Nichts ist an Rousseau so groß, der sich selber kleiner darstellt, als er war — wie bei jedem großen Mann der Fall sein müßte, wenn er uns in alle Ekken seiner Seele blikken ließe — als dieses, daß er mitten im Leben der großen Welt und in Paris seine hohen Grundsäzze entwikkelte und behielt. Diese Festigkeit gegen die untergrabende Zerstörung der äußern Welt ist die höchste Stärke der Seele.

Einem keuschen Jüngling trau ich jede andre Tugend zu.

Man glaubt einem Manne von Talent mehr, was er versichert, als was er beweiset. Hier untersucht man erst seine Beweise, dort ist er einer.

Junge Offiziere sind am eitelsten, weil sie ihre unterscheidende Kleidung fühlen.

Nicht nur das Laster kommt uns an Andern häßlicher vor, auch die Tugend schöner.

Bei Großen ist Tugend nur eine Art Schönheit, z. B. weibliche Verschämtheit, oder ein Attribut durch Kunst.

Niemand ist leichter zu unterhalten, als die vornehmen Müssigen, die Langeweile haben; der Geschäftsmann braucht entweder keine Unterhaltung (nur Ruhe) oder eine, die so lebhaft ist, wie seine Arbeit.

Es gibt keinen Irrthum, als das Laster.

Nichts führt von aller innern Beschauung weiter ab und vom Blick gegen die verschleierte Welt, als Ehrgeiz.

Die Großen vergessen leicht einen Menschen, weil für sie zu viele arbeiten, weil sie häusliche Anhänglichkeit wenig kennen und weil sie zu viel Freuden haben.

Je mehr die Welt gegen uns gefällig ist, desto mehr verlieren unsre Entschließungen.

Berühmte Männer haben es eben so schwer, und aus gleichen Gründen — gut zu sein, als Fürsten.

Es hilft uns wenig, daß uns das Schicksal reich macht; unsre Wünsche machen uns wieder arm.

Der Schlechteste kennt einen Preis, wofür er seine Rechtschaffenheit nicht hingibt; er unterscheidet sich vom Guten (nicht vom Besten) durch den kleinern.

Von Niemanden wird ein Zorniger häßlicher abgemalt, als von einem Zornigen.

Nicht jeder Geizige ist furchtsam, aber jeder Furchtsame ist geizig.

Man ist allzeit so lange jung, als man noch nicht geheirathet.

Wenn Einer an Leib und Seele gesund ist, so hat er zwei Ursachen zum Heirathen; — ist er an einem von beiden krank, keine.

Die gemeinen Leute scheuen sich vor gerechtem Eid.

Der Geizhals fordert in derselben Minute Uneigennüzzigkeit, Aufopferung und Aufmerksamkeit für seine eignen Sachen von den Andern, indem er sie für ihre nicht hat.

Denke bei der kleinsten Unmoralität, welch Uebel daraus entstünde, wenn du ein König wärst, um sie zu hassen. — Der Proceß des Privatmanns ist bei den Königen Krieg.

Jeder, der etwas erräth, wundert sich, wenn ein Andrer es auch erräth.

Wenn man lange in den Ideen seiner Freiheit lebte, hält man sie für das Land derselben so lange, bis uns der Anblick der Sklaverei aufschreckt.

Werke, die man schreibt, und die man thut, kann man erst lange nach ihrer Beendigung korrigieren.

In der Stadt bekommt man wegen der Menge Menschen, Gleichgültigkeit gegen arme; um so mehr, da man sie schon hat gegen bessere.

Es ist angenehm, wenn man in eine Stadt reist, eine Meile vor ihr von ihr sprechen zu hören.

Kleiderliebe bei den Handwerksburschen ist keine Eitelkeit, sondern Ehr- und Ordnungsliebe.

Die vollendete Offenherzigkeit und Wahrheit entsteht nicht von Natur sondern durch Grundsatz.

Die Probe der Vollendung ist nicht gegen Tugendhafte, sondern gegen Lasterhafte. Tugend zu haben ist nicht Tugend zu erwiedern, sondern Laster nicht zu erwiedern.

Die Geschichten, die man in der Kindheit las, nehmen etwas vom Zauber unsrer eignen Kindheit an.

Nichts ist bei der häufigen Lektüre schädlicher, als daß uns die Lehren der Wahrheit — ohne daß eine gegenwärtige Erfahrung sie auf uns bezöge — so wiederholet werden, daß wir sie nie auf uns anwenden.

Zweierlei Anekdoten sind am meisten komisch, die von Geistlichen und die von Schauspielern wegen des Kontrastes.

Ein mageres Pferd ist darum so mitleidenswerth, weil Magerkeit alle Leiden voraussetzt.

Den an Lastern gegen sich Kranken verachten, den an Lastern gegen Andere hassen wir. So verachten wir Wollust, Schwäche ꝛc. und hassen Stolz, Ungerechtigkeit ꝛc.

Wenn man zwei Freuden auf einmal erreichen will (Musik und eine Person) und verfehlt eine, so hat man keine; und verfehlt man keine, so hat man eine.

Gewisse Dinge (Mode, Kleider, Lebensart) muß man früher verachten als achten.

Wir halten die Leichtigkeit zu sündigen für die Erlaubniß dazu.

Der Spott über Abscheulichkeit (wenn er nicht Juvenalisch ist) z. B. Päderastie, mindert den Abscheu mehr, als er ihn mehrt.

Ein berühmter Autor und ein Fürst brauchen nur zu reden, nicht gut zu reden, um zu gefallen.

Eine Sprachmaschine ist wegen Menschenähnlichkeit, so fürchterlich, als ein Wachsbild.

Ein Familienzirkel ist ein Gegengift gegen eine große Stadt; eine Stube voll Kinder ist so gut, wie ein Dorf.

Wenn auch ein Rath selten macht daß wir ihn gegen unsre Neigung befolgen, so folgen wir doch dieser mit mehr Einschränkung. So macht ein Rath auch die Neigung feuriger, für die er spricht.

Sanftmuth muß stets nach der Kraft (Jugend) kommen, sonst wirds Schlaffheit.

Ein ausgezeichneter Mann (Haller) nimmt allen Glanz, den sein Beispiel auf die Religion werfen konnte, dadurch, wenn er darin Uebertreibungen verräth. Er sollte nichts von der Religion zeigen, als das Allgemein-Annehmliche.

Die edelsten Seelen können nicht blos aus Handlungen — die immer das Schicksal in falsche Lichtbrechung stellt, und die gegen den Haufen kämpfen — sondern müssen aus der eignen edeln Gesinnung erkannt werden.

Und wenn ich von einem ungekannten Wesen nur den Namen weiß, so ist's mir individueller und meinem Herzen näher, als ohne denselben. (Daher Unsterblichkeit des Namens).

Die Aristokraten und die Demokraten glauben nur ihre schlechten Mittel durch den Zweck veredelt und Jeder wirft daher die fremden vor.

Die Reichen verachten die Menschen schon darum, weil sie weniger von ihnen abhängen.

Wenn man zwei Oerter, die viele Meilen weit aus-einander liegen, durch das Fernrohr sehen könnte, so fiele das Gefühl der Abtrennung der Einwohner beider weg.

Das Reden verstärkt die eigne Rührung mehr, als fremde.

Manche halten ihre veränderte Ansicht eines Menschen für Veränderung desselben.

Die kleinen Gründe erschaffen den Entschluß nicht, sondern man waffnet sich mit ihnen nur gegen äußere Anfechtung desselben.

Die Kultur in Frankreich und auch bei uns gibt eine Gleichheit der Stände, da das Verdienst ohne Titel in alle Klassen kommt.

Das Landleben ist in nicht außer uns.

Große wissen nichts von Feiertagen.

Ein andres ist Unkenntniß über eignen Werth, Natur ꝛc., ein anderes über Absichten, die sich auf den andern beziehen.

Alte Offiziere sind so angenehm als junge unangenehm.

Deutsche haben mehr Tournure wenn sie französisch sprechen.

Eine Thorheit, über die viele Satiren gemacht worden und über der jede neue Satire verliert, ist in der Wirklichkeit desto komischer.

Wenn man sich eines Fehlers anklagt, so hat man ihn stets größer, als man ihn malt.

Damen, Offiziere und Könige sind eitel, weil sie blos durch ihr Erscheinen Aufmerksamkeit erwekken, nicht stoßweise, sondern perennirende.

Gewisse Dinge, z. B. eine Entführung, sind uns in Büchern alt und im Leben neu und letztre wundern uns dann.

Die Jugendgeschichte der Eltern rechnet man zur eignen Kindheit.

Der Pöbel achtet Pedanten.

Das Sizzen mitten im Zimmer macht öde und einsam.

Je früher ein Mensch heirathet, desto weniger fragt er nach dem Gelde der Braut; reiche Ehen werden erst im späten Alter geschlossen.

Die geistigen Freuden — blos, weil wir sie immer wiederholen können — scheinen uns beständiger zu sein, statt nur näher.

Die Menschen sind froh, wenn die Moralität nur existirt, sei es auch außer ihnen, (z. B. im Theater.)

Das sanfte unbefangene Auge sieht am meisten, so wie der Luchs einen sanften Blick hat.

Ehrgeiz lebt und wirkt am längsten bei Unglauben, Lebensekel ꝛc. (Buonaparte) (1797).

Vernunftgründe wirken nur auf Affekte, wenn sie diese befördern.

Die halten sich immer für die klügsten, deren Geschmack sich vom Publikum trennt.

Verachtung ist mehr, als Haß; sie kann der Weise haben, sie ist unwillkührlich.

Wie die alten Deutschen (nach Cäsar de B. Gall. 56, 23.) Straßenraub außer Lands für erlaubt hielten, so ist's überall: Fehler, die man sich nicht gegen seine Familie und Anhänger erlaubt, verstattet man sich gegen Fremde.

Jeder setzt voraus, daß die Hauptsumma seines Werths auch bei Andern anzutreffen sei: aber die zufällige Exaltation (Kulminazion) davon glaubt er zu haben.

Mancher ist im Namen eines Lieblingsautors eifersüchtig, freuet sich über jedes Lob auf ihn; aber blos, weil er in sich eine Aehnlichkeit mit diesem ahnet.

Je älter man wird desto toleranter wird man gegen das Herz und intolerante gegen den Kopf.

Wer unerwartet Glück hat, hat auch unerwartet Unglück.

Thätige Leute haben weniger Ordnung als müßige.

Wie sehr die Menschen in der besten Gegenwart nur durch die Hoffnung selig sind, sieht man, wenn sie durch Furcht diese verlieren und jene noch haben.

Immer wünscht man, dem Andern einen Gefallen zu thun und doch, wenn der Fall da ist, mag Keiner.

Ein Wirth „zum Erbprinzen" denkt nie, wenn er seinen Erbprinzen sieht, daß er dessen Namen führt; so verschiedene Bedeutung hat ein Wort.

Kein Eindruck ist chneller vorüber, als der eines schönen Kindes, weil Fehler alles untergraben und keine Vorzüge es unterstüzzen.

Da ein großer Mann nicht über alle Dinge recht haben kann, so verliert er allemal beim Streit: Man gewöhnt sich durch seine kleineren Irrthümer das Vorurtheil des Ansehens ab.

Bei gewissen Dingen muß man immer von neuem nachdenken, z. B. ob **IV** oder **VI** zu schreiben, beim Einmaleins 2c.

Der gute Mensch fühlt keine andere Ungerechtigkeit, als die an Andern begangen wird; (die an ihm ist ihm nicht klar;) der schlechte nur die an ihm.

Die sprechen am meisten vom Tode, die ihn fürchten.

Ein leidendes Klagen erweicht uns, aber kein verdrießliches.

Eine Uhr scheint uns blos lebendig, wenn sie klingt; die Bewegung ist der zweite Schein.

Autoren.

Ein Autor bringt durch Selbstdefension seine Anklagen auf und in die Nachwelt; für die Mitwelt sind sie entbehrlich und seine Freunde glauben den Anklagen, seine Feinde den Defensionen nicht.

Geschriebenes Lob verdirbt und blähet minder, als mündliches.

Es ist ein elendes Buch, in dem nicht mehr, als eine Moral steht und noch ein elenderes, in dem keine ist.

Die mündlichen Aussprüche eines Autors glaubt man lieber und behält man länger, als die gedruckten, weil man sie nicht mit dem Publikum theilt.

Ein berühmter Autor sollte auch Sätze, die andere gesagt, wiederholen, um der Wahrheit sein Gewicht hinzuzuthun.

Je mehr man Menschen kennt, desto weniger schildert man Individuen.

Autoren suchen gewöhnliche Menschen, diese ungewöhnliche.

Das jetzt (1797) lebende weibliche gelehrte Deutschland besteht mehr aus Adeligen, als aus Bürgerlichen.

Gelehrte und Große suchen einander aus Eitelkeit, ohne Achtung.

In Rücksicht der Sprache sind mittelmäßige Autoren Autorität, weil große nicht genug darüber nachdenken; so muß man aus dem Neuen Testament nicht das Griechische holen.

Das Publikum erwartet von einem originellen Schriftsteller, daß er im zweiten Werke es so, wie im ersten überrasche und nicht auf seine alte Weise originell sei, sondern wieder auf eine neue.

Wir sollten ältere deutsche Bücher auch ins Deutsche übersezzen damit sie neu würden (1797).

Man beruft sich immer auf die Nachwelt, als ob sie nicht oft eben soviel Lob nähme, als gäbe.

Der Autor fordert nach dem höchsten Lobe, das er bekam, von Andern dasselbe.

Ein Mensch kann demüthig von seinem Werk und doch stolz von sich denken und umgekehrt.

Man fasset wohl das Buch, aber darum noch nicht den Autor.

Man glaubt stets, nur dieser Autor sei in der persönlichen Erscheinung schlecht; aber alle ungesehene herrlich.

Geselliges Verhalten.

Betrügen, Täuschen — Farbe, Wendung — dem Andern Schmerz, Freude, Erstaunen ersparen — bedeuten alle das Nämliche, aber der Feine nimmt das leztere.

Man denkt im Grunde nur an das, was man reden will, nicht was man redet, sonst stockt man.

Im gemeinen Disputieren greift man immer mehr den Charakter, als die Meinung an, daher keiner nachgibt.

Manche Menschen macht man durch die größten Wohlthaten nicht so warm, als durch das kleinste Lob.

Im Anfang schmeichelt man den Launen des Andern, dann macht man Forderungen und sucht Schmeicheleien für eigne.

Einer kann mit den feinsten Leuten umzugehen wissen und doch oft mit unbedeutenden nicht.

Dieselben Menschen sind aufrichtig aus Gefühl, verschlagen aus Eitelkeit — aber aus Tugend höchstens — nur still.

Um einen Fremden zu gewinnen, schmeichle ihm nicht oder sei ihm nicht gefällig, sondern zeige blos deine bessere Seite.

Man wird zuletzt tolerant, denkt man, gegen die Menschen, aber man ist nur gleichgültig.

Man lobt alle einzelnen Personen der Stadt und tadelt die ganze. — Schlimme kehren es um.

Kein Mensch ist ungerechter gegen Andre, als Einer, der vernachlässigt wird.

Wenn man etwas hört, das Einen in Erstaunen, und zugleich in Verwirrung, wegen der Antwort setzt: so muß

man kalt eine kurze, einsylbige Frage thun, die eine lange Antwort braucht.

Wer sich nur einmal zwingt, nachzugeben, der sieht, daß er nicht viel nachzugeben braucht und daß der Andere auch nachgiebt.

Man verbindet sich oft einen Menschen, wenn man nach dem Namen seines Hundes fragt.

Dann erst thut man einem Narren nicht zuviel, wenn man ihn noch nach einer Zuneigung, die er gegen uns äußert, verwerflich findet.

Im Sommer ist man menschlicher, im Winter bürgerlicher.

Es ist ein Fehler, daß man den andern nur widerlegen, nicht überreden will.

Wenn man sich lange gewöhnt hat über alle Menschen sanfte Urtheile zu fällen, so kann mans nicht recht über die, welche harte fällen.

Je mehr Umgang, desto weniger Philosophie.

Es gibt Schmeichler, die allen Leidenschaften ꝛc des Andern beifallen, aber über theoretische Säzze mit ihm zanken; sie sind mehr eitel als stolz.

Ein ganz Tugendhafter muß viel Geist oder Feuer haben, um nicht langweilig zu sein

---

Man legt leicht die großen Unarten ab und hat noch immer die kleinen der Gewohnheit und Erziehung.

Bei der Besserung sieht man, daß man eine Menge Dinge im Umgang, die man aus Höflichkeit und Mode that, aus Tugend nun thut und leichter.

Jede Tugend geht am leichtesten über ihr Gegentheil bei andern verloren, Geduld über Ungeduld, Kälte über fremde Hitze, Demuth über fremden Stolz.

Wenn man mit der Zunge schweigen darf, warum nicht mit der Miene?

Man sagt leiser: „Ich empfehle mich Ihnen", wenn man den Hut von weitem zieht.

Keine Fehler sind von den besten Menschen schwerer zu verzeihen, als die der besten Menschen.

Nie haßt man mehr, als wenn Einer, der uns schon lange verhaßt war, auch endlich uns beleidigte.

Man hat zwanzig Mittel, den andern zu bessern, aber man will grade das einundzwanzigste.

Von einer Kunst, die man nicht versteht, muß man vor dem Kenner gar kein Urtheil sagen, nicht einmal die captatio benevolentiae, daß man sie nicht verstehe und nur seine Meinung darüber sagen wolle.

Der uneigennützigste Mensch wird, wenn er lange in der bloßen Sparsamkeit des Haushaltes gelebt, im Falle wo er Aufwand machen soll, ihn mit knauserigem Scheine begrenzen.

Das Einfältigste sagt man zu Anfang in einer Gesellschaft, das Beste zuletzt.

In Gesellschaft lernt man die Menschen hassen, höchstens ertragen — in Familienverbindung lieben.

Wir sind begieriger, fremde Menschen zu observieren und auszuspähen, als tägliche und nahe.

Eigentlich achten wir am andern keine Eigenschaft und Tugend, als die, worin er uns übertrifft.

Jeder hat Namen, die er leicht merkt und solche, die er leicht vergißt.

Wenige Menschen gibt es, die obgleich kein kleines Glück, doch auch kein großes beneiden.

Je kräftiger der Mensch, desto weniger hat er seine Gefühle durch Ideen zerstören gelernt. Desto weniger (je weniger er abstrahiert) ist durch Gründe sein beleidigtes Gefühl zu versöhnen. Ihn heilt nur die Zeit.

Die höhern Stände achten nur dann Einem aus dem niedrigen seinen bloßen menschlichen Werth, wenn er auf keinem Dienstposten bei ihnen steht. Ein Mensch von Talenten gilt mehr, wenn er kein Hofmeister ist, als, wenn er's ist. Sein Verhältniß zu ihnen soll seine Vorzüge verhüllen oder entschuldigen oder erniedrigen.

Auf den Menschen von viel Phantasie hat jeder Redende umwälzenden Einfluß, aber jener ist nicht dem Sprecher, sondern seiner Phantasie unterthan und folgsam. Man

wirkt auf ihn, nicht durch eigne Stärke sondern durch seine nach- und dazuschaffende.

Niemand ändert sich schwerer, als der stets unter Andern oder in Geschäften lebt, d. i. träumt — die andringende, überhäufende Gegenwart erstickt jeden stillen Keim.

Die Schwachheiten großer Menschen werden von kleinen so leicht errathen, als die der Lehrer von Kindern.

Niemand könnte sich verhaßter und langweiliger machen, als Einer, der in allen Gesellschaften Menschen nur lobte.

Man ist gerechter gegen seine Feinde, als gegen seine Freunde.

Das Wort „verzeihen" ist falsch: richtig, oder gerecht sein sollte es heißen.

Wer immer mit Menschen, die keine Leidenschaft vor ihm äußern, umgeht, kommt aus der Fassung durch einen, der sie zeigt.

Wenn uns Jemand durch den Empfang erkältet hat, hilft die nachherige Wärme nichts.

Etliche Kinder sind im Roman und Leben die schicklichste Begleitung, wenn ein Mann mit einer Frau gehen und ihr mehr sagen will, als Kinder verstehn.

Der Neugierige kommt leicht von den wichtigsten Sachen fragend auf die kleinsten, zum Beweis, daß ihn nur die Neugierigkeit, nicht die Wichtigkeit reizt.

Man thut oft blos stolz, weil man vermuthet, der Andre denke stolz.

Der aus dem gemeinen kriechenden Stand Emporgekommene will stolz sein und kann es nicht und ihm entfährt immer Höflichkeit gegen die alten Gegenstände.

In einem Baddorf bin ich darum unbefangen, weil ich denke, die Leute halten mich für einen Kranken, der sich alles erlauben darf.

In den Augen des Bewunderten ist der Bewunderer nicht stets klug, wie Helvetius sagt, aber doch gut.

Jeder hält seine Verstellung für feiner, als die fremde und wird daher betrogen.

Man erträgt jeden Grad des Stolzes leichter, als einen wachsenden.

Die Höflichkeit, womit ich Jemand aufnehme, ist die Grundierung, worauf er mein Bild aufträgt.

Wenn man zuviel wichtige Dinge zu sagen hat, fängt man mit den unwichtigern an.

Die Menschen wollen einander erst lieben, um gegen einander gerecht zu sein.

Wenn man Gutes und Böses zugleich von Einem sagt, so hält die Welt entweder das Eine, oder das Andere für eine Lüge und Maske.

Es ist die ewige Unart der Menschen, aus der Gelehrsamkeit oder Tugend in einen Falle und Fache auf dieselbe in allen Fällen und Theilen zu schließen.

Eine Person, die wir unter Mehren kalt behandelt hätten, behandeln wir wärmer, wenn sie uns besucht und wir mit ihr sprechen müssen.

Anstatt einen Scheffel Salz mit einem neuen Freund zu essen, braucht man nur sechs Meilen mit ihm zu reisen.

Aeußrer, gemäßigter Stolz gibt dem Verdienst einen größren Schein.

Bei dem Nach- und Ansehn wird der Mensch stolzer, als bei dem Zuhören.

Anstand, Weltklugheit ist nur Bekanntschaft mit dem Gegenstande, nicht Verstand.

Grade an einem Mann von großem Verdienst hat man geschmückte Kleidung gern.

Wir sollten dem Feinde die Unähnlichkeit vergeben, die wir dem Freunde verzeihen.

Man sollte sich gegen jedes Mädchen so schonend betragen, als heirathe man sie, nicht nur der Gerechtigkeit, sondern auch der Möglichkeit und Sicherheit wegen.

Die Verstellung ist oft mehr eine Folge der Zeit (des Alters) als des Karakters. Ein verstellter Jüngling ist so schwer zu finden, als ein offner Mann.

Man macht die meiste Kurzweile durch Erzählen, wenn man vorher Langeweile macht und die Leute lang auf die Pointe spannt.

Je berühmter der Autor, desto mehr will der Besucher sich, als ihn hören, weniger sein Ohr, als Auge füllen.

Man muß sich immer einen Rath geben lassen; wenn man ihn nicht befolgt, benützt man ihn doch.

Die Höflichkeiten der gemeinen Leute sind immer vom nächsten Stande über ihrem geborgt.

Höflichkeit ohne Redlichkeit ist nicht viel; — Redlichkeit ohne Höflichkeit ist schön; — aber Redlichkeit mit Höflichkeit ist erst recht.

Der Umgang mit Höhern gibt wenigstens Lebensart gegen Gleiche.

Es ist oft sehr gefährlich, von seinem Verstand und Herzen zu schlecht zu denken; — der Irrthum schafft die Wahrheit.

Man schreibt sich leichter falsche Vorzüge zu, als man seine wahren erräth.

Ein Graf allein gilt als Stand; auf einer Grafenbank aber nach seinem persönlichen Werth.

Um einen Satz auf die rechte Art zu behaupten und zu glauben, muß man weder mehr unter denen wohnen, die ihn bestreiten, noch unter denen, die ihn behaupten.

Die meisten Sünden begeht man gegen Sünder, die sie eben veranlassen.

In feinen Gesellschaften wird nur der Abwesende persifliert, in gemeinen spast man über den Gegenwärtigen.

Das Wettergespräch rührt nicht von Langweile, sondern weil der Mensch immer eine starke fortdauernde Empfindung mit Worten äußern und geben will; wäre Krieg, so gäb's Kriegsgespräche.

Berühmte Leute, Fürsten, Schönen kann man selten durch ein Lob einnehmen, aber durch jeden Tadel erzürnen.

In höhern Ständen wirken die Weiber mehr auf fremde Männer, in niedrigern auf eigne.

Die Verstellung und Eitelkeit durchgreift Manche so, daß sie unbewußt ihr folgen und es nicht mehr anders machen können.

Warum will der Mensch, wenn er nicht Alle bekehren kann, nicht wenigstens Einige ändern?

Der Jüngling scheint sonderbar, ohne es zu sein; der Mann umgekehrt, ists, ohne es zu scheinen.

Nichts wird weniger in Gesellschaft errathen, als die Empfindsamkeit, besonders die männliche.

Probiere Deinen Gast an seinem Betragen bei einem andern Wirth.

Männer und Weiber.

Zwei Mädchen reden freundschaftlicher mit einem Mann, als eine allein.

Die Männer, die wir weibisch nennen, haben von Weibern nur die Fehler und gefallen Weibern so wenig als Weiber.

Mädchen lieben und verlachen zugleich oft denselben.

Ob ein Frauenzimmer keusch ist, sieht man, wenn es in andern mit der Keuschheit nicht verwandten Dingen auf Ehre hält.

Wenn zwei Freunde bei einer Frau sind, die einer von ihnen liebt, so hält sich der am ersten für den Geliebten, der's nicht ist.

Weiber lesen im fremden Herzen besser, als im eignen.

Eine Frau will den Dank für ein Geschenk sich vom Bedienten erzählen lassen, wenn sie auch weiß, daß er in einem gewöhnlichen Kompliment besteht.

Ein Hauptunterschied zwischen Männern und Weibern ist, daß diese in der Leidenschaft keine Gründe annehmen.

Schwerlich kennt die Frau unter der Liebe etwas größeres, als die Liebe; der Mann kennt mitten darunter noch seine Lieblingsarbeit, seine Philosophie als das Größere. Bei ihr ist sie Ziel, bei uns Spaliergewächs an den Schranken zum Ziel.

Weiber reden offenherzig und handeln falsch.

Die Weiber werden schlimm durch Extreme des Zufalls; ihre Lage muß immer so gemäßigt sein, wie sie, so wie im sanften Klima die schönsten sind. —

Weiber strafen am wenigsten das Kind, wenn sie plaudern.

Weiber sind leicht verdorben, weil sie öfter und über kleinere Dinge gelobt werden, als wir.

Die Männer können die Vorzüge der Weiber haben, aber nicht umgekehrt.

Es ist unbegreiflich, wenn man in den höhern Ständen sieht, wieviel eine Frau braucht, um keine Langeweile zu haben, in unsern — wie wenig.

Die Mädchen achten auch darum ihre Kleider mehr, als wir unsre, weil sie sie mit machen.

Gewisse gemeine Weiber lachen (aus dummer Verschämtheit) wenn sie etwas Unglückliches ꝛc von sich erzählen.

Nur in einem Falle sind Weiber Weibern lieber, als Männer — wenn sie nehmlich als Gäste kommen. Mit Männern können sie nichts reden. Vielleicht sind darum Liebhaber angenehmer, als Ehegatten, weil nur jene sich von Mädchen mit Stadtneuigkeiten unterhalten lassen.

Grundsäzze sind bei den Weibern entweder eine längere Laune, oder Empfindung.

Grade am Ziel ihrer Wünsche erstikken und verstekken sie Weiber leichter.

Nur schlimme Frauen sezzen in der Ehe die Verschönerungskünste fort.

Weiber unterdrükken (verhalten), Männer zerstören Leidenschaften.

Eine nie auf die Probe gesetzte Frau denkt stets von sich zu gut und von dem Sieg zu leicht.

In den Weibern ist der höchste Kontrast der Aufopferung und der Schwäche — der Tugend und der Kleinlichkeit.

Die Wittwer sind grade nach dem Tode der Frau am begierigsten, es nicht zu bleiben.

Weiber haben mehr Geduld mit den Männern, als mit dem Schicksal.

An Weibern ist alles Herz, sogar der Kopf.

Weiber hassen den selten, den sie verleumden, sie denken nichts böses dabei.

Die Männer erreichen öfter ihr Ziel auf der Erde, haben weniger gelitten, nehmen nicht soviel seufzenden Antheil an der Erwähnung verhüllter Leiden, als die Weiber.

Weiber sind strengere Richter des Betragens, weil sie immer (physisch) nüchtern sind.

Die Mädchen trennen nicht, am wenigsten Leib und Seele und suchen bei jenem, was sie von dieser begehren — daher ihre Irrthümer und ihre Sinnlichkeit. Sie sündigen nicht, sie täuschen sich nur.

Bei den Männern hundertmal, eh' bei den Weibern einmal, ist es der Fall, daß diese alles sittliche Gefühl zernichten und verschmähen und so ruchlos denken, als sie handeln. Ihre Sünden entwischen nur ihren Aufwallungen, folgen aber nicht aus ihren Grundsätzen.

Weiber wissen wenig Geographie.

Die Ursach mit, warum sich die Weiber so leicht durch fremde Phantasie verführen lassen, ist, weil ihre selten so aufgeregt und an Flammen gewöhnt wird, als unsre.

Die Weiber sind darum schamhafter, als wir, weil sie schöner sind.

Jedes Geschlecht vergibt blos die Fehler des seinigen dem andern nicht.

Ein Mann verträgt sich leichter mit männlichen Bedienten und Untergebenen, als eine Frau mit weiblichen.

Jemehr ein Weib männliches Temperament hat, desto sinnlicher ist ihre Liebe.

Eheweiber sind scharfsichtig, wenn ein Mann sich den Ehemännern, und diese wenn er sich der Frau empfehlen will.

Mädchen geben mehr auf Kunst, Knaben mehr auf Natur acht; jene bemerken, diese erklären.

Es gibt mehr religiöse Heuchler, als Heuchlerinnen.

Die männlichen Weiber hassen die Weiber noch mehr, als es die weiblichen thun.

Weiber nehmen lieber zehn neue Arzneien, als eine alte fünfmal ein.

Die Weiber sind zu verschämt, als daß die fremde Begierde sich bei ihnen nicht den Schein der Liebe geben müßte.

Man setzt falsch voraus, daß das Weib, das der starken Versuchung gehorchte, einer schwächern unterlegen wäre, und die meisten, die fielen, dachten sich vorher weder den Wunsch, noch die Möglichkeit zu fallen.

Eine Frau hält eine beabsichtigte, aber hintertriebene Beleidigung für keine.

Weiber lieben und treiben alle Sachen der Personen wegen; wir umgekehrt.

Die weibliche Unschuld und Liebe sieht vor dem Scheidewege, ehe sie sich zu sinnlich oder zu idealisch entwikkelt, einerlei aus; ein sinnliches Mädchen von 13 Jahren, wie eine Liane.

Weiber suchen eine zarte Seele und einen starken Körper.

Weiber ohne Kinder bleiben, wie vornehme, länger in Jungfrauenfreude (der Musik, Liebhaber, des Theaters, des Tanzes ꝛc.)

Weiber lachen über das Ungewöhnliche, Männer über das Gewöhnliche.

Zwei Mütter mit Töchtern hassen einander leichter, als ohne; jede tadelt die Töchter der andern — und dann thuts der Mann auch.

Die Weiber halten sich für besser, als die Männer, jene fehlen ohne, diese mit Bewußtsein des Fehlers.

Auch Mädchen, die nicht nach dem Putz fragen, reden gern über den der Andern.

Weiber müssen darum eitler und sich mehr durch Gegenwart auszuzeichnen scheinen, weil sie es nicht durch Sachen, Bücher, Aemter ꝛc., sondern nur durch Persönlichkeit thun können.

Ein Mädchen bleibt in ihrer Heterographie, ohne in eine fremde zu kommen.

Weibern wird alles Objektive schwer, da sie mehr Gefühl sind; daher Dichtkunst und andere Künste, sogar Schauspielkunst.

Weiber sprechen ihre Sprache sanfter, als wir.

Die Weiber gewähren in der Liebe dem Mann, was sie sich versagen würden. Auf Liebe kann bei ihnen Sinnlichkeit bauen, nicht umgekehrt.

Ein Mädchen wird trübe, wenn man bemerkt, daß sie es sei.

Die genialische Frau ist in der Stunde der Hingebung und die weibliche in der Stärke am schönsten.

In einer neuen Stadt sind die ersten begegnenden Mädchen am interessantesten.

Weiber vergessen nichts so leicht, als ihre wechselnden Empfindungen; sie halten die gegenwärtige für fest, blos weil sie ihr anhängen; sie haben kein Gedächtniß für ihr Inneres.

Ich verlasse mich mehr auf die eheliche Liebe, als die eheliche Treue einer Frau.

Gemeinen Leuten imponieren vornehme Frauen mehr als vornehme Männer.

Hat einmal ein Mann alle männliche Tugenden, so verschönert ihn eine kleine weibliche, z. B. Reinlichkeit unendlich in weiblichen Augen; und so umgekehrt bei Weibern.

Es gibt keinen größern Unterschied, als zwischen Frau und Mädchen, außer zwischen einer guten und einer bösen.

Genialische Weiber sind entscheidender, als Männer.

Den guten Weibern sagt man zuviel Gutes, den bösen zuviel Böses nach.

In der höhern Welt sind die Weiber besser, als die Männer.

Der Mann bequemt sich zuweilen, um frei zu werden; die Frau muß sich ewig bequemen.

Weiber halten die Liebe oft höher, weil sie die physischen Nebenquellen (z. B. Trinken) nicht kennen.

Eine Frau (oder Geliebte) lernt man in einer Stunde mit einer dritten Person besser kennen, als mit sich in zwanzig.

Die weichste Frau hat irgend eine Sache, worin sie eigensinnig ist, und der festeste Mann eine, wo er Wachs ist.

Autoren und Mädchen schreiben meist besser, als sie sprechen.

Weiber sind argwöhnischer, als wir.

Liebende Weiber fordern so oft, anstatt daß sie machen sollten, daß wir forderten.

Weiber sind rein menschlicher, weil der Staat ihnen keine einseitige Bildung aufdringt.

Weiber prahlen von sich am leichtesten gegen Weiber.

Weiber behalten eigne Geheimnisse, Männer fremde.

Liebe.

Die feinere Liebe hat etwas auflösendes, krankmachendes und schwächendes.

Da die Freundschaft edler, so ist man ihrer in der Trauer über den Tod fähiger, als der Liebe.

Die Liebe ist zu eigennützig, wenn sie nicht Freundschaft wird.

Die Liebe bringt bei Mädchen entgegengesetzte Eigenschaften vor; sie macht die Starken sanft, die Sanften stark, die Feinen minder fein die Ordentlichen unordentlich.

Liebe ist ein Auszug aus allen Leidenschaften auf einmal.

Es ist eine größere Probe der Liebe, die Launen, als das Schicksal des Geliebten zu ertragen; zu vergeben, als zu helfen.

Oefters an Eine denken müssen nützt ihr soviel, als ihr das Oefterssehenmüssen schadet.

Man kann Liebe selten zu spät, immer zu bald gestehen.

Daß wir die Weiber mehr lieben, als wir wissen, sehen wir daraus, daß wir männlich Denkende doch das Geschwätz unsrer Geliebten schön finden.

Die Geliebte erinnert sich unsrer süßer und länger, wenn sie sich nach einem Abschied versprochen und ihn entrathen mußte.

Grade gegen die Bekanntesten schämt man sich der Zärtlichkeit.

Es ist darum so schwer, zwei Menschen auf einmal zu lieben, weil diese zwei sich selten selber stark lieben: denn sonst ging es.

Die Freundschaft und Liebe des Geistigen verschmähen so sehr das Körperliche, daß es ihnen schadet, wenn man mit dem Freunde ringt, bei ihm schläft, ihn rasieren sieht ꝛc.

Haß und Liebe dauern noch eine Zeitlang in der Empfindung fort wenn auch bewiesen ist, daß ihre Quelle ungegründet (eine Hungerquelle) war.

Man liebt an seinen Eltern weiche Rührung am meisten.

Nicht daß man geliebt hat, sondern wurde, nicht die Erinnerung der gegebenen, sondern der empfangenen Liebe liegt so schwer in der Brust.

Gegen Liebe ist man nie undankbar, nur gegen Wohlthat.

Es ist leichter, die Menschen zu lieben, als zu ertragen; leichter viele heftig zu lieben, als einen zu hassen.

Man glaubt immer, ein Mädchen liebe Einen wegen aller Vollkommenheiten: oft liebt es an Einem nur die drei elendesten.

Man liebt die Menschen mehr, wenn man den Entschluß ihnen eine Wohlthat zu erweisen fasset, als nachdem er ausgeführt ist.

Vor der erklärten Liebe herrscht die Frau, nach und in ihr der Mann.

Der Mann hat in Rücksicht der Liebe ein Recht über den Körper der Frau, aber nicht über ihr Herz.

Die Menschenliebe scheint uneigennütziger zu sein, als die Liebe und Freundschaft, (genießt aber nur mit einem andern Organ.)

Die höchste Liebe glaubt und fordert höchste Vollkommenheit; daher ist sie ihrem Ende am nächsten.

Man denke sich einen Freund als einen Fremden um zu fühlen, wie leicht man ihm seine Eigenheiten zu Verbrechen macht.

Personen von großer Eigenliebe haben darum eine heftige erotische für den Gegenstand ihrer Liebe.

Ein jeder Zank, den man mit einer Frau wegen einer andern Frau hat ist ein rissiger und unversöhnlich.

Wenn ein Mensch am andern schon den Menschen liebt und er den schlechten erträgt, so muß seine Liebe immer unendlich werden, jemehr die Vorzüge wachsen, weil seine Liebe schon da groß ist, wo die Andrer erst beginnt.

In unsrer höchsten Liebe gegen einen Menschen glauben wir, seine gegen uns sei noch größer, nehmlich unendlich; unsre fühlen wir nur endlich.

Wenn man auf einmal mehre Mädchen wie beim Pfänderspiel küssen muß, verliert es seinen Werth, nehmlich das Geistige, weil man viele nicht auf einmal lieben kann.

Der Schmerz des Abschieds von einer Freundin hat etwas Süßes; der des Abschieds von einem Freunde hat nichts, als Bitterkeit.

Den meisten Menschen gilt Bewundrung, Schätzung soviel, als Liebe; sie vermengen beide.

Man schätzt seine Bekannten beinah nach der Ancienneté ihrer Bekanntschaft. Manchen, den man lange achtet, würde man als eine jezzige Bekanntschaft nicht wollen.

Die Menschen merken und hassen in der Liebe leicht das Gefühl der Unabhängigkeit.

Die erste Wiedererblikkung lang ersehnter Menschen gibt diesen etwas von der Idealität der Vorstellung.

Nur eine kleine Liebe stillen körperliche Zeichen; eine große ist mehr Gläubiger, als Schuldner der Zeichen.

Ein Jüngling gefällt uns durch Aehnlichkeit mit einem lieben Mädchen, nicht umgekehrt.

Die Liebe verbirgt das Ich. Ein Mensch, der etwas vom Ich des Andern merkt, liebte ihn schon nicht mehr.

Die hohe Liebe zweifelt: die hohe Freundschaft trauet.

Kein Enthusiasmus der Liebe ist so groß, als der der Zusammengewöhnung, der auf jenen folgt.

In der Sprache der Liebe gibt es keine Pleonasmen.

Man ist in der Liebe darum ungerecht, weil man den Andern für vollkommen hielt.

Die Erinnerung an eine schmerzhafte Lage unsrer Freunde ist oft blos darum angenehm, weil sie unsre Liebe vermehrt.

Man glaubt doch, man werde nur von den Seinigen geliebt, wenn man es auch noch so sehr von Fremden wird.

Ein Kuß ist mehr werth, als zwei oder gar zwanzig.

In unsrer Menschenliebe ist nicht blos die Süßigkeit des Gefühls der Liebe, sondern auch die Süßigkeit des Gefühls des Rechtthuns.

Eine gewisse heftige genialische Liebe wollen wir lieber als Zuschauer, denn als Objekt empfinden — und im ersten Fall mehr achten.

Ein Mensch, dem zu lange die Liebe verweigert worden, findet dann in einer wirklichen zu wenig Reiz, aus Mangel an Verweigern.

Unglück regt nur die Kraft auf, diese Feindin der Liebe.

Erziehung.

Die Eltern sollten, um etwas zu bewilligen, oder abzuschlagen, sich blos ⅛ Stunde Bedenkzeit nehmen.

Wenn wir den Irrthum mehr zu heben, als zu bestrafen suchten, und nicht dieses in jenes mengten, so geläng' es uns.

Kinder haben in Mährchen, ungleich dem Volk, lieber die Anhäufung von Glück, als von Unglück; weil sie mehr auf das Unendliche und Vermehrung passen.

Kinder errathen die Eltern besser, als diese jene.

Wie wenig die Kinder bei Worten denken, sieht man daraus, daß sie alle das Wort „Selah" herbeten, ohne zu fragen, was es heißt.

Briefe

an den Pfarrer Vogel in Rehau,
nachmals in Arzberg.

1781 — 1802.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Der Pfarrer Vogel tritt in der Bildungsgeschichte Jean Pauls als dessen erster literarischer Wohlthäter auf, so wie als der erste, der den Werth des Jünglings, die Klarheit und Fülle seines Geistes wie die reine Tiefe seines Herzens erkannte. Man vergleiche, was über ihn und von ihm in Wahrheit aus J. Pauls Leben **III.** und **IV.** vorzüglich aber **III.** p. 109 zu lesen ist.

A Monsieur Monsieur Vogel, Ministre
de la Parole de Dieu
à
Rehau.

Schwarzenbach, 3. April 1781.

Hochehrwürdiger und hochgelehrter Herr,
Insonders hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Ew. Hochehrwürden muß ich gehorsamst um Vergebung bitten, daß ich Denenselben neulich so lange beschwerlich gewesen bin. Dieselben sezzen so viel neue Gütigkeiten zu den alten hinzu, daß es mir schwer wird, Worte zu finden, die genug Dankbarkeit verriethen — und noch schwerer, so kühn zu sein, Dieselben um neue zu bitten. Hiedurch übersend' ich Dero Bücher mit gehorsamstem Danke — den Theil der Berliner Bibliothek werd' ich Denenselben nächstens zurückschikken. — Origineller Witz und Laune herrscht durch das ganze Buch von der Ehe; das verdrießlichste ist, daß dieses Buch so bald ein Ende hat. Es hat eine frappante Aehnlichkeit mit den Lebensläufen nach aufsteigender Linie. Soll ich's wieder wagen, um neue Schriften bei Denenselben anzuhalten? Dero Güte gegen mich gibt mir Muth, es um folgende zu thun:

der dritte Theil von Semler's Untersuchung über den Kanon —

Göthe's Schriften —
Der zweite Theil von Lavater's Tagebuch —
Helvetius sur l'education de l'homme —
Die fünfte Abtheilung des Anhangs zu den 36 Bänden der A. D. Bibliothek —

und nun — kaum wag' ich's noch einmal Dieselben darum zu bitten — Lessing's Fragmente. Ich befürchte nicht, Dero Unwillen zu verdienen, wenn ich um ein Buch gehorsamst bitte, das Dieselben mir aus liebreichen Absichten versagen. — Dieses Dilemma scheint mir allzeit sicher: entweder dieses Buch enthält Wahrheiten, oder Irrthümer. Ist's erste, so kann nichts hindern es zu lesen — ist's letzte, so überredet es entweder nicht, weil die Gründe zu schwach sind — und dann schadet es auch nichts — oder es überredet. Was hab' ich aber im letzten Falle für Gefahr zu befürchten, wenn ich eine Wahrheit, von der ich nicht aus Gründen überzeugt bin und die bei mir blos Vorurtheil ist, mit einem Irrthum vertausche, der mir wahrscheinlicher und einleuchtender ist? — Darf ich also noch einmal — aber ich will lieber hundert Bücher missen, als nur im geringsten mich Dero Gütigkeiten und Liebe unwerth machen. — Es folgen hier auch die kleinen Aufsäzze oder vielmehr Uebungen, um deren Durchlesung ich Dieselben neulich bat. Wenn's nicht zuviel gewagt wäre, würd' ich Dieselben gehorsamst ersuchen, sie für Schulexercizien anzusehen, die man corrigiert. — Nichts müßte mir erwünschter sein, als ein Tadel — wenn ich so glücklich wäre, ihn zu erlangen — von Denenselben, welche es wohl am besten im Stande sind — ohne Schmeichelei sei dies geschrieben — zu tadeln und zu verbessern. Wie würd' ich mich freuen, falsche Gedanken von Denenselben bemerkt zu finden, oder fehlerhafte Ausdrükke corrigiert zu sehen! Ich hätte Denenselben mehr Monate schikken können, allein ich glaubte, Dero Güte nicht zu sehr mißbrauchen zu dürfen.

Ich werde Denenselben nicht genug danken können, wenn Sie nur dieses würdigen, durchzulesen. Doch genug von dem unbedeutenden Dingelchen. Ich habe die Ehre mit der größten Hochachtung zu sein

Ew. Hochehrwürden

ganz gehorsamster Diener

J. P. F. Richter.

Leipzig, 27. Mai 1781.

Sehen Dieselben, wie ich mein Versprechen halte? Kaum bin ich etliche Tage in Leipzig, so bekommen Sie schon einen Brief. Er wird eben nicht viel Interessantes enthalten, und ziemlich mager sein — aber genug, wenn er mir nur bald das Vergnügen zu wege bringt, einen von Ihnen lesen zu können. — Der große Jurist Hommel wurde den Sonntag begraben; er hinterließ ein Vermögen von 3 bis 4 Tonnen Golds. — Der Magister Kirsch von Hof, der mit in Gesellschaft nach Leipzig reiste, erzählte mir einen ziemlich scheinbaren Einwurf vom D. Ernesti gegen die Authenticität der Apokalypsis, diesen nehmlich: An einem Orte der Apokalypsis, ich weiß nicht mehr wo, steht: Die Stadt, die geistlich genannt wird Jerusalem. Dieses Wort geistlich, πνευματικως wird hier in einem Verstande gebraucht, der den Schriftstellern des N. T. und sogar den Kirchenvätern und Scribenten des ersten Jahrhunderts nicht gewöhnlich war. Dieß Wort wurde erst dann in einem solchen Sinne genommen, da man anfing zu allegorisieren, zu deuteln und in jedem Worte der Bibel eine Anspielung auf etwas überirdisches zu finden. Weil also dieses Wort in diesem Jahrhunderte nicht in diesem Sinn gebraucht wurde, so kann ich schließen, daß auch die Apokalypse nicht in diesem Jahrhundert verfertigt worden ist. Einige Stärke scheint dieser Einwurf zu haben;

nur ist's zu viel gewagt, aus einem einzigen Wort viel schließen zu wollen. — Wenn Locke aus dem Spruch Matth. 25. viel für sein System glaubt beweisen zu können: so irrt er sich. Er beweist gerade wider den Lokke, und ist höchstens ein argumentum bilaterum.

„Gehet in's ewige Leben, und gehet in die ewige Pein" — hier sagt er muß „Pein" Vernichtung und Tod heißen, weil beide Dinge hier einander entgegengesetzt werden, Leben und Pein aber nicht entgegengesetzt werden können, da sie heterogen sind. Allein hier kann man antworten: eben wenn Pein eine Vernichtung bedeuten soll, so müßte es Tod und Vernichtung hier heißen: denn nur Tod kann dem Leben entgegengesetzt werden — es müßte heißen: gehet in's ewige Leben und in den ewigen Tod. Da es aber hier nicht so ist, so kann man schließen, daß Pein nicht Tod heißen kann, sondern seine eigentliche Bedeutung behält. — Das Wort κολασις wird nie in der Bedeutung des Todes gebraucht. Es kommt von κολαζω her, castigo. Was hat aber die Idee gegeißelt, gequält werden irgend für eine Verbindung mit der Idee vernichtet werden? — Im Gegensatz hat ζωη nach einem Hebraism die Bedeutung von Glückseligkeit. So wird 1 Sam. 25, 6. חיים in der Bedeutung des Glücklichseins genommen. Es ist also wahrscheinlich, daß ζωη auch in dieser Stelle so genommen werde; vorzüglich da sein Gegensatz „Pein" deutlich anzeigt, daß man's so nehmen muß. — Ueber Ihr Nichts, wovon Sie mir neulich sagten, habe ich nachgedacht. Der Gedanke ist schön: die Einbildungskraft verliert sich darinnen. Allein ich glaube Ihnen beweisen zu können, daß es gar kein absolutes Nichts geben kann. Schon in dieser Rücksicht nicht: weil Gott überall ist — und wenn wo ein absolutes Nichts wäre, so würde Gott nicht sein. Verstehen Sie das Nichts so: ein Ort, wo

kein Körper existiert; so wollte ich deutlich beweisen, daß überall Körper sein müssen — und daß der Satz in der Methaphysik „Alles Ausgedehnte hat Gränzen“ so wahr nicht ist, als es scheint. Es kommt auf Sie an, ob ich's einmal thun soll. — Nächstens werde ich Ihnen die Gegenanmerkungen zu Ihren Anmerkungen überschikken. Ich erwarte mit vieler Begierde Ihre neuen Zusäzze. Meine Uebungen wollen Sie mir zurückschikken? Wahrlich! es verlohnte des Postporto's nicht, das man darum ausgäbe. Ich habe sie ohnehin zweimal. Wenn Sie Ihnen nicht zu gering scheinen, gönnen Sie ihnen einen Platz in Ihrem Hause, sollt' es auch im Auskehricht verdorbener alter Papiere sein. Dem Lobe, das Sie mir beizulegen belieben, mag ich nicht widersprechen; damit ich nicht in den Verdacht komme, als thät' ichs, um es zweimal zu hören. — Mein größtes Vergnügen hier in Leipzig wird der Briefwechsel mit Ihnen ausmachen. Sein Sie mein Führer auf dem Wege zur Wahrheit und auf dem Wege zum Glück — leiten Sie den Jüngling, der so leicht fallen kann. — Ihr Beifall wird mir genug sein, fleißig zu sein — und Ihr Tadel Sporn genug, besser zu werden. Ich bin Ihnen viel schuldig, ja wahrlich ich bin Ihnen viel schuldig — es ist mein Glück Sie kennen gelernt zu haben. Dankbarkeit und Liebe sind meine erste Pflicht gegen Sie — und diese wird nie in dem auslöschen, der die Ehre hat sich zu nennen

Ew. Hochehrwürden

gehorsamster Diener

J. P. F. Richter.

Leipzig, 17. September 1781.

Dieselben erwarteten ohne Zweifel von mir Briefe und ich von Ihnen. Ich hoffte von einem Posttage zu

dem andern, ersann mir tausend Ursachen, warum Sie nicht schrieben, behielt jede so lange, bis sie sich von selbst widerlegte und fiel endlich auf den Gedanken, Sie beleidigt zu haben. Allein mit Wissen? — nein, dieß bin ich unfähig zu thun, und Sie, es zu vermuthen; oder aus Unwissenheit? o! so werden Sie schon lange vergeben haben. Meine Verzögerung kann ich mit nichts als dem folgenden entschuldigen. Ich schrieb Ihnen nicht, weil ich nichts Interessantes zu schreiben hatte, und Sie nicht durch die Wichtigkeit der Materie für den Ekel schadlos halten konnte, den der schlechte Vortrag derselben erweckt. Und selbst dieser Brief wird noch mager sein, daß man wohl ausrufen könnte: Meister, wir haben die ganze Nacht gefischt und ꝛc. —

Der Doktor Ernesti starb den 13. September. Vielleicht lernte er hier auf der Welt zu wenig Latein: und nimmt im Himmel den Cicero selbst dazu, um ganz ein Römer zu werden. Er war mit soviel Titeln, Ehrennamen, Beiworten und Zierden behangen, daß man kaum den Menschen davor sehen konnte. Jetzt modert sein römischer Kopf, sein Gehirn von Cicerosphrasen und das ganze Behältniß alter Gelehrsamkeit, im Grabe; sein Ruhm flattert über seinen Hügel weg, er hört ihn nicht mehr. Wahrlich Pope hat Recht, den Ruhm ein eingebildetes Leben in dem Odem des andern zu nennen. — Der D. in Halle läßt sich's gut sein. Jetzt hat er gerade soviel Pension und sowenig Titel, als er braucht, um mit den Studenten in die Wirthshäuser zu gehen, und Brandwein zu trinken. Man hat ihm, glaube ich, eine große Gefälligkeit gethan, ihn von einem Theil seiner Ehrentitel zu entledigen; denn nun hat er gerade so wenig Ehre, als nöthig ist, um sie ohne Schande manchmal verlieren zu können. Der D. Semler möchte gern seine Toleranz gegen ihn an den Tag legen, allein er kann ihm nicht beikommen. — Zur Messe kommen verschiedene wichtige Bücher heraus:

Kant's Kritik der Vernunft; wizzig, frei und tiefgedacht! Garve's Uebersezzung der Bücher Ciceros von den Pflichten, mit philosophischen Anmerkungen. — Mendelssohn gibt etwas über den Charakter Lessing's heraus, und Platner neubearbeitet seine Aphorismen. Da ist wahre Philosophie, die so selten ist, weil man soviel von ihr spricht. Platner ist unstreitig einer der besten Philosophen Deutschlands. Welch Glück für mich, sein Zuhörer zu sein! —

Neulich las ich in einem Buche die Inschrift auf Newton's Monument; sie ist zu schön, als daß ich sie nicht hersezzen sollte:

Hic jacet Isaacus Newton,
Si nescis hunc, abito.

Diese Universität hat eben nicht viel große Männer; wenn man den Platner, Morus, Klodius und Dathe ausnimmt, so findet man überall nur mittelmäßige Leute. Dathe liest nicht gut und hat noch dazu einen schlechten Vortrag; er weiß auf dem Katheder nicht halb das Gute zu sagen, was er in seinen Büchern sagt. Man hat mehr Nuzzen, wenn man ihn liest, als hört. Burscher — das ist nun ein drolliger Mann! Er hält sich beinahe mit für den größten Geist auf Gottes Erdboden und hat den größten Stolz, lächerlich sein zu können. Nehmlich wenn er die Reformationsgeschichte liest, so erzählt er gerade wie der gemeine Mann erzählt; dieselben Figuren, platten Ausdrükke und sogar dieselben Stellungen des Körpers! Die derben Satiren des D. Luther besitzt er alle im Original; diese liest er vor und setzt noch eine Dosis von eigenem Witz dazu. Alles läuft zu ihm; er hält sich das für die größte Ehre, und sieht nicht ein, daß man sich auf Unkosten seines Verstandes lustig macht, und daß, wer nicht in die Komödie gehen will, sein Kollegium besucht und einen — Harlekin auf dem Katheder belacht. — Man hat ihn mit soviel Titeln belegt, daß er Mühe hat zu wissen, was

er ist; ihm soviel Aemter gegeben, daß er die Macht hat, keines recht zu verwalten, und soviel Verdienste in Gestalt des Sterns ꝛc. von außen angehangen, daß er inwendig keine zu haben braucht. Eine wahre Schöpfung aus — Nichts! Orthodox? das versteht sich von selbst daß er's ist. — Das Professorenvolk ist überhaupt das burleskeste Volk; sie haben Originalthorheiten und man hat Unrecht gethan, immer den Landgeistlichen in jeder Satire zu züchtigen. Einen Professor nach dem Leben zu malen! — gewiß das wäre der zweite Don Quixote und sein Famulus sein Sancho Pansa. —

Die Mode ist hier der Tyrann, unter dem sich alles beugt, ob er wohl niemals sich selbst gleich ist. Die Stuzzer bedekken die Straße, bei schönen Tagen flattern sie herum wie die Schmetterlinge. Einer gleicht dem andern; sie sind wie Puppen im Marionettenspiele, und keiner hat das Herz, Er selbst zu sein. Das Herrchen gaukelt hier von Toilette zu Toilette, von Assemblee zn Assemblee, stiehlt überall ein paar Thorheiten mit weg, lacht und weint, wie's dem andern beliebt, nährt die Gesellschaft von den Unverdaulichkeiten, die er in einer andern eingesammelt hat und beschäftigt seinen Körper mit Essen und seine Seele mit Nichtsthun, bis er einschläft. Wen nicht seine Armuth zwingt, klug zu sein, der wird in Leipzig der Narr, den ich jezt geschildert habe. Die meisten reichen Studenten sind dieses. —

Rousseau hat sehr viele Schriften noch hinterlassen; in Manheim druckt man seine sämtlichen Werke auf Pränumeration mit den schönen lateinischen Lettern, mit welchen die alten Autoren gedruckt wurden. Ein herrlicher Mann! Im Original liest sich sein Emil noch einmal so schön; und seine Heloise, die ist zu gut, um nur gelobt zu werden. — Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen noch keinen Auctionskatalog geschickt habe; es waren erst zwei Auctionen

und in denselben meistens unwichtge Bücher; nach der Messe werde ich Ihnen den neuesten schikken.

In diesem Jahre ist ein Buch herausgekommen, betitelt: Charlatanterien, gegen welches der Kezzeralmanach noch eine Concordienformel ist. Recht wizzig ist es; es spaßt mit dem ganzen A. T. Es ist schon dreimal aufgelegt. Wenn ich es zu kaufen bekommen kann, werde ich es Ihnen schikken. Das ist sein Motto auf dem Titel: Wer Ohren hat zu hören, der höre, Apokal. Wer eine Nase zu riechen, der rieche.

Von meinen Arbeiten sag' ich jezt nichts, bis mir erst Ihre Antwort auf diesen Brief die Erlaubniß ertheilt, den mir so nüzlichen Briefwechsel fortzusezzen. Sie werden ermüdet sein vor Lesen; ich schließe und sage nichts mehr als das, daß nichts in mir die Liebe und die Dankbarkeit auslöschen wird, welche ich Ihrer Güte schuldig bin. Vielleicht ist dieß mehr, als wenn ich versichere, daß ich mit der größten Hochachtung bin

Ew. Hochehrwürden

gehorsamster Diener

J. P. F. Richter.

Leipzig, 9. Oktober 1781.

Verzeihen Sie, daß ich schon wieder schreibe, so wie Sie mir werden verziehen haben, daß ich neulich so lange nicht geschrieben hatte. Immer hoffe ich auf Ihren Brief, der vielleicht schon unterwegs ist, vielleicht auch von diesem erst seine Existenz erhält. Hier schikke ich Ihnen den Katalog von den Büchern, die den 27. Oktober werden verauctionirt werden. Ich werde mich freuen, wenn Ihnen recht viele Bücher darunter gefallen, und wenn ich etwas zum Wachsthum der Bibliothek beitragen kann, die mir soviel Nuzzen, soviel Vergnügen verschafft hat. — Neuigkei-

ten gibt's hier nicht viel; wenige die man mir sagt: keine, die Ihre Aufmerksamkeit verdienten. — Folgende Anekdote möchte ein Beitrag zum Ruhme der Inscriptionendeuter sein. Linguet, der jetzt in der Bastille sitzt, erzählt sie in seinen Annalen. Zu Beville fand man einen Stein mit dieser Inschrift aus lesbaren römischen Buchstaben:

I. C.
I.
L.
E.
C. H.
E. M.
I. N.
D. E.
S. A. N. E. S.

Man schaffte den Stein mit vielen Unkosten nach Paris, um ihn der Deutung der Herrn Akademisten von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu unterwerfen; man ernannte Kommissarien; diese hielten Sessionen; man zog die berühmtesten Hieroglyphendeuter zu Rathe; man that alles, was Gelehrte thun, um sich als Gelehrte zu zeigen; allein man errieth den Sinn nicht. Ein Küster von Montmartre war neugierig diesen Stein zu sehen. Kaum hatte er ihn erblickt, so erklärte er den Sinn desselben. Dieser Stein nehmlich war lange an der Ekke eines Hauses gestanden, welches an einem Kreuzwege liegt, wo man vorbei muß um zu den Gipsgruben zu gelangen. Bei diesem Hause waren zwei Wege; einer für die Wagen und ein kürzerer für die Esel. Diesen letzten nun sollte diese Hieroglyphe anzeigen, nämlich:

ICI LE CHEMIN DES ANES.

Das wäre nun auch einmal eine menschliche Thorheit

aber eine gelehrte; deßwegen schäzzen wir sie, wie die Tartaren den Koth ihres Dalai Lama. —

Sie versprechen mir gütigst, mich mit Ihren Briefen zu beehren und mir in denselben Aufklärung über verschiedene Materien zu verschaffen; Sie geben mir die Hoffnung, daß Sie die Anmerkungen über die geringen Uebungen im Denken fortsezzen wollten — vielleicht brauche ich Sie nur um das eine zu bitten und an das andere zu erinnern, um beides zu erhalten. — Empfehlen Sie mich Dero vortrefflichen Gattin. Sezzen Sie zu den Gütigkeiten, die Sie mir erwiesen haben, noch die größte derselben hinzu, Ihnen noch oft in Briefen dafür — danken zu dürfen. Ihre gütige Antwort erst versichert mich, ob ich würdig war, Ihre Liebe zu haben; ob ichs noch bin, um sie zu hoffen und mich zu nennen

Ew. Hochehrwürden

gehorſ. Diener

J. P. F. Richter.

An den Pfarrer Vogel in Rehau.

Leipzig, Nov. 1781.

Ich sage Ihnen für Ihren werthesten Brief, den ich erst den . . Nov. erhielt, den wärmsten Dank. Ich weiß nicht, was ich Ihnen für Ihre vortrefflichen Anmerkungen sagen soll. Sie haben mir auf einmal soviel Gutes geschrieben, daß ich doch wenigstens eben soviel Mittelmäßiges schreiben muß. Erlauben sie mir also vorher Ihren Brief und die Anmerkungen zu beantworten. Lassen Sie jezt die Geduld Ihre Führerin sein, sonst werden Sie übel durch diesen Brief hindurch kommen und machen Sie sich dem Dinge bekannt, das man am Hofe mit vielen Kosten kauft und im geringern Stand unter dem Namen Langweile verabscheut.

Ich will beim Ende Ihres Briefs anfangen und zuerst über

die Rechtschreibung des H. mit Ihnen übereinkommen. Sie geben Gründe an, warum man das H. beibehalten soll: 1) weil es in andern Wörtern nothwendig vorkommt; 2) weil es mit Ch einerlei Beschaffenheit hat. Mir scheint beides anders zu sein. Das H ist nichts, als die starke Adspirazion, mit der man einen Vokal ausspricht; es ist kein Konsonant, es ist kein Vokal, sondern ein starkes Herausstoßen des Athems vor dem Vokal und kann mit jeder beliebigen Modification der Sprachwerkzeuge ausgesprochen werden. Es kann also am Anfang einer Sylbe vor dem Vokal stehen; aber nicht nach demselben z. B. in wahr, nah, ꝛc stehen, weil es nicht ausgesprochen werden kann. Es kann nicht nach dem Konsonanten stehen, z. B. nach dem T. Kann ichs aussprechen, wie die Sachsen nicht zu können scheinen, so ist das eigentlich nur die Aussprache des T im Unterschied von D. Weil es eine starke Adspirazion des Tons verursacht, so kann es recht gut in den Wörtern stehen, wo zwei Vokale durch die Abänderung des Tons sollen verschieden ausgesprochen werden, wie in dem von Ihnen angeführten Wort gehen. Ferner das Ch hat keine Aehnlichkeit mit dem H; dieß ist kein Theil von ihm; Ch ist kein zusammengesetzter Buchstabe, wie es die falsche Bezeichnung vermuthen ließe, sondern es ist der einfache Laut χ. Ich weiß überhaupt nicht, warum man im Deutschen und Lateinischen für einfache Laute zusammengesetzte Buchstaben und für zusammengesetzte einfache wählt. Z. B. für φ ph, für χ ch und für cs — x und ts — tz u. s. w. Sprachrichtig ists nicht. Ich würde gern den Anstoß, den meine Rechtschreibung Ihren Augen macht, vermieden haben, wenn ich sie nicht so sehr gewohnt wäre und oft das H auch ohne meinen Willen auslassen würde. Ich würde hernach hineinkorrigieren müssen, und dann bekäme mein Brief wieder diese widrige Gestalt, die ich vermeiden wollte.

Ernesti war ein verehrungswürdiger Mann und sein Tod ist beklagenswerth für Deutschland. Der größte Theil der Leipziger Studenten schätzt ihn. Dieß bewiesen sie durch eine zahlreiche Versammlung bei seinem Leichenbegängniß. Die Krusianer sind fast mit ihrem Stifter verloschen. Man ist im Jahr 1781 zu aufgeklärt, um ganz Krusianer zu sein, wenigstens zu klug, um es zu sagen. Nicht ganz, aber fast eben so ists mit den Ernestinern. Man hängt einem großen Mann gewöhnlich nur in seinem Leben eifrig an und vertheidigt seine Feh'er mit demselben Eifer, wie seine Tugenden; natürlich deßwegen, weil es Nuzzen bringt, dem großen Manne zum Schilde gegen die Stiche seiner Neider zu dienen und Ehre, sich seinen Freund zu nennen. Mit seinem Tod stirbt unsre Anhänglichkeit an ihm: wir loben dann das was jeder lobt und verringern blos die Fehler, die wir vorher noch leugneten. Von beiden Partheien hört man jezt wenig. Ueberhaupt habe ich die Bemerkung gemacht, daß ein großer Mann nicht lange leben muß, um immer mit Ruhm zu leben. Man erwartet von ihm unaufhörlich neue Monumente seiner Größe und man macht sich von ihm einen so vollkommenen Begriff, daß man seine vergangenen Thaten blos für Herolde von der Größe der zukünftigen ansieht. Man wendet immer sein Auge vorwärts; man sieht immer das, was er ist und bewundert ihn nicht mehr, wenn man an ihm immer dasselbe bewundern muß. Nach seinem Tode sieht man erst zurück und umfaßt den ganzen Kreis seiner durchlaufenen Bahn. Man lobt ihn vor dem Tode nicht so unumschränkt, weil man ihn immer zu größern Thaten anlokken will und sein Bestreben größerer, künftiger Vollkommenheit nicht durch die zu große Erhebung der gegenwärtigen verhindern will. So gings mit dem großen Young in England, so mit dem gelehrten Ernesti in Leipzig. Vermittelst des Körpers stehen

wir mit den Gliedern in Verbindung, und ein großer Geist wird erst den eigentlichen Körper, der ihn in unaufhörliche Verbindung mit allen Menschen setzt, (den Ruhm) dann erlangen, wenn er den jezzigen abgelegt hat. Vergeben Sie mir diese erste Anmerkung und Ausschweifung; vergeben Sie zugleich die, die Sie in diesem Briefe noch zu erwarten haben. Halten Sie mich nicht für fähig mit in der Klasse derer zu stehen, die an jedem großen Manne die Fehler aufsuchen, unter den Raben des Parnassus, die sich nur vom Aas nähren, unter den Harpyen, die mit gieriger Verläumdung jedes Verdienst beflekken.

Was Sie vom Ruhm sagen, ist richtig. Ich habe ihn nie mit Gleichgültigkeit angesehen, ihn nie als ein eingebildetes Gut betrachtet; denn was ist wahrscheinlicher, als daß wir erst in der Ewigkeit seine besten und dauerndsten Früchte genießen werden? Aber vielleicht schätzt man an dem sel. Ernesti mehr, als man schäzzen sollte. Er sprach Ciceros Latein; ihm fehlte seine Beredtsamkeit; er hat gute lateinische Worte, aber nicht herrliche Gedanken gehabt; er war erstaunlich gelehrt, bei mittelmäßigen Kräften des Verstandes; er hatte seinen Ruhm mehr seinem Fleiß, als seinem Genie; mehr seinem Gedächtniß, als seinem Tiefsinn zu danken: er war der größte Philolog, aber kein großer Philosoph.

Eben dieses macht ihn vielleicht nicht halb so groß, als einen Lessing, oder auch einen Platner. Sie wollten mirs zugeben, schreiben Sie mir, wenn ich Ihnen bewiese, daß der Mensch im künftigen Leben seine Erdsprache nicht mehr habe. Das ist leicht zu beweisen: 1) Wir haben denselben Körper, also dieselben Sprachorgane nicht mehr: wir müssen in die andere Welt auch unsere Ohren mitbringen und unsre Luft da wehen lassen. 2) Die Möglichkeit, Andere durch Zeichen von unsern Gedanken zu unterrichten, schränkt sich nicht auf die Sprache allein ein:

es sind tausend Möglichkeiten uns den andern verständlich zu machen, ich sehe also nicht ein, warum wir die jezzige überallhin sezzen wollen. 3) Was soll denn unsre Seele in der andern Welt? wo sollen die Benennungen der jezzigen Dinge für die Dinge gelten, die wir nicht kennen? Der Himmel müßte ganz alle die Geschöpfe, die Gesezze, die Beschaffenheiten, die Laster und Tugenden, die politische und philosophische Verfassung unserer Welt haben, um unsre Sprache zu haben. Wir werden aber dort die Dinge nicht sehen, die wir hier sahen, und Dinge sehen, die wir hier nicht sahen; wir werden unsre alte Sprache vergessen und eine neue lernen müssen. Und was sollten denn die Völker im Himmel mit ihren Sprachen anfangen die nur ein verwirrtes Getön zusammen klingen? Und wahrlich, wenn dieß auch zugestanden würde, man würde sich doch gewiß seiner vorigen Erdensprache schämen, man würde ihre Mängel einsehen und die Zeit bedauern, die durch ihr Studium nützlichen Geschäften ist geraubt worden.

Von Rousseau: Ein gewisser Palissot, Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften von Nancy verfertigte ein Lustspiel, das er les philosophes nannte. Rousseau und ein anderer Gelehrter waren darin sehr lächerlich gemacht. Sobald es der König erfuhr, ließ er durch den Grafen von Tressan an Rousseau schreiben und ihn versichern, daß er gegen den Palissot sehr aufgebracht sei, und daß dieser zur Strafe seine Stelle als Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften in Nancy verlieren solle. Rousseau antwortete dem Grafen von Tressan und bat für Palissot. Auf seine Fürbitte behielt dieser seine Stelle; aber der König verlangte, daß die ganze Anekdote in den Büchern der Gesellschaft der Wissenschaften aufgezeichnet würde. Auch dieses wußte Rousseau durch neue Bitten abzuwenden, und Palissot hatte es also dem großen Manne, den

er beleidigt, allein zu danken, daß sein boshafter Spott unbestraft blieb.

Um Ihnen Platner ganz zu malen, müßt' ich er selbst, oder noch mehr sein. Man muß ihn hören, man muß ihn lesen, um ihn bewundern zu können. Und dieser Mann, der soviel Philosophie mit soviel Annehmlichkeit, soviel gesunden Menschenverstand mit so großer Gelehrsamkeit, soviel Kenntniß der alten Griechen mit der Kenntniß der Neuern vereinigt, und als Philosoph, Arzt, Aesthetiker und Gelehrter gleich groß ist, und eben soviel Tugend als Weisheit, eben soviel Empfindsamkeit als Tiefsinn, dieser Mann ist nicht nur dem Neide jedes schlechten Kopfes, sondern der Verfolgung der mächtigen Dummköpfe und der Verleumdung ausgesetzt. Er hat schon viele Streitigkeiten gehabt und noch mehre Feinde sich zugezogen. Er wurde einmal vors Konsistorium zu Dresden gefordert, um sich wegen der Beschuldigung des Materialismus zu verantworten. Nichts kann man ihm weniger schuld geben, als dieses: er ist der erklärteste Feind des Materialismus. Man muß seine Aphorismen nicht gelesen oder nicht verstanden haben, um es nicht zu wissen. Doch es war ein Konsistorium und dieses hat Recht, mit mehr Ehre dumm und mit mehr Heiligkeit boshaft zu sein, als andere Menschen. Er vertheidigte sich: er siegte über die, mit welchen zu streiten, er für Schande hielt. Kaufen Sie sich seine phil. Aphorismen. Sie treffen in diesen die Leibnitzische Philosophie im kernigsten Auszuge und eine Menge philosophischer und anderer Bemerkungen in gedrängter Schreibart an.

Die Nachricht, die ich Ihnen von der heil. Orthodoxie in Leipzig geben soll, wird sehr kurz ausfallen. Fast alle Studenten neigen sich auf die Seite der Heterodoxie. Wenn es nicht so sehr viel Heterodoxen unter den Studenten gibt, so gibts desto mehr Gleichgültige gegen die

Religion, Naturalisten und auch Atheisten; vermuthlich deßwegen, weil man dieses mit weniger Mühe und weniger Kenntniß der Sprache sein kann, als jenes. Die meisten sind nicht mehr orthodox, aber wenige sind Sozinianer im eigentlichen Sinne des Worts. Ich habe selbst bei einem Magister, der zugleich Prediger ist, gehört, welcher unaufhörlich auf das System, auf die mystische Deutsamkeit der Bibel, auf die Allegoriesucht, auf die Anhänger an allen unwahren Beweisen, auf die Unbekanntschaft mit dem Hebräischen in der Erklärung des N. T. u. s. w. loszog. Allein dessen ungeachtet darf er nicht frei eine Glaubenslehre leugnen; er muß blos von der Schwierigkeit derselben reden und die Entscheidung über ihren Werth den Zuhörern überlassen. Der größte Fehler, der die Freiheit des Denkens in Sachsen hindert, ist, daß die Großen noch nicht aufgeklärt sind. Jedes freie Buch wird konfiszirt.

Morus ist unstreitig nicht orthodox. Er hat schon viele Verfolgung erlitten und eben diese macht ihn behutsam und hindert ihn, seine Meinung frei herauszusagen. Wo er ein Stück vom Teufel 2c. mit Recht wegerklären, oder eine Allegorie aus dem alten Testament zu einer Akkommodazion machen kann, so thut ers. In seiner Dogmatik, die er trefflich liest, trägt er bei streitigen Punkten die entgegengesetzten Meinungen vor und überläßt seinen Zuhörern die Entscheidung; und wer wollte da nicht aus der Stärke seiner Gründe auf der einen Seite herausbringen, welches seine wahre Meinung sei.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihre Güte, mit welcher Sie sich nach meinen Beschäftigungen erkundigen, durch die Freimüthigkeit erwiedern darf, mit welcher ich Ihre Fragen beantworten will. Aber vergeben Sie jetzt den hiesigen Egoismus, den ich nicht vermeiden kann. Ich habe gehört und höre exegetische Kollegien über den Johannes, bei Magister Weber und die Apostelgeschichte bei Mo-

rus; über Logik und Metaphysik bei Platner, Aesthetik bei demselben, Moral bei Wieland, über Geometrie und Trigonometrie bei Gehler, über des Philo Legatio ad imperatorem Cajum bei Morus und über englische Sprache bei M. Rogler. Wenn ich Ihnen sage, was ich eigentlich studiere, so werden Sie den Grund finden, warum ich gerade diese Kollegien gehört habe. Die Sprachen sind jetzt meine liebste Beschäftigung, blos deßwegen, weil ich für gewisse Werke eine Liebe bekommen habe. Es wird mir schwer Ihnen gewisse Dinge zu sagen, da sie sich ohne den Schein von Stolz und Prahlerei kaum sagen lassen; aber es wird mir leicht, sie zu sagen, wenn ich mich erinnere, daß Sie mich zu gut kennen, um da mich stolz zu vermuthen, wo ichs nicht sein kann, oder da zu finden, wo man's blos zu sein scheint. Ich habe mir die Regel in meinen Studien gemacht, nur das zu treiben, was mir am angenehmsten ist, für was ich am wenigsten ungeschickt bin und was ich jetzt schon nützlich finde oder dafür halte. Ich habe mich oft betrogen, wenn ich dieser Regel gefolgt bin, allein ich habe diesen Irrthum nie bereut. — Das studieren, was man nicht liebt heißt mit dem Ekel, mit der Langweile und dem Ueberdruß kämpfen, um ein Gut zu erhalten, das man nicht begehrt; das heißt die Kräfte, die sich zu etwas anderm geschaffen fühlen, umsonst an eine Sache verschwenden, wo man nicht weiter kommt und sie der Sache entziehen, in der man Fortgang machen würde. „Aber eben dadurch verdienst du dir Brot!" ist der elendeste Einwurf, der dagegen gehört werden kann. Ich wüßte keine Sache in der Welt, durch welche man sich nicht Brot erwerben könnte. Ich will das verschweigen, daß der nie weiter kommt, der sich in seinen Studien blos den Erwerb der nothwendigen Bedürfnisse zum Endzweck setzt — „allein in dem Einen mehr, in dem Andern weniger." Dieß zugegeben, so weiß ich nicht, ob

ich in dem mein Brot erwerben werde, wo ich keine Kräfte fühle, keine Lust empfinde und mit welchem ich also unmöglich Fortgänge mache; oder in dem, in welchem mich mein Vergnügen anspornt, mir meine Kräfte forthelfen. Man muß ganz für eine Wissenschaft leben, ihr jede Kraft, jedes Vergnügen, jeden Augenblick aufopfern und sich mit den andern nur deßwegen beschäftigen, insofern sie der unsrigen eine Folie verschaffen. Und entgeht mir durch die sonderbare Verwikkelung von äußern Umständen der unbedeutende Nuzzen, der einem jeden schlechten Kopf sein Ziel ist, so wird mir dieß wahrlich dadurch zehnfach ersetzt, daß ich in dem Betrieb meiner Wissenschaft die Seelenwollust genieße, die aus der Beschäftigung mit Wahrheit quillt; den Reiz empfinde, den für mich jede Aeußerung meiner Kräfte hat und vielleicht auch die Ehre genieße, die ihnen über kurz oder lang zu Theil wird. Dieß ist meine Vertheidigung.

Sonst las ich blos philosophische Schriften; jetzt noch lieber wizzige, beredte, bilderreiche. Ich trieb sonst die französische Sprache eben nicht; jetzt les' ich französische Bücher lieber, als deutsche. Der Witz eines Voltaire, die Beredsamkeit eines Rousseau, der prächtige Styl eines Helvetius, die feinen Bemerkungen eines Toussaint — alles dieses treibt mich zum Studium der französischen Sprache. Ich glaube nicht, daß ich lerne, sondern nur, daß ich mich vergnüge; mit den Eindrükken der schönen Stellen, der wizzigen Einfälle bleibt auch zugleich die Erinnerung von der Art, wie sie ausgedrückt wurden, zurück. Ich las den Pope — er entzückte mich, eben so Young. Er ist unfehlbar in der englischen Sprache noch viel herrlicher. Ich lerne sie jetzt, und vorzüglich um die vortreffliche Wochenschrift, den Zuschauer, zu lesen, von der wir eine elende Uebersezzung haben. Die Beredsamkeit des Rousseau entzückt mich; ich fand sie im Zizero und Se-

neka; — ich liebe diese beiden jetzt über alles und gäb ihre Lektüre um keines der besten deutschen Bücher. Die Satiren eines Pope reißen mich hin: ich fand ihn im Original, im Horaz noch schöner. Seine Kritik der Vernunft ist ein Meisterstück, **Horat.** de arte poetica eben so. Jetzt lieb ich die lateinischen Autoren. Ich habe das dumme Vorurtheil fahren gelassen, von welchem ich durch eine sehr schlechte Informazion von einem lateinischen Lehrmeister bin angesteckt worden. Lassen Sie mich hier eine kleine Ausschweifung über das Lesen der alten Autoren in den Schulen machen. Was ich sage kann falsch sein, allein bei mir war es wahr. Um einen alten Autor nachzuahmen, um ihn schön zu finden, um ihn zu lieben und sich mit ihm zu beschäftigen, muß man Geschmack haben.

Leipzig, den 8. März. 1782.

Hochehrwürdiger und hochgelehrter Herr,
Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Ich wag' es kaum, mich bei Denenselben zu entschuldigen — soviel hab' ich zu entschuldigen! Ihnen nicht nur keine Briefe zu schreiben, sondern auch keine zu beantworten — Sie in der Ungewißheit über das Schicksal Ihres Schreibens, in Furcht wegen der Folgen desselben, und in der wahrscheinlichen Meinung meiner Unhöflichkeit und Undankbarkeit zu lassen — gewiß dieses hätten Sie nie von mir erwartet, wenn es nicht geschehen wäre; allein dieses hätt' ich auch nie gethan, wenn ich nicht gemußt hätte. Das Folgende meines Briefes wird dieses deutlicher machen und das beiliegende Paket wird es beweisen.

Ich hab' Ihr erstes gütiges Schreiben, das Sie vom 23. September datierten, zu Anfang des Novembers erhalten. Den 7. Oktober schickt' ich Ihnen einen Brief mit einem Auktionskatalog. Vielleicht haben Sie diesen gar nicht bekommen, sowie ich den Ihrigen spät bekommen habe. Auch Ihre vortreffliche Anmerkungen hab' ich erhalten, die mir eben soviel Vergnügen als Sorge gemacht haben. Gewiß ich würd' es sehr bedauert haben, wenn sie nicht in meine Hände gekommen wären, aber ich würd' es noch unendlich mehr bedauert haben, wenn sie dafür in die Hände der orthodoxen Henker gekommen wären. Ich hab' Ihnen nun die Sorge in Rücksicht Ihrer benommen, möcht' ich Ihnen doch auch den Verdacht in Rücksicht meiner benehmen können! Ich hatte neulich schon drei Bögen von meiner Antwort auf Ihr voriges Schreiben verfertigt, und doch fehlte noch die Hälfte meiner Antwort, noch die Neuigkeiten, die ich gesammelt hatte, noch die Gegenanmerkungen, mit denen ich Sie belästigen wollte. Aber Geschäfte häuften sich an Geschäfte, um mir das Vergnügen, an Sie zu schreiben, zu rauben, und Ihnen die Langweile, mich zu lesen, zu ersparen. Und dieß waren solche Geschäfte, die meine ordentlichen hinderten. Sie wissen vielleicht, daß ich arm bin; aber dieß wissen Sie vielleicht nicht, daß man mir meine Armuth nicht erleichtert. Man muß vorher einem Gönner durch Geld zu verstehen geben, daß man Geld brauche; d. h. man muß nicht arm sein, wenn man reich werden will. Dieses fällt bei mir weg, und kein Vertheiler fremder Wohlthaten achtet mich für bedürftig genug, mir das Fremde zu schenken, weil ich ihm das Meinige nicht schenken kann. Noch obendrein hat mir Gott vier Füße versagt, mit welchen man sich den gnädigen Blick eines Gönners und etliche Brosamen von seinem Ueberfluß erkriechen kann. Ich kann weder ein falscher Schmeichler noch ein modischer Narr sein

und weder durch die Beweglichkeit meiner Zunge noch meines Rükkens Freunde gewinnen. Sezzen Sie noch hinzu, daß die meisten Professoren weder Zeit noch Gelegenheit, weder den Willen noch das Vermögen zu helfen haben; daß der Zugang zu ihnen durch die Menge derer, die schmeicheln, oder betrügen, denen unmöglich gemacht wird, die keines von beiden thun wollen; daß es Stolz verrathen würde, wenn man nach der Gelegenheit haschen wollte, ihnen eine gute Seite zu zeigen — denken Sie sich dieß alles zusammen, so wissen Sie meine Lage; aber Sie wissen noch nicht, wie ich sie verbessere. Es fiel mir einmal ein, so zu denken: „ich will Bücher schreiben um Bücher kaufen zu können; ich will das Publikum belehren, (erlauben Sie diesen falschen Ausdruck wegen der Antithese) um auf der Akademie lernen zu können; ich will den Endzweck zum Mittel machen und die Pferde hinter den Wagen spannen, um aus dem bösen Hohlwege zu kommen!" Ich änderte nun die Art meines Studierens; ich las wizzige Schriftsteller, den Seneka, den Ovid, den Pope, den Young, den Swift, den Voltaire, den Rousseau, den Boileau und was weiß ich alles? — Erasmus encomium moriae brachte mich auf den Einfall, die Dummheit zu loben. Ich fing an; ich verbesserte; ich fand da Hindernisse, wo ich sie nicht suchte, und da keine, wo ich sie erwartete, und endigte an dem Tage, wo ich Ihren schäzbaren Brief bekam. Sie werden denken „wunderbar!" wenn Sie nicht denken „thöricht!" Hier haben Sie meinen Versuch, den Versuch eines neunzehnjährigen Menschen*). Ein Professor, dem ich dieses Schriftchen durch eine dritte Person in die Hand spielte, versagte mir nicht ganz seinen Beifall; aber darf ich auch auf den Ihrigen hoffen? Vielleicht machen Sie folgende Rezension vom

*) Das Lob der Dummheit, noch ungedruckt. A. d. R.

Lobe der Dummheit: „der Verfasser kann sich sehr leicht an die Stelle der Dummheit sezzen — man glaubt sie selbst reden zu hören — gewiß die Gottheit hat ihn begeistert, die er gelobt hat" — Verzeihen Sie, daß ich Ihnen so ein durchgestrichenes, unleserliches und unkorrigiertes Manuskript geschickt habe. Ich hatte zu wenig Zeit, es nochmals abzuschreiben. Ich werde Ihnen den größten Dank abstatten, wenn Sie mir, eh' ich das Manuskript dem Verleger überlasse, einige Nachricht in Ansehung des Werths desselben, des Akkords mit dem Verleger u. s. w. ertheilen, und noch mehr, wenn Sie mir die auffallendsten Fehler desselben anzeigen. — Doch genug von der Sache, sonst schreib' ich einen schlechten Brief über ein schlechtes Buch.

Wenn ich zu Ostern das Vergnügen haben werde, Sie zu sprechen: so werd ich Ihnen alles das sagen, was mir weder der Raum noch die Zeit erlaubt zu schreiben. Ich habe zwei Avertissements beigelegt. Wenn Sie die neue Gothaische Ausgabe der Voltairischen Werke für 30 Rthlr. wünschen, so brauchen Sie nur zu pränumerieren — wenn Sie aber die prächtige Pariser Ausgabe derselben für ½ Rthlr. wünschen, so brauchen Sie nur in die Lotterie zu sezzen. Bis zu Ostern steht die Pränumerazion auf jene offen. —

Ich hoffe noch einen Brief von Ihnen vor meiner Abreise zu erhalten. Der meinige ist schlechter als alle meine schlechten — denn wirklich schon die zweite oder dritte Zeile ist falsch. Sie werden den Schlaf, der in meinen Augen ist, durch die Post in die Ihrigen bekommen. Ich habe Ihnen geschwind geantwortet und schlecht. Sie werden vor Ungeduld und Langerweile nichts mehr wünschen, als daß ich mich nenne

Ew. Hochehrwürden

gehorsamster Diener

J. P. F. Richter.

Hof, den 11. April 1782.

Hochehrwürdiger und hochgelehrter Herr,
Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Ich danke Ihnen gehorsamst für das Buch, das ich Ihnen hier zurückschikke, und noch mehr für die Vergnügungen, welche mir neulich Ihre Gastfreundlichkeit und am meisten Ihre angenehme Gesellschaft gewährte. Spiegel's Verse sind in Rücksicht ihrer Gedankenfülle, ihrer Bilder, ihres Ausdrucks vortrefflich. Es ist nur schade, daß es so wenig Dichter von diesem Schlage und so wenig Gedichte von diesem Dichter gibt. Seine poetische Traurigkeit ist mir unendlich lieber, als der sinnliche Trost vom Herrn R. in M. Montaigne ist zu dick, zu schwer und zu schön, als daß ich ihn in dieser kurzen Zeit hätte durchlesen können, Sie werden mir ihn also noch eine kleine Zeit gütigst überlassen. — So wie sonst nach meinem Dank für die zurückgeschickten Bücher die Bitte um neue folgte, so folgt sie auch jetzt um folgende: des französischen Dichters Theophil's Gedichte — den Agathon, oder die Beiträge zur Geschichte des menschlichen Herzens — Seneka's Briefe — Chrysal. —

Mein Dank muß mit Ihren Wohlthaten zunehmen, aber muß es nicht auch meine Scham mit meinen wiederholten Bitten? Ich getraue mich daher kaum, Sie um jene Bücher zu bitten. —

Um die Fortsezzung Ihrer Kritik, die zehnmal besser ist, als das kritisierte Buch, darf ich Sie kaum bitten. Aber darum muß ich Sie bitten, daß Sie Ihrer vortrefflichen Gattin meine Empfehlung machen, meinen Dank abstatten und zugleich sagen, daß ich, in meinem „Lobe," nur aus einem Versehen der schönen Augen und nicht

der schönen Seelen des zweiten Geschlechts gedacht habe. Diese Schönheit der Seele, die jede andere überwiegt und sich nur durch Wohlthun äußert, ist die Ursache von den Wohlthaten, mit denen Sie und Ihre Gattin mich immer überhäufen und für die mein Dank zu klein und nur meine Rührung groß genug ist. Ich bin rc.

R.

Leipzig, den 20. Februar 1783.

Hochehrwürdiger rc.

Aller Anfang ist schwer. Mir wird es wenigstens der Anfang eines Briefs, zu dessen Anfüllung sich hundert Materien anbieten, bei denen die Auswahl so schwer und die Anordnung und Weitläuftigkeit so unvermeidlich ist. Vergeben Sie mir also meine Langweiligkeit, noch ehe Sie sie empfinden.

Sie vermutheten vielleicht, daß ich in einem Stillschweigen beharren würde, das nur durch seine Dauer unverzeihlich wird, und daß ich unfähig sein würde, diesen Fehler zu verbessern, weil ich fähig war, ihn zu begehen. Diese Ihre Vermuthung mag meine härteste Strafe sein; um aber einer noch härtern auszuweichen, verbessere ich jenen Fehler, indem ich ihn zu — entschuldigen suche. Es ist sonderbar, daß ich mich im vorigen Jahre eben desselben Stillschweigens, um eben diese Zeit, in eben den Umständen und wegen eben der Ursachen schuldig gemacht. Erlauben Sie mir daher die Wiederholung einer Entschuldigung, von der ich mir die Wiederholung Ihrer Verzeihung verspreche. — Ich verließ Hof im vorigen Jahre, von der Hoffnung es in Leipzig zu vergessen, und von den schönen

und bunten Träumen, mit denen die leichtgläubige Phantasie die ferne Zukunft so gerne zu verschönern pflegt. „Niemand" dacht' ich, „ist glücklicher wie du. Dein Lob der Dummheit trägt dir 100 Rthlr. ein. Davon lebst du einen Sommer, obwohl dein Buch kaum so lange leben wird. Aber dafür schreibst du auch ein anders auf die künftige Messe, mit dem mehr Geld und weniger Tadel gewonnen werden soll. H. Professor Seidliz wird dir deinen satirischen Abortus schon verhandelt haben, und dir bei dem ersten Besuche den Schreiberlohn einhändigen." Allein H. Professor Seidliz hatte den satirischen Abortus nicht verhandelt, und konnte mir also auch, wie natürlich, nicht beim ersten Besuche den Schreiberlohn einhändigen; doch hatte er die Güte, das Buch seinem Pulte so lange zu gönnen, bis die Zeit, in der es auf die Michaelis-Messe hätte gedruckt werden können, halb verflossen war. Nun hatt' ich das Buch, aber keinen Verleger. Ich durchlas es zur Stillung meines Unmuths noch einmal, und nun dankte ich Gott, daß ich keinen Verleger hatte. „Da lieg' im Winkel," sprach ich mit pathetischer Miene zum kleinen Richter, „wo die Schulexercizien liegen; denn du bist ein halbes. Ich will dich vergessen, denn die Welt würde dich ohnehin vergessen haben. Du bist zu jung, um alt zu werden, und die Milchhärchen deines Kinns lassen mich nicht hoffen, je an deinem Kopfe graue Haare zu erleben." Aus diesem zornigen Enthusiasmus erweckte mich meine rechte Hand, die von ungefähr in die Hosentasche zum leeren Geldbeutel gekommen war. Zu der Hand schlug sich noch mein Magen, der durch sein murmelndes Veto der ganzen Entschließung eine andere Wendung gab. Kurz ich unternahm nach einer vergeblichen Arbeit eine mühsame, und schuf in sechs Monaten, nicht in sechs Tagen, einen nagelneuen Satyr, so wie Sie ihn hier beige-

legt finden*) — Vielleicht glauben Sie, ich habe noch nichts zu meiner Entschuldigung gesagt; allein ich glaube, daß ich schon alles gesagt habe. Denn denken Sie sich die Aengstlichkeit, mit der man nach einem Gute strebt dessen Mangel die Zukunft mit noch größeren Schrekken ausrüstet, als die sind, womit er die Gegenwart verbittert. — Denken Sie sich den verdrießlichen Mißklang zwischen dem Belachen fremder Thorheiten und dem Unmuth über das eigne Schicksal. — Denken Sie sich den hindernden Streit meiner Empfindungen mit meiner Arbeit, und den Aufwand von Mühe, die man einem solchen Geschäfte aufopfern und jedem andern entziehen muß — denken Sie sich zu meiner anfänglichen Hoffnung, mein schon angefangenes Stillschweigen durch die gewisse Nachricht vom Schicksale meines ersten Buchs unterbrechen zu können, die Scham hinzu, alles mißlungen sehen, die gehoffte Entschuldigung entbehren und von Ihnen Schlüsse aus dem Mangel des Verlegers auf den Unwerth des Buchs befürchten zu müssen — und denken Sie sich endlich noch meinen Vorsatz, den Fehler zu vergrößern um die Verzeihung desselben zu erleichtern, d. h. mein Schreiben bis auf die Endigung des Drucks der „Skizzen" zu verschieben, damit ich durch die Ueberschikkung desselben Buchs Ihren Unwillen heben möchte, das ihn veranlaßt hat — denken Sie sich dieses alles, so werd' ich nichts mehr hinzusezzen und Sie wenig mehr zu tadeln nöthig haben. — Trägheit werden Sie um deßwillen bei mir nicht vermuthen, weil ich unter allen Sachen Briefe am liebsten schreibe — wenn sie nehmlich an Freunde und nicht an Gönner gerichtet sind — und unter allen Briefen die am liebsten, die an Sie gehören. Auch müßte die Trägheit sehr groß sein, über die die Hoffnung Ihrer Antwort nicht siegen

*) Satirische Skizzen oder Grönländische Processe. A. d. R.

sollte. Denn Sie können mir ja Ihre Briefe nicht wohlfeiler geben als für die meinigen, meine nicht theurer bezahlen als mit den Ihrigen. Amen! —

Gottlob! nun ist der steile Berg erstiegen; ich ziehe den Hut ab und das Schnupftuch heraus und wische mir den Schweiß von der heißen Stirne. Nun darf ich wieder mit meiner gewöhnlichen Freiheit an den Freund schreiben, den ich mir durch das Vorige wo nicht verschaffen, wenigstens versöhnen mußte. Nun glaub' ich durch eine süße Täuschung nicht auf meiner, sondern auf Ihrer Stube zu sein; ich glaube Sie zu umarmen, Ihre Hand zu drükken und Sie in meinen nassen Augen die Erinnerung Ihrer vergangenen Wohlthaten lesen zu lassen, so wie ich in den Ihrigen die Vergessenheit des vergangenen Fehlers lese. — Nun genug über das Briefschreiben und etwas über das Bücherschreiben!

Mein Buch hat tausend Fehler und ist mit Gleichnissen, wie das Lob der Dummheit mit Antithesen überladen. Ich könnte aus demselben ohne Mühe ein Regiment von 600 Gleichnissen ausheben, und mein Satyr kommandiert mit seiner Geißel lauter Gedanken, von denen jeder sich mit einem Bilde schleppt, wie in den persischen Lagern jeder Soldat eine H***, und der König soviel H**** als Soldaten mit sich führt. „Du machst es klug, denken Sie vielleicht, „um nicht von andern getadelt zu werden, tadelst du dich selbst, wie Missethäter, um nicht gehangen zu werden, sich im Gefängnisse selbst hängen, und statt des Galgens einen Nagel, statt des Stricks ein Strumpfband wählen. Durch eine aufgefangne Kritik glaubst du dich vor jeder andern Kritik wie der abergläubige Bauer vor den Donnerkeilen durch denjenigen gesichert, den er von ungefähr gefunden und nun bei sich in der Tasche führt.“ Vielleicht denken Sie auch anders. Ich halte den Ueberfluß an Gleichnissen wirklich für einen Fehler; aber kann

kalte Kritik den Reiz der Unmäßigkeit besiegen? Verkennt dort der Weinsäufer mit der rothen Nase die giftigen Kräfte des überflüssigen Weins? Er kennt sie wohl; aber er flieht sie darum nicht. Ebenso verträgt sich die kalte Mißbilligung der Bilderverschwendung mit der warmen Liebe derselben. Es war einmal eine Zeit, wo mir die Wahrheit weniger als ihr Putz, der Gedanke weniger als sein Bild gefiel, wie der junge Maler die Natur ihrem Bilde auf der Leinwand nachsetzt, und vielleicht seine Geliebte für ihr Porträt hingäbe, oder gar den sterbenden Christus von Rubens dem Christus von Matthäus gleichschätzte. Sagt doch Pope, daß Juden das silberne Miniaturkruzifix am Halse seiner Belinde gerne angebetet hätten — dazu nehmlich nicht durch das athanasianische Glaubensbekenntniß, sondern durch das viellöthige Silber bewogen. — Wie ich doch radotiere! Ich kann meine Fehler nicht einmal so lange ablegen, als ich sie tadle. — Ein Buch ohne Schönheiten ist gewiß ein schlechtes, aber eines ohne Fehler ist darum noch kein gutes; ja Toussaint behauptet, daß ein solches, wenn es wirklich existierte, ein mittelmäßiges sein müßte. Jeder Autor sollte das auf sein Buch anwenden, was Mäzen vom Menschen sagt:

Debilem facito manu,
Debilem pede, coxa,
Tuber adstrue gibberum,
Lubricos quate dentes, (bedeuten bei einem satirischen Buche die verfehlte Ironie)
Vita dum superest, bene est.

Uebrigens liegt wenig daran, ob mein Junge am geschwinden Schlagflusse oder an der langsamen Schwindsucht stirbt und zu seinen Brüdern versammlet wird, d. h. ob das Buch mit zehn oder zwanzig Fehlern vergessen wird. Denn vergessen wird es doch einmal.

Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas
Regumque turres.

d. h. verdollmetschet: Folio- und Duodezbände stoßen im Kramladen endlich auf einander und geben für den Pfeffer zugespitzte Pyramiden ab, so wie im Gegentheil die ägyptischen Könige in Pyramiden begraben wurden. Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen, vielleicht auch der Lorbeer nicht.

Gegen den Nuzzen der eignen Kritik läßt sich immer genug einwenden. Die Feile — wer hält nicht vor dem widrigen Knarren dieses Instruments seine Ohren zu? — Die Feile erzieht, aber erzeugt nicht Schönheiten, und Shandy hat Recht, dem Augenblikke des Empfängnisses eines Kindes mehr Wichtigkeit als jedem anderen Zeitpunkte seines Lebens zuzuschreiben. Nicht blos der Dichter, auch sein Gedicht wird geboren und nicht gemacht. Jupiter zeugte die Götter, allein die nichtgöttlichen Wesen machte er nur; diese waren das Werk seiner Hände, jene seiner Lenden und Minerva gar das Werk seines Kopfs. Uebrigens gleicht das Genie dem Amor; es ist geflügelt aber blind; und wenn's hoch kömmt, so fühlt es, wie die Polypen, das kritische Licht, aber sieht es nicht. Es kann, wie Könige, nur Reiche erobern, aber nicht regieren. Oder soll es das leztere? Nun so hätte auch Alexander alle die Seelenkräfte eines Weltbezwingers in die Beherrschung böotischer Macedonier einzäunen müssen. Allein dann hätt' er auch die halbe alte Welt nicht erobert und keine neue verlangt. Die Kritik macht die Anzahl der Fehler zwar kleiner, aber auch die der Schönheiten; denn die Zeit, in der das Genie verbessert, verkürzt die, in der es schaffen könnte, und das zu lang gesäugte Kind raubt dem Embryon die Nahrung. — Und was wäre endlich thörichter, als wenn Pygmalion seinen Meißel auf die weiche Brust seiner athmenden Statue sezte, um die zu

große Brustwarze zu der Kleinheit zuzuspizzen, die Winkelmann im ersten Theile seiner Geschichte der Kunst, als den ersten Reiz eines schönen Busens den Künstlern angepriesen! Nein, der entzückte Schöpfer wird, statt einer so kalten Kritik zu fröhnen, sich an die schlagende Brust seines Geschöpfs anschmiegen und über die Liebe die Kunst vergessen. „Ohe! jam satis est!“ werden Sie rufen. Nur dieß noch. Mit jenem ganzen langen Geschwätz entschuldige ich freilich nur das Genie, und nicht seine Nachahmer. Diese dürfen sich nicht die Fehler von jenem erlauben; diese sind die Glieder, von denen jenes das Haupt ist — allein die Regeln der Reinlichkeit verzeihen nur dem Kopfe die Hegung eines bekannten Ungeziefers, aber nicht den übrigen Gliedern. —

Ich schikke Ihnen mein Buch, nicht nur, um Sie an Ihre Wohlthaten zu erinnern, sondern auch um Ihre Kritik darüber einzuholen, d. h. vielleicht, ich bin so eigennüzzig, damit Ihre Wohlthaten nicht vergelten, sondern vermehren zu wollen. In Ihrer Kritik oder was einerlei sein wird, in Ihrem Tadel, auf den ich mich freue, weil der Ihrige nicht schmerzhaft allein, sondern auch unterrichtend ist, — wie H. Kantor Grässel in Schwarzenbach den Jungen die Buchstaben mit demselben Stokke zeigt, mit dem er sie prügelt — in Ihrem Tadel vergessen Sie wenn ich Sie bitten darf, vorzüglich nicht, über die Deutlichkeit oder Undeutlichkeit meiner S k i z z e n zu entscheiden. Freilich kann man das Samenkorn nicht immer so aussäen, daß das Wurzelkeimchen nach der Erde und das Stengelkeimchen nach dem Himmel sieht. Entscheiden Sie ferner, ob die Satire nicht zu bitter ist. Ich glaube übrigens, daß von der Bitterkeit die Satire, wie das Bier, ihren Werth bekommt; nur glaub' ich nicht, daß man wie manche Autoren die Bitterkeit, gleich den Bauern, in Ermangelung des böhmischen Hopfens durch K i e n r u s und

Ochsengalle hervorbringen dürfe. Entscheiden Sie endlich, ob nicht zu oft schimmernder modischer Bombast die Stelle der nöthigen Einbildungskraft einnehme, und ob das ganze Ding nicht gewissen Vögeln (Penguin) gleiche, die glänzendes Gefieder und kleine nackte Flügel haben. — Dieß ist gewiß, wenn das Buch eine schlechte Satire auf andre ist, so ist es die beste auf mich. So gibt der Offizier alle Streiche den Soldaten wieder, die die Spießruthe über den gassenlaufenden Mitkameraden mit Menschlichkeit geschwungen und einen fremden Rükken auf Kosten des ihrigen geschonet. Allein der Rezensenten hab' ich nicht geschonet, ob man gleich von ihnen die Ausübung des jus talionis besorgen muß; obgleich manche Autoren sie, wie die Mexikaner die Flöhe, anbeten, um von beiden nicht Nachts gestochen zu werden. Aber ich schreibe ja gar ein Buch über ein Buch; wie Martorelli über ein antikes Dintenfaß wer weiß wie viele Dintenfässer ausgeleeret: denn er gab über dasselbe zwei große Bände in quarto heraus. —

Haben Sie das exegetische Werk schon beendigt, dessen Vortrefflichkeit Sie mich blos einmal durch einzelne Bruchstükke kennen lehrten? Wenn es schon das Licht der Welt erblickt hätte, so verzeihen Sie mir, daß ich von seinem Ruhme noch nichts weiß — denn ich bin ja kein Theolog mehr, sondern aus dem Paulus ein Saulus geworden. Sie werden sich auch unserer ehemaligen Verabredung in Rücksicht des Verlegers erinnern. Dem meinigen möcht' ich gar zu gern für seine Güte dankbar sein. In dieser Tugend könnten Sie mich unterstüzzen, ob Sie mir gleich die Vernachlässigung dieser Tugend gegen Sie vorrükken könnten. Soll ich endlich mehr schlechte Bücher schreiben, als Sie gute? —

Eben fällt mir aus dem lezten Ihrer schönen Briefe Ihr Versprechen ein, mich für ein Jahr von 365 Briefen mit einem Schaltjahr von Briefen zu belohnen. Sie sind

mir also, wenn wir das beiderseitige jährliche Stillschweigen abrechnen, noch einen Brief schuldig. Auch hätt' ich meinen Fehler gewiß nicht so sehr vergrößert, wenn Sie ihn einmal durch etwas anders als Ihr Stillschweigen bestraft hätten.

Verzeihen Sie übrigens, daß ich in diesem Briefe von niemand als von mir geschrieben — ich bin sonst kein Engländer, der sein Ich mit einem großen Buchstaben schreibt — Verzeihen Sie, daß die Güte des Druckpapiers des beigelegten Exemplars sich so ungleich ist — ich konnte nehmlich die Beendigung des Drucks kaum erwarten und schickte gleich das erste, aber vielleicht nicht das schönste Exemplar zum Buchbinder. Und wie konnt' ich noch länger zögern, mich bei Ihnen aus dem Verdacht der Undankbarkeit zu reißen? — Verzeihen Sie, daß ich Ihnen soviel Langweile gemacht, und verzeihen Sie endlich, daß Sie soviel auf einmal zu verzeihen nöthig haben.

Empfehlen Sie mich Ihrer vortrefflichen Gattin, und küssen Sie an meiner statt den Nikolai in nuce, und auch die übrigen Kleinen, die keine Nikolaiten sind. Zu so vielen Bitten wag' ich's nicht noch die Bitte hinzuzufügen, mich zu empfehlen vorzüglich dem Herrn D. D. und dem Herrn Pfarrer in Schwarzenbach und dem Herrn Aktuar Vogel und dem H. Gevatter Werner. Auf alle diese Bitten sei diese das Siegel; schreiben Sie mir bald einen langen langen Brief. Leben Sie wohl und lieben Sie den, der nie aufgehört hat zu sein

Ihr rc. R.

Leipzig, den 1. Mai 1783.

Geliebtester Freund!

Vergeben Sie mir diese Aufschrift, denn ich vergebe Ihnen dafür die Ihrige „Hochedelgeborner Herr"

Zizero gab einmal auf die Frage „welche Rede des Demosthenes die schönste sei" zur Antwort: „die längste" — Ergo ist Ihr letzter Brief Ihr bester; doch können Sie sich in Zukunft noch übertreffen. Für einen langen Brief weiß ich Sie nicht besser zu belohnen als mit einem kurzen. Eine andere Ursache meiner Kürze werden Sie weiter unten erfahren. Noch ein Bonmot, das aber nicht hieher gehört. Je vous écris une longue lettre, schrieb Boileau an einen Freund, parce qu'il me manque le tems de la faire courte. — Die Wahrheit befiehlt mir jetzt, Ihren Brief zu loben, allein ich gehorche ihr nicht, weil Sie mein Buch zu sehr lobten. Warum vergessen Sie, daß derselbe Weihrauch, in dem sich die Nase wollüstig berauscht, um die Augen Wolken zieht? Doch Ihrem Urtheil über mein Buch fehlet noch die andere Hälfte, der Tadel; Sie schickten das Silber nur früher als die Pillen und der Essigdampf, welcher wohlriecht, kam ein wenig eher an als der Essig, welcher beißt. Ihre Rezension braucht übrigens Ihren schwarzen Rock nicht zum Advokaten; aber der schwarze Rock braucht die Rezension dazu. Mir fällt hier der Juwelier ein, welcher den Diamant in einem Gehäuse von schwarzem Sammt vorzeigt, um die Strahlen desselben durch den Kontrast zu verdoppeln. Sie hüten Ihre wollichte Heerde auf dem Rükken des geistlichen Weinbergs, aber Sie strikken dabei Bücher — auch Apollo hütete einmal eine Heerde, die aber nicht Christo sondern dem Admet angehörte . . . . . Die „Skizzen" haben vom „Lobe

der Dummheit," wie mich dünkt, kaum etliche Bogen geerbt und auf dem Grabe meines Abortus keimten nur einige Nesseln aus seinem Moder auf; die Satire über die Theologen, welche nebst der über den Ahnenstolz die schlechteste ist, hat das meiste, und die Satire über die Schriftsteller, welche die erträglichste ist, das wenigste daraus geborgt. — Das Motto bezieht sich weniger auf meine Satiren als auf meine Denkungsart; auch nahm ich es mehr wegen seiner Schönheit als seiner Angemessenheit. Von mir dürfen Sie nicht die Definizion, aber wohl die Ausübung der Dankbarkeit fordern; allein die Gütigkeit kann ich blos definiren und Sie nur können sie ausüben. Definit: Bonitas est habitus (uti docet quoque Wolf) secundum quem aliquis alicui epistolas scribit **multas**. Den fehlerhaften Egoismus in meinen Briefen müssen Sie auf die Rechnung Ihrer Fragen schreiben, die nur mich betreffen. Den Plan meines Lebens wollen Sie wissen? das Schicksal wird ihn erst entwerfen; mit meinen Aussichten verträgt sich keiner und ich schwimme auf dem Zufalle ohne Steuerruder herum, wiewohl darum nicht ohne Segel. Ich bin kein Theolog mehr; ich treibe keine einzige Wissenschaft ex professo und alle nur insofern, als sie mich ergözzen oder in meine Schriftstellerei einschlagen; und selbst die Philosophie ist mir gleichgültig, seitdem ich an allem zweifle. Aber mein Herz ist mir hier so voll! so voll! daß ich schweige. In künftigen Briefen, auf die ich mehr Zeit wenden kann, will ich Ihnen viel vom Skeptizismus und von meinem Ekel an der tollen Maskerade und Harlekinade, die man Leben nennt, schreiben. Ich lache jezt soviel, daß ich zu denken kaum Zeit habe, ich übe mein Zwergfell auf Kosten meines Gehirns und meine Zähne verlernen über das Beißen das Käuen.

Meine Skizzen haben mir 96 Rthlr. eingetragen. Den zweiten Theil werd' ich theurer verkaufen. Er wird stärker

und gewiß besser als der erste ausfallen. Wie sehr ich von der Menge der Fehler des ersten Theils überzeugt bin, kann ich Ihnen nicht nachdrücklicher beweisen, als wenn ich ihrer im zweiten weniger mache. Diese Beschäftigung ist Ursache an meinem Stillschweigen auf Ihren schönen Brief und an der Kürze und Fehlerhaftigkeit des gegenwärtigen. Vielleicht hält mich dieses dennoch nicht ab, zu Pfingsten in Hof, und was für mich das angenehmste ist, auch in Rehau zu sein.

Befürchten Sie für Ihr Kind von der berlinischen Badewanne nichts! man hätte ja sonst meines im ersten Bad ersäuft. In Berlin passirt jedes Buch die Zensur, wär' es auch so gut, wie das Ihrige; hier kaum eines das so schlecht ist, wie das meinige.

Hier folgt ein Katalogus von einer schätzbaren Büchersammlung. Sollte meine Abwesenheit in die Zeit der Veraukzionierung fallen, so werd' ich Ihre Aufträge schon durch einen guten Freund besorgen lassen. Eh' Sie mir in Ihrem künftigen Briefe danken, daß ich Ihnen den Katalogus geschickt, so zanken Sie mich vorher aus, daß ich Ihnen die vorhergehenden nicht geschickt; aber Ihren Dank verdien' ich weniger als Ihren Unwillen. Sie gaben mir sonst Bücher; und ich geb' Ihnen dafür nur Verzeichnisse derselben.

Ihre lieben Kleinen werden, hoff' ich, die Blattern überwunden haben. Ich fürchte nicht, daß diese Stelle meines Briefs in Ihrem Herzen auf eine Wunde trifft, an der die Zeit noch heilt. — Sagen Sie Ihrer Gattin meine Empfehlung mit einem Kuß.

Ich schließe. Antworten Sie bald; ich möchte Sie noch einmal lesen eh' ich Sie sehe. Leben Sie wohl! Ich weiß nicht warum ich so wehmüthig werde, daß ich wei-

nen möchte. O! man weint nie angenehmer, als wenn man nicht weiß warum . . . Lieben Sie

Ihren Freund R.

Hof den Juni 1783.

Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Ich danke Ihnen für die Bücher, die ich hier zurücksende, und für Ihre neuliche Gesellschaft, deren Genuß nur immer die so oft unterbrachen, die Ihnen so wenig gleichen. Ihre zwergartigen Bücher hab' ich schon aufgezehret und mich daran für neue hungrig gelesen — den Balzak ausgenommen, dessen Lesung nicht die Menge, sondern die Kleinheit und Einförmigkeit seiner Schönheiten nicht selten verleidet. Die Titel derer, um die ich Sie bitte, heißen:

Zweiter Theil des la Bruyere. — Hirschfeld von den gesellschaftlichen Tugenden. — Fueßlin's Kirchen- und Ketzerhistorie. — Pope's Werke, fünfter Theil. —

Wäre Pope französisch geschrieben und fehlte mir ein Lexikon in derselben Sprache, so würd' ich meine Bitte um ein Lexikon in das Gleichniß einkleiden: ein deutscher Schlüssel sperret kein französisches Schloß. Allein da er englisch geschrieben, so muß ich Ihnen blos in simpelm Deutsche sagen: daß mir zur Lesung desselben mein Lexikon fehlet, das ich in Leipzig gelassen. Könnten Sie das Ihrige auf einige Zeit entbehren, so würd' ich Sie darum bitten. Im entgegengesetzten Falle bitte ich Sie um Schönfeld's Landwirthschaft, anstatt um den Pope. —

Die abscheuliche Gestalt dieses Wechselbalges von Brief rechnen Sie einer Reise auf etliche Stunden an; der Apollo

wirft auf die Gasse zu viele Strahlen, um welche meinem Kopfe mitzutheilen, d. h. das schöne Wetter verursacht diesen schlechten Brief. — Haben Sie schon Bücher aus dem Aukzionskatalog sich ausgezeichnet? — Hier folgt auch ein Theil meiner Exzerpten, dessen Inhalt Sie im Register übersehen können. Sie werden finden, daß Young nicht blos weinen, sondern auch lachen kann, und daß er mit seinem Flügel eben so gut verwundet als fliegt. — Ich dankte Ihnen eben für Seelenspeise; hier unten muß ich auch Ihrer Gattin für die leibliche Speise danken. Sie speiset Ihre Freunde so gut, als Sie einmal das Publikum speisen werden. — Der enge Raum befiehlt mir, Ihnen nicht mehr Langweile zu machen, sondern gleich zu versichern daß ich bin

Ihr warmer Freund R.

P. S. Das Postskript ist dem Briefe das, was die Doxologie, die Luther als Mönch nicht betete, dem Vaterunser ist. — Ich erinnere mich noch Ihrer Exzerpte, aus denen Sie mir einmal vorgelesen. Sie sehen, was für ein Vielfraß ich bin; sogar nach Ihrer Bibliothek in nuce nach wizzigen Quintessenzen lange ich.

Hof den 25. Juni 1783.

Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Ich verstehe Ihren lezten Brief nicht vollkommen; allein auf das, was ich errathen, muß ich antworten. Wenn mich meine Beobachtung nicht ganz trüget, so sind Sie darum unwillig auf mich, weil es Ihre Freunde sind und Sie würden eine solche Kleinigkeit, wie eine Kleidung ist, Ihrer Bemerkung nicht gewürdigt haben, hätten es nicht andere gethan. Diese „andern" würde ich

darum hochachten, weil Sie sie zu achten scheinen; allein diese Herren von Schwarzenbach verdienen, soviel mich eigne kurze Erfahrung und fremdes Urtheil gelehret, Ihre Achtung so wenig, da ich zu dem Herrn *. und dem Herrn *. und dem Herrn *. in Rücksicht meiner sagen könnte: „Lieben Leute! die ihr euch in einem unbekannten Winkel der Welt aufblaset, weil alle übrigen Frösche, die um euch sizzen, sich nicht so dick aufblasen können, und weil ihr die Nachtigallen, die ihr aus jenen Gebüschen schlagen höret, mit Quaken akkompagniert, statt daß eure schlechtern Brüder die Ohren in Schlamm eingraben — lasset doch einem andern seine Narrenkappe, ungeachtet sie der eurigen wenig gleichet; eure wäre ja für meinen Kopf zu eng geschnitten und eure Verbrämung derselben nachzuahmen verbietet mir mein Beutel. Ihr ließet auf eure Schellen einen schönen Affen mit einem langen Schwanz nach dem Leben stechen; haltet mich aber darum für keinen Affen, weil ich auf die meinigen einen bessern Affen, nämlich einen Orangutang gepräget. Ihr sagt ja so oft, jeder Mensch darf seine eigne Vernunft haben; warum soll nicht jeder seine eigne Narrheit haben?" Verzeihen Sie mir diesen Ton, den Sie in kurzem vielleicht selbst anschlagen werden. Ich bin diesen Leuten so feind, weil sie die Veranlassung Ihres kleinen Unwillens gegen mich geworden, und ich muß dem meine Liebe versagen, der mir die Ihrige stiehlt.

Für alles das, was ich hiermit zurückschikke, sage ich Ihnen meinen Dank, der desto größer sein muß, da Sie zu der Zeit gütig waren, wo Sie unwillig waren und Ihre Wohlthaten mir da nicht entzogen, wo ich sie wenig zu verdienen schien. Wenn Sie unter Einweihung die Erweiterung der Kenntnisse, wie gewöhnlich, verstehen: so hab' ich aus den zurückgeschickten Exzerpten soviel gelernt, daß ich werth bin, aus den übrigen auch noch etwas zu

lernen. — Darf ich zu diesem allen noch meine gewöhnliche Bitte um Bücher hinzufügen? nehmlich um den 3ten Theil von la Bruyere. — Fueßlin's Kirchen- und Kezzerhistorie — oder den 3ten Theil von Schröks Kirchengeschichte. — Chrysal, oder die Begebenheiten einer Guinee — Seneka's Trauerspiele — oder Ninon d' Enklos Briefe.

Leben Sie wohl und verzeihen Sie Fehler, die man oft sich selbst nicht verzeiht,

Ihrem ꝛc. R.

Hof den 22. Juli 1783.

Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Ihren Brief beantworte ich gern und darum früher als Sie meinen beantwortet, denn seine Gründe, die Ihnen öfter Ihr gutes Herz als Ihr guter Kopf diktiert zu haben scheint, und seine Freimüthigkeit, für die ich Ihnen mit nichts als der Erwiederung derselben danken kann, erleichtern mir die Widerlegung d. h. meine Entschuldigung. Jeder Ihrer Kanonen will ich eine Feindin gegenüber pflanzen — wiewohl Sie im Grunde nur mit einer Kanone feuern, und blos durch die veränderte Richtung ihrer Lavette verschiedene Seiten beschießen. Sie irren sich ganz, wenn Sie meine Kleidung für eine bloße brittische Mode erklären; sie ist auch eine Leipziger d. h. eine deutsche. In Leipzig, wo die Mode ihre Erfindungen nicht wie in kleinen Städten aufdringt, sondern nur anpreist und wo jeder sich eben so frei kleidet als er denkt, trugen sich vor etlichen Jahren die meisten so; jezt hat sie nur den Reiz der Neuheit aber nicht der Gewohnheit verloren, und ihre Anhänger unter den Schauspielern und Studenten, und in andern Städten unter den Gelehrten, reichen allemal hin,

einen, der sie noch trägt, in den Augen derer zu rechtfertigen, die die Beurtheilung einer Handlung nicht den eignen Augen, sondern fremden Zungen, nicht gesunden, sondern vielen Augen anzuvertrauen pflegen und das Schütteln der Vernunft durch das Nikken von hundert Paar langen Ohren widerlegt glauben. Ja diese Mode ist eine von den seltnen, auf deren Seite die Vernunft getreten. Denn die Verschneidung der Haare erspart Geld, Zeit, Verdruß und befreiet vom Friseur, nach dem sich die Ausgänge vorher haben richten müssen und der sich alle Morgen eine halbstündige Folterung des Kopfes erlaubt. Und die Offenheit des Busens hindert das Schwizzen, das gefährliche Unterbinden gewisser Adern des Halses und vergnügt durch das Gefühl der bequemen Entjochung. Also trifft es mich nicht, wenn Sie sagen: eine Ameise muß sich wie die andere tragen; denn ich trage mich ja wie andere Ameisen in Leipzig und in Berlin, nur nicht wie die Ameisen in Schwarzenbach an der Saale. — Es trifft mich nicht, wenn Sie meine eignen Exzerpten mir an den Kopf werfen; die Stelle aus dem Young ist noch überdieß nur eine wizzige Sentenz, aber kein Beweis, denn es ist noch die Frage, ob die eignen Thorheiten oder die fremden besser sind — und wenn Sie in Ihrem Briefe mir mit Young zurufen „wenn du unmodisch sein willst, so sei weise" so verfallen Sie und Young in einen Widerspruch mit den vorhergehenden Zeilen. — Die Sprüchwörter sind nur Sentenzen, aber keine Beweise; ja sie beweisen obendrein zuviel. Denn wenn ich nicht wider den Strom schwimmen soll, so wird dieser Strom nicht selten auch meine Tugend scheitern machen — denn das Reich des Lasters ist eben so groß und ausgebreitet, als das Reich der Mode, und wenn ich mit den Wölfen heulen soll, warum soll ich nicht mit ihnen rauben? Die Schüsse des Seneka treffen noch weniger; sein Witz leuch-

tet auf der Zündpfanne und die Entzündung desselben droht mit einer Kugel, womit er die Flinte zu laden vergessen. Sequere vitam meliorem quam vulgus, non contrariam; aber warum denn? und wenn nun vita melior und contraria oft Synonymen wären? Ferner publici mores sind immer den boni mores entgegengesetzt; es läßt sich also eine Temperatur zwischen beiden nicht so leicht treffen. Non populum in te vitae novitate convertas: thue ich das? Und Seneka's non oder ne beweiset ja nicht, daß man es nicht thun dürfe. „Ist die Schale verunstaltet, so leidet auch der Kern" sagen Sie; aber warum denn? und ferner ist ja noch erst auszumachen, was an der Schale Verunstaltung ist. Sie halten das am Diogenes für eine Verunstaltung, was Rousseau, Wieland, und der vortreffliche Verfasser der Antoinette für eine Verschönerung halten. Raubt diese sogenannte Verunstaltung diesem großen Manne seine lebhafte Philosophie, sein gutes Herz, seinen lehrenden Witz, seine Tugenden? Sie raubte ihm nichts; aber sie gab ihm Ruhe, Unabhängigkeit von fremden Meinungen und von quälenden Bedürfnissen und die Unverletzbarkeit, auf deren Bewußtsein er die Bestrafung jedes mächtigen Lasterhaften wagen konnte. Großer Mann, danke Gott, daß du in einem Jahrhundert geboren wurdest, wo man deine Weisheit noch bewunderte, statt daß man sie im jezzigen bestrafen würde. Ins Tollhaus würden die Tollen den einzigen Klugen führen; aber du würdest das Tollhaus, wie, nach Seneka's Ausspruch, Sokrates den Kerker veredeln! —

„Der Maler wird durch Beleidigung des Kostume lächerlich" dieß ist wahr, aber in Beziehung auf mich nicht passend, sondern nur wizzig. Um Gleiches mit Gleichem zu vergelten dürft' ich nur sagen: die Gewändermaler sind nicht die größten in ihrer Kunst, sondern die, deren Pinsel nicht dem Schneider, sondern Gott nachschafft und

nicht Kleider sondern Körper malet. Aber was geht mich der Maler an? Seine Geburten können blos durch Gestalt, d. h. durch Schale gefallen; aber ist dieß meine Bestimmung? brauch' ich mit meinem organisierten Koth zu gefallen? kaum wenn ich heirathen wollte!! Uebrigens hab' ich ja oben bewiesen, daß ich das Kostume nicht beleidigt. — Sie sagen „die Ameisen bringen die Ameise um, die sich nach ihrem eignen Kopfe trägt" — dieß paßt wieder nicht auf mich, denn ich erkrieche mir von keiner Ameise ein Amt, hänge von keiner ab, sondern lebe in meinem eignen Loche und von meiner eignen Arbeit. —

Warum ich nicht nackt gehe? — a) weil mir die Gesezze es verbieten, die die Beleidigung der öffentlichen Sittsamkeit mit Tollhaus oder Gefängniß ahnden; aber hierin kommt es nicht auf meinen Willen, sondern auf mein Vermögen an. Ich darf also nicht nackt gehen; aber bekleidet gehen, wie ich will, das darf ich. b) weil mir es außer der Obrigkeit auch mein Körper verbietet, den für seine Entblößung die hiesige Abwechslung von Kälte und Wärme, Regen und Sonnenschein hart genug bestrafen würde. c) weil ich die Gesellschaft aller derer, die Kleider tragen, entbehren müßte. Eine solche Entbehrung würd' ich nicht verschmerzen können, da ich alsdann von allen denen, die ich belachen muß, um satt zu werden, niemand mehr hätte als mich selbst. Ich könnte noch tausend Unbequemlichkeiten, welche gänzliche Nacktheit vor meiner jezzigen Bekleidung voraus hat, anführen; allein ich schneide die fernern Beantwortungen ab, die Sie eben so sehr ermüden würden als mich selbst. —

„Die wahre Philosophie will nie, daß sich andere nach uns richten, sondern daß wir uns nach andern richten" sagen Sie endlich; aber verlang' ich denn, daß sich andre wie ich tragen sollen? Und eben darum müssen auch diese andern nicht verlangen, daß man sich wie sie tragen soll.

Bin ich ihnen anstößig, so sind sie mir auch anstößig; das klügste ist also, nur sich, aber nicht dem Nachbar die Schellenkappe zuzuschneiden.

Ueberhaupt halte ich die beständige Rücksicht, die wir in allen unsern Handlungen auf fremde Urtheile nehmen, für das Gift unsrer Ruhe, unsrer Vernunft und unsrer Tugend. An dieser Sklavenkette hab' ich lange gefeilt; aber ich hoffe kaum sie jemals ganz zu zerreißen. So begehe ich z. B. eben darum in Leipzig mit Absicht sonderbare Handlungen, um mich an den Tadel andrer zu gewöhnen; und scheine ein Narr, um die Narren ertragen zu lernen. Hierin sind Sie anderer Meinung, das weiß ich, aber ich wollte Sie durch diesen Brief auch nicht bekehren: sondern mich nur rechtfertigen. Immerhin mögen Sie künftig glauben, daß ich aus falschen Gründen handle, wenn Sie nur nicht glauben, daß ich ohne Gründe handle. — Ueberhaupt scheint mir dieser ganze Brief so lächerlich, daß ich mich vor mir selbst wegen des Inhalts desselben nur durch Ihr Beispiel entschuldigen kann. Durch eben dasselbe werden Sie die Freimüthigkeit desselben entschuldigen. Sie erschrekken mich mit einem so lauten „Schach dem König!“ daß ich über das Spiel den Spieler vergaß und nichts zu verhüten suchte als die Entthronung meines Königs. Da übrigens das Disputieren in so vielen Stükken mit dem Schachspielen übereinkommt, indem man dort mit Ideen auf Papier und da hölzerne Figuren auf dem Bret gegen einander zu Felde stellt, so hoffe ich, daß die beiden Sachen auch darin einander ähnlich bleiben werden, daß sie die Entzweiung der Spieler nicht über die Dauer der Veranlassung verlängern. Die besten Freunde zanken sich bei dem Spiel; allein sobald die Spieler das Schachbret — den campus martius — zur Aufbewahrung der versöhnten Krieger zugeschlossen, so schließen sie ihre Herzen auf und trinken in freundschaftli-

cher Gesprächigkeit das bittere Lagerbier mit der Aufmerksamkeit, der sie vorher nur das Spiel gewürdigt. Das Gegenbild zu diesem Gleichniß darf nicht bloß Ihren, es wird auch meinen Brief verschönern; und selbst, wenn Sie Ihre Toleranz nur auf heterodoxe Meinungen, nicht auf heterodoxe Kleidungen ausdehnten, so würd' ich Sie im ersten zu sehr nachahmen, als daß ich Sie im andern nachahmen und gegen die nicht tolerant sein sollte, die es nicht sind.

Dem Präludium Ihres Briefs bin ich auch ein kleines Akkompagnement schuldig. Die Leute, die Sie Mükken nennen, werd' ich nie für Mükken, wenigstens nicht in Beziehung auf mich ansehen. Auch hieß ich sie nur Frösche in Rücksicht auf Nachtigallen, aber nicht in Rücksicht auf mich, der ich nicht einmal zu einem Hänfling d. h. zu einem Echo der Philomelen tauge. Ich bin mit dem Stolze dieser Personen über das Dasein ihrer Verdienste einig; aber ich bin nur nicht mit ihrem Hochmuth über die Anzahl derselben einig; ihr Stolz muß Recht haben, denn sonst würden Sie ihre Gesellschaft ganz vermeiden; allein ihr Hochmuth kann doch nicht Recht haben, denn sonst würden Sie sie nicht Mükken schelten.

Sie vergleichen Sich mit dem Kato; in der Größe des Ernstes, aber nicht in der Anwendung desselben mögen Sie ihm ähnlichen; denn eben dieser Mann war so wenig der Resonanzboden fremder Mäuler, daß er nach dem Essen (wie Plutarch berichtet) ohne Unterkleid und barfuß auf dem Markt spazieren ging — und noch überdieß als Konsul.

Hier folgen Ihre Bücher, von dem gewöhnlichen Dank und der gewöhnlichen Bitte begleitet. Die Briefe der Ninon sind (nach dem Augenschein und der Geschichte, davon der erste ein testis ocularis und die andere eine testis auricularis ist) apokriphisch und gehören einer an-

dern Mutter. Die Ninon verheirathete sich weder mit einer sublunarischen Mannesperson, noch mit dem supralunarischen Phöbus, sondern ließ sich von beiden blos augenblickliche Genüsse ihrer Reize abstehlen und gebar daher weder Bücher, noch Söhne und Töchter, sondern nur wizzige Einfälle und Bastarde. — Eben so ist la Bruyere nicht der Vater, sondern höchstens der Großvater des dritten Theils seiner Karaktere, der an Witz, Satire und Menschenkenntniß blos der Stiefbruder des andern ist. — Man traktiert gewöhnlich Leute, von denen man auf eine lange Zeit Abschied nimmt; da ich in meinem künftigen Briefe auch Abschied nehmen und in vierzehn Tagen Hof auf lange verlassen werde, so hoff' ich von Ihnen, daß Sie meinen Geist noch einmal mit Ihren Büchern traktieren. Der Küchenzettel der geistigen Speisen wäre folgender:

etliche neue Bände der Chronologen, deren Verfasser die Britten so sehr hasset wie Sie. — Merkwürdigkeiten der Kalmükken — Sulzers Theorie der schönen Künste ꝛc. erster Theil. — Schrökh's Kirchengeschichte, zweiter oder dritter Theil.

Drei leere Seiten sind eine starke Versuchung für mich, allerlei Dummes von mir zu geben, allein mein Kopf ist jezt zu erschöpft, sie auszufüllen, und ich bin des Schreibens müde wie Sie satt des Lesens. So wie der Buchbinder die Zahl der vollgedruckten Blätter mit einem leeren krönet, das vielleicht nicht leerer ist als die vollen: so mag das lezte Blatt meines Briefs das Amen der drei andern sein. Vielleicht würde ich noch diese Seite wenigstens bis zum ersten Viertel sich vergrößern lassen, wenn ich dem Zurufe des Balzak folgte, der mir anräth an eine spizzigere Pointe zu spießen

Ihren ꝛc. R.

Hof d. 26. Jul. 1783.

„Lieber Gott! Wie Einen der Mensch plagt! Wär' er doch nur wieder in seinem Leipzig!" Diese drei Ausrufungen wird Ihnen der Anblick meines Briefes abgedrungen haben, noch eh' Sie ihn gelesen. Kaum, daß Sie seinen Vorgänger angehöret, beantwortet und befriedigt, kaum daß Sie mich mit fünf Schüsseln zu guter Letzt traktieret, so schreie ich gleich gefräßigen Kindern nach der Mahlzeit von Neuem um Brod. Ja, was noch mehr ist, ich komme mit meiner vierten Bitte um tägliches Brod überdieß am Sonnabend angezogen, den die Geistlichen, gleich den koptischen Christen, so gut, wie den Sonntag feiern, mit Ausnahme derjenigen, die in ihrem Kalender sechs Ruhetage und einen Werkeltag und mit Ausnahme Ihrer, der Sie sieben Werkeltage und keinen Ruhetag zählen. Die Nothwendigkeit wird die Zudringlichkeit, die sie veranlaßte, auch entschuldigen. Denn ungeachtet die Prolegomena auf die Osterfeiertage, die bei den Katholiken in leiblichen, bei den Protestanten in geistlichen Fastenspeisen, d. i. Passionspredigten bestehen, schon längst beendigt sind, so macht doch mein jezziger Aufenthalt in Hof, meine Seele die Fastenzeit wiederholen, weil hier an geistiger Nahrung eine solche Theuerung ist, daß hier, wie in Samaria, sogar ein Eselskopf dreißig Silberlinge gilt. Das einzige Mittel also, Leipzig ein wenig zu vergessen, ist, Hof zu vergessen und Rehau nicht zu vergessen.

Beinahe vergesse ich über diesem Geschwätz meine Bitte, die darin besteht, daß Sie mir alle Register über die A. D. B. — zu schikken belieben möchten. In einer Satire sind sie mir unentbehrlich; ich hoffe daher, daß Sie den, dem Sie schon lange das vielbändige Buch ge-

liehen, auch das Register darüber, d. h. nach den Speisen mir auch den Küchenzettel geben werden.

Auf Ihren lezten Brief antworte ich Ihnen nicht schriftlich, sondern mündlich. Warum wollen wir gleich großen holländischen Kaufleuten durch Briefe Schach spielen und uns der Unbequemlichkeit aussezzen, erst durch die Post erfahren zu können, wie der Gegenpart das neuliche „Schach dem König!“ auspariert habe, da wir den Spaß an einem Tische vornehmen können. — Freilich wird durch Briefe das Spielen erleichtert, aber auch verlängert.

Das Sprüchwort sagt: „Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt.“ Zu Ende des lezten Briefs sprach ich von Pointen, und siehe! es kam eine. Mein jezziger macht davon eine Ausnahme, ich rede davon und es kommt keine, sondern ich schließe mit der unwizzigen aber aufrichtigen Versicherung, daß rc.

Hof den 16. August 1783.

Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Ungeachtet eine Zeit von etlichen Tagen mich von Ihnen um 17 Meilen weiter entfernen wird, so brauch' ich doch in diesem Briefe keine Abschiedspredigt zu halten oder zu schreiben. Siebzehn Meilen machen uns einander nicht abwesender als es seit meinem Hiersein zwei Stunden thaten; ich sah Sie seither eben so wenig als ich Sie künftig sehen werde und von Hof aus sprach ich mit Ihnen eben so oft durch das Sprachrohr der Briefe als von Leipzig aus geschehen wird. Wir gleichen den Vikariern, welche die Gewohnheit haben, mit einander nur in einer gewissen Entfernung zu reden. Oder vielmehr ich gleiche ihnen. Sie werden hinzusezzen: „Richtig! und

zwar darum gleichst du hierin den Vikariern, weil du ihnen in einer andern Sache gleichest. Diese Leute sollen eine grobe Stimme haben, die bei ihnen die Wirkung der genannten Gewohnheit ist" — die aber bei mir die Ursache jener Gewohnheit ist. Unfigürlich: ich besuche Sie selten, weil ich fühle wie wenig ich Sie in der Nähe unterhalte, da ich doch andere in der Nähe unterhalte wie ich Sie in der Entfernung unterhalte und in einem Gespräche wenigstens nicht weniger Witz anbringe als in einem Briefe, sollte dieser Witz auch nur zehnlöthig sein. Der Ursachen davon sind wahrscheinlich mehrere als ich errathe. Vielleicht nehmlich darum, weil man über den Genuß des Vergnügens gern die Wiedererstattung desselben zu vergessen pflegt und den immer am wenigsten unterhält, der einen am meisten unterhält. Vielleicht darum — weil unsre Uebereinstimmung in den meisten Meinungen mit dem Widerspruch zugleich das Vergnügen, das er gewährt, aufhebt. Der Streit ist der Stahl, welcher den Witz hervorschlägt. Man streichle die schwarze Kazze gerade den Rükken hinunter, so wird ihr Fell nicht einen einzigen Funken von sich sprühen: aber wenn man das Streicheln vom Schwanze anfängt und die Hand den Haaren entgegenführt, so springen die Funken davon, die ich mit wizzigen Einfällen vergleiche. Vielleicht endlich darum — um doch der „Vielleicht darum" ein Ende zu machen — weil ich mir das Verhältniß, worin ich sonst mit Ihnen stand, zu wenig aus dem Sinne schlagen kann, als daß ich einer weniger ernsthaften Laune den Zügel schießen zu lassen vermöchte. Sobald die Laune ihre Luftsprünge machen soll, so müssen ihr vorher die Fesseln der Höflichkeit abgenommen worden sein, die eben soviel Ungelenksamkeit als Schmerzen verursachen. Die Laune gleicht den Vögeln, welche blos im Freien singen und ungeachtet sie nicht wie der Quäker Kriege hasset, so hasset sie doch, wie

er, Höflichkeit. Doch warum such' ich die Ursachen eines Fehlers auf, den vergeben zu müssen Sie sobald nicht Gelegenheit haben werden und den Sie mir vielleicht williger verzeihen als ich? — Da mir jetzt der Witz fehlet, den Dank für die seither geliehenen Bücher einzukleiden: so mag er nackt auftreten, wie ich denn überhaupt mein Herz so sehr zu enthüllen pflege wie den Busen, der es verhüllt. Zur Verhüllung beider kann mich blos die Kälte zwingen. Vielleicht muß der, welcher die natürliche Gestalt seines Herzens enthüllt, eben das mit der natürlichen Gestalt seines Kopfes thun. Von diesem letztern mag diese Seite ein Zeuge sein, so wie es vom erstern die übrigen sind. Denn gegen manches Wetterkühlen meines Wizzes in diesem und meinen andern Briefen möchte die Kritik viel einzuwenden haben; und es geschieht auf Unkosten des Geschmacks, daß ich in einem Brief jeden Einfall, wie die Gelehrtenbuchhandlung jedes Buch, aufnehme.

Haben Sie meine Exzerpten durchgelesen?

Da in Leipzig ein Heer von Geschäften meinen Kopf erwartet, so werd ich Ihnen vielleicht nicht gleich schreiben können. Nur ahmen Sie mich hierin nicht nach, da Sie Ihr Stillschweigen weniger entschuldigen können; sondern machen Sie Ihren ersten Brief zur Hebamme meines ersten. —

Empfehlen Sie mich Ihrer Gattin, leben Sie wohl mitten unter den vielen Leuten, die nicht wohl leben und schreiben Sie nicht blos heute, sondern auch künftighin bald an Ihren ꝛc.

Leipzig den 24. Oktober 1783.

Hochehrwürdiger ꝛc.

Zum Briefschreiben hat mir seit meinem Hiersein eben so sehr die Zeit gefehlet als Ihnen vielleicht der Wille. Auf das Büchelchen, das ich hiermit übersende, hab' ich sie weniger als auf die Satiren gewendet, die sich von meinen gedruckten an Bogenzahl, Titel und vielleicht auch Werth unterscheiden werden. Auch sind Sie mir einen Brief noch schuldig; und dieses ist schon der zweite, den ich Ihnen borge. Ihr gänzliches Stillschweigen lässet mich fast andere Ursachen fürchten als die, die Sie gewöhnlich mit Ihren Briefen geizig machen. Ihre Antwort erst kann mir diese Furcht benehmen, die den gegenwärtigen Brief troz meiner Geschwäzzigkeit abkürzt. — Ob dieses Bändchen, das kleiner, das theurer (ich bekam zum Honorarium 126 Thlr.) ist als das erste, auch besser ist als das erste, werden Sie in der Antwort zu entscheiden nicht vergessen, unter deren Erwartung ich bin Ihr ꝛc

---

Leipzig den 12. März 1784.

Hochehrwürdiger ꝛc.
Von den Todten wieder auferstandener Freund!

Was für ungerechte Anlässe lieh ich nicht seither Ihrem langen Stillschweigen vor und nach meinem letzten Briefe! Bald ließ ich es aus Ihrem Unwillen über die Hartnäckigkeit entstehen, mit der ich der brittischen Kleidung meines Körpers, sowie meiner Gedanken anzuhängen fortfuhr;

bald aus Aeußerungen in meinen Briefen, die Sie durch eine mißgedeutete Gestalt beleidigt hätten; bald endlich gar aus der Unähnlichkeit des zweiten Theils mit dem ersten *) durch die ich Ihren Beifall verscherzet haben könnte. Und unter allen Veranlassungen, die ich mir ersonnen, vergaß ich doch auf die wahre zu fallen. Ich dachte gar nicht daran, daß Sie mich auch wohl nur blos könnten vergessen haben. Diese angenehme Belehrung verdank' ich Ihrem so schönen Briefe, der sie mit der zweiten aber ungleich angenehmern begleitet, daß Sie sich meiner wieder erinnert haben. Gewiß! Sie mögen in Zukunft Ihr Stillschweigen noch so sehr verlängern, es bringt mich nicht mehr dahin, an Ihrer Freundschaft zu verzweifeln; nur Ihr Gedächtniß werd' ich anklagen und höchstens Ihre bekannte Abneigung vor dem Briefschreiben. Der Cardinal Quirini gewann durch sein unablässiges Briefschreiben den Namen Cardinalis epistolaris; er soll aber sehr mittelmäßige Briefe geschrieben haben. Ich wünschte, daß Sie eben weil Sie demselben in dem letztern Stükke so unähnlich sind, ihm in dem erstern ähnlich zu werden trachten möchten. So lange Sie also Ihre Besserung, d. h. die Erfüllung dieses Wunsches noch aufschieben werden, so lange muß ich Ihnen den Namen eines Polygraphen, mit dem Sie sich am Ende Ihres Briefs zu früh geschmeichelt, geradezu abschlagen und kann, falls ich nicht auf Kosten der Wahrheit loben soll, Ihnen weiter nichts als den Namen eines Kalligraphen zugestehen. —

Doch Sie schreiben ja statt der Briefe Bücher! Und in der That, dieser Ersatz wäre vortrefflich und Sie folgten meinem Beispiele mit einer Wirkung, welche derjenigen gerade entgegengesetzt wäre, mit der ich es gäbe. Nur

*) Der Grönl. Processe. A. D. R.

vergeben Sie mir einen kleinen Zweifel *) an der Geburt Ihres Kindes so lange als ich von ihm nur den Namen kenne. Bei den Katholiken wird oft (vermittels einer Sprizze) das Kind früher getauft als geboren und gelangt früher zur Wiedergeburt als zur Geburt. Vielleicht daß auch Sie Ihr Buch früher betitelt als gemacht wenigstens niedergeschrieben hätten. Der ungläubige Thomas will also die Verkörperung eines Geistes, der ihm nur in Ihrem zu leben dünkt, blos der Betastung mit seinen eignen Händen und der Betrachtung mit seinen eignen Augen glauben. Und er wünschte recht sehr, Sie dergestalt in Harnisch zu bringen, daß Sie ihn für seinen Skeptizismus durch seine Nachahmung Christi sobald als möglich zu beschämen und zu bestrafen eilten. — Die Gegenstände, worüber Sie raffinieren wollen, werden jedem gefallen, denn es ist zu schwer darüber etwas neues zu sagen, als daß es nicht doppelt überraschend sein sollte, darüber doch etwas neues zu lesen. — Für einen Verleger sorgen Sie jezt nur nicht. Da indessen diese Leute eben so ungläubige Thomasse im Werthe Ihres Buches sein werden als ich es im Dasein desselben bin, so werden Sie vielleicht meine Ueberzeugung von dem leztern doch wenigstens darum beschleunigen, um von dem ersten jene zu überführen, die mein Urtheil über Ihr Werk übertrieben zu finden nur dann aufhören können, wenn sie es übertroffen gefunden. — Blos die Geschwindigkeit, mit der ich diesen Brief schikken wollte, ist schuld, daß ihn das Buch noch nicht begleitet, das Sie verlangen und um das ich mir keine mißlungene Mühe zu geben hoffe. Noch gewisser geb' ich mir keine uneigennüzzige, da ich dadurch die Geburt Ih-

*) Geben Sie ihn Ihrer Verzögerung schuld, Ihre exegetische Arbeit zu Stande zu bringen.

res Buchs, das ja ich auch zu lesen bekomme, beschleunige. —

Ein Paar Worte von meinem! Ihrem Tadel desselben fehlet zur völligen Richtigkeit nur größere Strenge oder doch Deutlichkeit. Er trifft erstlich die Wahl und dann die Behandlung der Materien, wiewohl Sie den Tadel der letztern in den Tadel der erstern ganz verlarven und verschleiern. Allerdings hätte ich — nicht zwar gar keine schriftstellerischen Thorheiten, aber doch — nur solche zu geißeln wählen sollen, die weniger allgemein sind und die mehr interessieren, denn warum ich es überhaupt that, sagt die Vorrede deutlich: ich gebe mich so lange mit den Büchern ab, als ich die Menschen noch nicht genug kenne, sie belachen zu dürfen und zu können. Dazu kommen ja in der Bittschrift um Thorheiten nur blos wieder solche Gegenstände vor, die den Kunstrichter nicht allein interessieren können. Da Sie aber doch diese Satire nicht von Ihrem Tadel ausnehmen, so schließe ich, daß er außer der Wahl der Materie auch die Bearbeitung derselben versteckt angreife. Und Sie haben Recht, wenn Sie von den drei ersten Satiren etwan behaupten, daß darin des gezwungenen Wizzes zuviel, die Aehnlichkeiten zu entfernt, der Ausdruck zu dunkel sei. Ich bin dieser wizzigen Wollüste selber satt: nur zu sehr entstellen sie sogar auch meine vorigen Briefe an Sie. O wie lange muß man sich doch vom falschen Geschmakke irre führen lassen, wenn man keinem Freunde begegnet, der uns zum wahren Geschmack zurückbegleitet! Ja, wollte es auch einer, würde man ihm folgen? Gewöhnlich folgt man nur seinen eignen Erfahrungen. Leider! ist aber zwar die Erfahrung eine gute Schule; allein sie fordert nur so entsetzlich viel Schulgeld! — Ich war eben im Begriff zu sagen, daß die Bittschrift um Thorheiten von diesen schimmernden Mondflekken größtentheils gesäubert sei und daß ich daher der Hoffnung

lebe, Sie haben in Ihrer kritischen Konduitenliste auf sie keine Rücksicht genommen. Fürchteten Sie aber dennoch, daß sie denen, die Ihnen nicht ähnlichen, zu schwer zu lesen käme, so würden Sie mich fürchten machen, daß meine künftigen Satiren, die in eben diesem, ja in noch einem versteckter ironischen Tone geschrieben sind, noch schwerer scheinen würden. Ueber diese Bittschrift erwart' ich also noch Ihre deutlichere Kritik. Zu Ostern kommt kein dritter Theil heraus; aber wenigstens vor Michaelis ein ganz neuer und sehr dikker Band andrer Satiren, unter einem neuen Titel. —

Wie bald würden wir überflüssigen Stoff zu Briefen bekommen, wenn ich Ihre Raffinerien früher und noch in seinen Windeln kennen lernte. Wie wollten wir dann nicht disputieren!

Was ich Ihnen noch schreiben könnte, beträfe den montgolfischen Klimax, der in Leipzig immer zum Antiklimax ausartet. Aber Sie werden es schon aus den Zeitungen wissen, daß den leipziger Luftkugeln die Leichtigkeit und das Brennbare sehr fehle, wiewol ich darum keinesweges diese beiden Gaben den Köpfen der leipziger Belletristen will abgesprochen haben. Ueberdieß muß ich mich dem Willen der h. Inquisition in Lissabon fügen, die die Verfertigung der Luftbälle und sogar das Reden darüber untersagt haben soll.

Es ist glaub' ich schon ein Jahr, daß ich Sie um eine schriftliche Sammlung von den Thorheiten zu bitten versuchen wollte, die Sie etwan an Ihren Amtsbrüdern, an Pfarrern und Schriftstellern, zu Gesichte bekämen. Ich würde damals diese Bitte an Sie erstlich mit meiner Entfernung von theologischen Dingen und zweitens mit dem Rechte der Satiriker, die Schwarzröcke zu ihrem Schwarzwildpret zu machen, vielleicht haben rechtfertigen wollen. Und ich würde auch noch jetzt diese Bitte um Mitthei-

lung theologischer Thorheiten wirklich wagen; besorgte ich nur nicht, daß Ihnen ihre Erfüllung durch die Seltenheit, mit der die Narrenschellen nur hie und da auf theologische Perükken verstreut sind, gar zu sehr erschwert würde. Indessen könnten Sie durch eine für mich veranstaltete Sammlung derselben, wüchse sie auch noch so langsam an, doch den größten Gefallen thun Ihrem ꝛc.

Hof den 16. Nov. 1784.

Hochehrwürdiger ꝛc.

Es hat nicht viel gefehlet, so wäre ich statt dieses Briefes selbst gekommen, denn ich bin nun schon wieder in Hof. Aber ich weiß kaum, ob ich mit dem Bewußtsein der Saumseligkeit, mit der ich Ihre Aufträge ausrichte oder vielmehr nicht ausrichte, Ihnen unter die Augen treten darf und Ihr künftiger Brief wird mir erst der Erlaubnißschein zu einem Besuche sein. Der Erfolg, den meine Bemühungen um den Verkauf Ihrer Bücher hatten, ist nicht sehr geschickt, Sie von dem Eifer, womit ich ihn betrieben, zu überzeugen. Denn ich konnte bei keinem Antiquar die größere Sammlung anbringen; nicht blos an den Preis stießen sich die meisten, sondern überhaupt die Leichtigkeit, mit der sie durch immerwährende Aukzionen zu allen Büchern kommen können, macht sie gegen diese Anerbietungen gleichgültiger. Einzelne Bücher freilich, z. B. der Pokak, ein gewisses Museum ꝛc. würden sie gern nehmen; aber das würden Sie nicht wollen. Die a. Deutsche Bibliothek und den Häberlin will Ihnen H. v. Oerthel abkaufen, wenn er zu Ostern nach Hause kommt. Aber ich habe noch das Schlimmste zu entschuldigen, oder vielmehr nur zu beichten. Den Katalog Ihrer Bücher hab'

ich jetzt nicht mitbringen können, weil — ich will es nur gerade herausgestehen — weil er nicht in Leipzig ist. Ein Dresdner Antiquar, der die Messen besucht, hat ihn mir mit fortgenommen. Wenn Sie ihn nicht abgeschrieben haben und nicht folglich seine Stelle, bis wir ihn wieder erhalten, durch einen andern vertreten lassen könnten, so hab' ich wahrlich nicht den Muth, zu Ihnen zu kommen. Ich wünschte fast, Sie verstellten, um mich zu beruhigen, sich ein wenig in Ihrer Antwort auf dieses; wenn Sie können, so treiben Sie die Verstellung so weit, daß Sie mir das Lob ertheilen, daß ich mich jederzeit als Ihren gehorsamsten Diener — unterschrieben; denn wahrlich als so einen bewiesen hab' ich mich noch niemals.

Wenn Sie einem, der weder Bücher Ihnen kauft, noch verkauft, doch noch welche zu lesen geben können; so würde ich Sie bitten um Klopstok's Gelehrtenrepublik — um den 2ten oder 3ten Theil von Fueßlins Kezzerhistorie — um Bielefeld's Staatswissenschaft oder um das neueste Register zur A. D. Bibliothek. —

Ich bin mit weniger Hoffnung, daß Sie mir soviel auf einmal, Bitten, Fehler und Entschuldigungen verzeihen werden, in größter Hochachtung ꝛc.

Hof den 11. Dezember 1784.

Hochehrwürdiger ꝛc.

Mein Bruder wird Ihnen die vier Lehrmeister in der Serviette getragen bringen, die Sie meiner Belehrung gütigst verwilliget. Ihre Bibliothek ist meine Akademie und ich darf bei allen Ihren Büchern Kollegien hören, die ich obendrein gratis bekomme. Allein in Ihrer Bibliothek ist die Stelle eines Professors, der mit theologi-

schem Raisonnement zugleich Witz verknüpfet und der Theologie statt ihres schwarzen Rocks ein schönes Gallakleid schenket, seit Erasmus Tode unbesetzt geblieben; und wahrhaftig diese wichtige Stelle darf nicht länger ledig stehen als höchstens bis zur künftigen Ostermesse. Ich ersuche daher Ew. Hochehrwürden, daß Sie mich zum Muster im Fleiße sich vorstellen und nicht so gar saumselig als es leider Ihre Gewohnheit ist, in der Verfertigung jenes Professors, mit dem Sie jene Stelle längst hätten besezzen sollen, zu Werke gehen möchten: denn ohne meinen Nachtheil kann ich die Hörung eines solchen Professors wohl nicht länger anstehen lassen.

Den Latitudinarius und seinen Antagonisten hab' ich von Leipzig verschrieben und hoffentlich sollen sie nicht zu spät anlangen.

Ueber eine Vignette Ihres Buches hab' ich nachgedacht; aber bisher hab' ich — vielleicht weil ich weiß, daß ich ja noch länger darüber nachdenken kann — noch nichts als dieß herausbringen können: Ein Adler (eine heraldische und naturhistorische Anspielung zugleich!) müßte mit seinen, dem Lichte offnen Augen gegen die Sonne fliegen. Sie stünden dort und gäben dem Verfasser der Berliner Briefe entweder ein Seherohr in die Hand, oder stächen ihm den Staar, um ihn fähig zu machen, mit seinem Blikke dem Fluge des Adlers zu folgen. Oder wollen Sie dafür eine Nachteule sezzen, die dem steigenden Adler nachzusehen versucht? — Uebrigens sollt' ich beinahe hoffen dürfen, daß es mir so schwer nicht werden würde, Ihnen in der Folge noch verschiedene Erfindungen mitzutheilen, die wenigstens eben so dumm als die gegenwärtige wären.

Jetzt kommt meine alte Bitte wieder, um folgende Bücher: Pragmatische Geschichte der Mönchsorden — denjenigen Theil des (vortrefflich übersetzten) Plato, worin seine Republik befindlich ist, den zweiten, glaub' ich. A. deut-

sche Bibliothek. 59. B. 1. St. oder auch des jezzigen Anhangs 1. oder 3. Abtheilung. — Bielefeld's Staatswissenschaft. — Den Pausanias oder Plinius Naturgeschichte.

Schikken Sie mir außer diesen Büchern noch etwas, was mir lieber ist, als manches Buch und was in der That ein geschriebenes Buch ist, wiewohl nur zwei Blätter stark, nehmlich einen langen langen Brief. Ich wünschte, ich hätte Zeit genug, dem meinigen einen schönern Körper (wiewohl wir beide haben das jüdische Zeremonialgesetz schon abgeschüttelt und brauchen unsere Briefe nicht mehr zu beschneiden) und eine schönere Seele zu geben; besonders wünscht' ich, ich hätte außer der Zeit auch Witz genug, der Versicherung eine neuere Wendung zu geben, daß ich bin 2c.

P. S. Meine Mutter räth mir an, die Höflichkeit doch nicht so ganz aus den Augen zu sezzen, sondern ein schönes Postskript auszufertigen und in demselben Ew. Hochehrw. glückliche Feiertage zu wünschen; ich stelle aber meiner Mutter vor, daß ich Ihnen lieber glückliche Wochentage wünschen will, deren es doch mehre gibt. Dafür ersuche ich Ew. Hochehrw. daß Sie auch höflich sind, und mir Verschiedenes wünschen, unter andern dieß, daß ich oft von Rehau Briefe bekommen möge; jedoch kein Wunsch trifft ein. Ihrer lieben Gemahlin, die ich jezt mit einem h schreibe und an welche ich Sie mich zu empfehlen bitte, wünsch' ich zum neuen Jahre, daß ein gewisser Herr Richter aus Hof selten nach Rehau komme, denn der verursacht stets Beschwerlichkeiten, er mag kommen oder schreiben und will immer was haben, bald Essen, bald Bücher, bald gar — Briefe. Einige Leute schließen ihre Postskripte mit Adieu.

Hof den 17. Februar 1785.

Hochehrwürdiger ꝛc.

Die Wiener sezzen auf ihre Anschlagszettel: „Heute wird ein brillantes Feuerwerk gegeben, wenn es die Witterung zulässet.“ Diesen Zusatz sollte jeder von ihnen borgen, der nicht zum Lügner werden will. Ich z. B. hätte so an Sie neulich schreiben sollen: „ich will Ew. Hochehrwürden nicht belügen, falls es die Witterung zulässet.“ Denn die Witterung ließ es wirklich nicht zu, daß ich Ihnen die Abhandlung am vergangenen Donnerstag schon schickte. Indessen wird diese Verzögerung dem Drukke derselben nichts schaden; denn Sie könnten sie immer noch nachschikken, wenn auch der übrige Theil des Manuskripts schon fort wäre.

Büste und Paste sind himmelweit verschieden, so verschieden wie etwan ein Haubenkopf und ein Louisd'or. Eine Paste ist eine erhobne Gipsabbildung und gewöhnlich so groß wie ein Thaler und eben so gestaltet.

Ihre neue Vergrößerung des Titels „für raffinierte Theologen“ scheint mir der Kürze und dem Auffallenden des simpeln Titels „Raffinerien“ etwas zu entziehen; auch scheint dieser Zusatz mir entbehrlich zu sein. Endlich müßte es statt *raffinierte* wohl *raffinierende* heißen, so wie man nicht *gedachte*, sondern *denkende* Köpfe sagt.

Noch ein Wort von der Wilddieberei, der sich Ew. Hochehrw. unglücklicherweise zu ergeben scheinen und für die Sie die Strafe des Strangs ganz wohl verdienen dürften, denn ich kann Ihrer Hoffnung nicht beitreten, daß man Sie wegen fünf gestohlenen Gleichnissen nicht hängen könne. Ich glaube vielmehr, es gibt keine vernünftigere Halsgerichtsordnung als die einiger Wilden, von der ich

neulich gelesen. Je größer nehmlich der Werth des Diebstahls ist, desto gelinder bestrafen sie ihn; denn, sagen sie, desto größer war die Versuchung und desto schwieriger der Sieg darüber und desto verzeihlicher die Niederlage. Je geringfügiger hingegen der Gegenstand des Diebstahls ist, mit einer desto größern Strafe rächen sie ihn. Wenn Sie das überlegen und besonders den Punkt nicht aus den Augen lassen, daß Sie nicht einen Pope oder sich selbst (in diesem Falle würd' ich selbst für eine mildere Bestrafung Ihres Raubens sein) sondern mich bestohlen haben, so werden Sie leicht begreifen, warum ich es recht sehr wünsche, daß man Sie wegen des Diebstahls einer so werthlosen Sache aufhängen möchte wie D. Dodd.

Ich bitte Sie um folgende Bücher:

Pfenniger's Appellazion an den gesunden Menschenverstand. — Spalding über die Nutzbarkeit des Predigtamts oder auch um seine Predigten in Kasualfällen. — Montaigne. — A. D. Bibliothek den 58. Band. — Herder's Briefe zweier Brüder Jesu — oder des deutschen Merkur's erste Bände. — Schrökh's Kirchengeschichte, zweiter Theil. — Pope's Briefe. — Bielfeld, zweiter Theil.

Ich bin unter einer Empfehlung an Ihre Gemahlin rc.

Hof den 20. März 1785.

Die Christen des vierten Jahrhunderts (und noch jetzt thun es die griechischen) löschten in der Vigilie vor Ostern alle Lichter aus und zündeten mit Feuer, das sie für himmlisch hielten, eine gewisse Kerze an, die sie cereus paschalis hießen. Ich habe diese Aehnlichkeit geschickt und ungezwungen an den Lokken herbeigezogen, um Ihnen zu sagen, daß es sich wohl für Ihren Verleger schickte, sich einige Mühe zu geben, daß ich Ihr Buch zu Ostern bekäme, von dem ich den Gebrauch eines geweihten **Osterlichtes**

machen würde, um dabei zu sehen. Wenn ich ein Jude wäre, so würde ich wohl gar Ihr Osterbuch mit einem Osterlamme vergleichen, dessen Genuß ich begehrte.

Von den vielen Büchern, die ich aus meinem Leihhaus des Wizzes, ich meine aus Ihrer Bibliothek entlehnet habe, schikke ich Ihnen einige dankbar zurück. Da Ihre Freigebigkeit beinahe so wächst wie meine Zudringlichkeit, so bitte ich Sie noch recht sehr um folgende:

Lohensteins Werke. — Makrobius. — Gresset. — Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit

und — in dieser Bitte erfüllen Sie mir so viele als zehn zugleich — Müllers Zenturien rerum memorabilium, wenn ich anders den Titel von dem großen Folianten richtig behalten habe, der soviele unbekannte Merkwürdigkeiten aufbewahret. Auch hab' ich, um seinen Transport zu erleichtern, meine zwei Brüder auf einmal geschickt.

Ich bin ꝛc.

Hof den 6. Juli 1785.

Hochzuverehrender ꝛc.

Ihren neulichen Brief zeugte ein sehr mißlauniger Augenblick, mit nichts waren Sie darin zufrieden und mit Ihrem Buche sogar nicht. Das arme Kind! Für Ihre Zufriedenheit kann es nur die Zufriedenheit derer entschädigen, die es kennen lernen werden. Aber wann kommt es zu mir? zu jedermann geht es jezt und nur mich schließet es aus? Zulezt raffinier' ich über Raffinerien. Uebrigens lassen Sie sich von einer Täuschung nicht berükken, die nur zu oft den Autor gegen sein Buch einnimmt. Er will nehmlich sein Buch bei jeder Durchlesung schön finden, die er doch vielleicht schon zum 10ten, 12ten Male

wiederholet. Allein keine Schönheiten halten einen so häufigen Genuß und das beste Buch verliert für uns durch Wiederkäuung seinen Wohlgeschmack. Glauben Sie daher nicht, daß Ihr Buch dessen Reize auf den Vater wenig Eindruck machen, auch uns andere unempfindlich lassen müsse; wir sind ja nicht der Vater, sondern die Liebhaber des Mädchens.

Gern vereinigte ich, wie Sie mir erlaubten, den Genuß des Halbsommers mit dem Ihrer Gesellschaft, aber nicht jedes Vergnügen ist in unsre Macht gestellt. Ersezzen Sie mir daher Ihre Gegenwart durch einen längern Brief und söhnen Sie sich eben sowohl mit Ihren Raffinerien aus, als mit Ihrem rc

---

Hof den 13. Juli 1785.

Hochehrwürdiger Herr Pfarrer.

Und hier würde noch jedermann hinzusezzen: verdammter Herr Verfasser der Raffinerien, der von den Synoden in der That mit gar zu wenig Schonung redet; denn in Hof weiß jeder, daß Sie raffinieret haben und ich denke, keiner, der hier dumm ist, wird es billigen können, daß ein Priester, der blos *glauben* sollte, zu *raffinieren* wagt. Wie aber ein Regent seine Münze mit Kupfer versezt, um ihr die Härte zu geben, die sie zum Umlauf tüchtig macht, so versezt man allzeit die Wahrheit mit einigen Lügen, um sie zum Kurs besser zuzubereiten; man sagt hier nehmlich, daß Sie, der H. Pfarrer in Schwarzenbach und ich — eine Art von heterodoxer Dreieinigkeit — die Raffinerien gezimmert haben; indessen gelten Sie doch für den Hauptvater und einige wissen von dieser *Tripelalliance* nichts. H. Meier, der Buchhändler macht jedem Käufer Ihres Buches weiß, daß es in

Ungarn gedruckt worden; z. B. dem H. Superintendent ließ er diese Lüge sagen, da selbiger es neulich kaufte. — Ich habe von demselben bis jetzt nichts lesen können, als die kleinen Aufsäzze, die mir (wie z. B. der über die Ehescheidung) in Rücksicht des Gehaltes und des Tones vortrefflich vorkommen: denn ich gebe es überall zum Lesen herum; Oerthel bekam es zuerst und jetzt hat es H. Trogenprediger Müller.

Mich dünkt, Sie würden die Pfarr Selb wohl bekommen haben; allein Sie hatten — und daran sind Sie schuld — sie verdienet. Selten wird man einem Manne eine Beförderung abschlagen, von dem man gewiß weiß, daß er ihrer nicht werth ist; zum Unglück war aber dieß eben der Fall bei Ihnen nicht. Man steigt, glaub' ich, zur Ehre und zum Reichthum hinauf entweder auf Galgenleitern, oder auf geheimen Treppen, oder auf Sturmleitern (mit Gewalt) aber selten auf dem Gradus ad Parnassum. Sie hatten wahrscheinlich nur diese leztere Leiter anzulehnen und deswegen stehen Sie noch unten.

Ich hätte beinahe vergessen, Ihnen für das Geschenk Ihres Buches schriftlich zu danken; aber ich werde nicht vergessen, Ihnen dafür thätiger zu danken, wenn ich Ihnen (aber nicht bald) selbst ein Buch von mir übersende.

Ich schikke Ihnen von den vielen Büchern, die ich von Ihnen habe, nur einige; und wage Sie doch noch um folgende sehr zu bitten:

Plato's Republik, die ich, da ich sie nicht bewohnen kann, wenigstens unaufhörlich anschauen will.

A. Deutsche Bibliothek 59. oder 60. oder 61. Band. — Demosthenes Reden. — Brittisches theologisches Magazin. — Recht der Natur von Puffendorf oder auch Breitingers kritische Dichtkunst.

Endlich glauben Sie nicht, raffinierender Freund, daß

es Willkühr ist, wenn ich mir das Vergnügen, Sie zu besuchen, versage: sondern Nothwendigkeit ist's. Ich bin in Erwartung einer langen Antwort ꝛc.

Hof den 10. September 1785.

Hochehrwürdiger und hochgelehrter Herr,
Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Ich habe Ihnen hier drei Titel beigeleget, von denen keiner wahr ist, als blos der mittlere; denn da Sie reiten, einen Sporn tragen und Billard spielen und raffinieren, so sind Sie kein Geistlicher. Uebrigens hoff' ich, daß unser neuliches Hahnengefecht — in England bewaffnet man die Hähne, eh' man sie auf einander hezzet, mit Sporen — keinen von uns dauerhafte Wunden gekostet haben möge; wäre aber dennoch eine bei Ihnen noch nicht zugeheilet, so biet' ich Ihnen meine Hausapotheke an, wiewohl es besser wäre, wenn Sie lieber freudig in den Teich zu Bethesda sprängen.

Um ein gutes Buch zu machen, muß ein guter Autor da sein; aber es nur zu bessern, dazu gehöret blos ein mittelmäßiger. — Eier legen kann nur eine Henne, aber sie ausbrüten und reif machen, das kann auch Hühnerkoth, das kann ein Hund und ein Kapaun. Ich erinnere Sie an die Erlaubniß, die Sie mir versprochen, Ihr Hühnerkoth sein zu dürfen; außer der Hausapotheke, die ich Ihnen eben angeboten, steht Ihnen also noch ein Brutofen für Ihre Raffinerien zu Diensten. Sollten Sie auch noch nicht viel von Ihrem Buche zu Stande gebracht haben: so werden Sie doch wenigstens — Nichts fertig haben und um dieses ersuch' ich Sie.

Ich bitte Sie, schikken Sie mir nur auf eine kurze Zeit

meine Abhandlung über die vielen Religionen zurück; sobald ich sie werde gebraucht haben, sollen Sie sie wieder haben, um sie besser zu brauchen.

Meine dritte Bitte ist um folgende Bücher:

Vergleichung des Menschen mit den Thieren. — Grazians homme de cour. — Alexander ab Alexandro de genialib. dieb. — La bibliotheque choisie de le Clerc. T. I. — Nikolai's Reisen. Fünfter Band.

Ich sage nicht mit Cicero „cura ut valeas," sondern vale ut cures. Leben Sie wohl, als wenn Sie in Utopien wären. Ich bin mit vollkommenster Hochachtung ꝛc.

Hof den 28. Dezember 1785.

Ich bin sehr zum Schlagflusse geneigt; wenigstens will ich es hoffen, denn wäre das nicht, so säh' ich auf keine Weise ab, wie ich dann den Rath der Aerzte gut auf mich zu ziehen vermöchte, daß Schlagflüssige nicht lange rückwärts sehen sollen. Hier versteh' ich unter rückwärts sehen — in die Vergangenheit sehen. Doch eine Unwahrheit, die ich in ihr antreffe, will ich wegschaffen, weil sie Sie auf meine Kosten belog.

Ich habe nehmlich an der Erdichtung, daß Ihr Gaul gestorben wäre, nicht den geringsten Antheil gehabt und anstatt zu belügen wurde ich vielmehr selbst belogen. Denn zu der nehmlichen Zeit, da der Pfarrer in Schwarzenbach Ihnen diese Erdichtung überschickte, schrieb mir der H. Aktuar die, daß Ihr Fuchs seine irdische Hütte geräumt habe. Sie können sich also nicht an mir, sondern mit mir rächen.

Mir hätte längst einfallen sollen, daß es besser gewesen wäre, wenn Sie den Titel Raffinerien nicht von raffiner hergeleitet, sondern damit auf die Zukkerraffinerien in Hamburg z. B. angespielet hätten: diese säubern den Zukker

und Ihre die Orthodoxie, die mit dem leztern übrigens wenig Aehnliches hat. Doch Ihr zweiter Theil erlaubt Ihnen noch den Widerruf.

Ihr zweiter Theil will wahrscheinlich sich in Hof nicht eher sehen lassen als in der übrigen Welt und als gedruckt: ich werde daher, um ihn im Flügelkleide kennen zu lernen, selbst zu Ihnen reisen müssen: wenn Sie und Ihre Gattin es erlauben, so zögere ich nicht.

Ungeachtet der Igel nicht erst ein Stachelhalsband bedarf, um gehörig stechen zu können, so werd' ich doch Ihren raffinierenden Satyr mit Vergnügen von meinem begleiten lassen und Ihnen eine Satire auf die geistliche Kleidung machen, wenn Sie nur vorher über die Beschaffenheit, von der Sie sie verlangen, sich deutlicher erklärt haben.

Sie sind der Papst, von dem ich in dem für die Seele so nahrlosen Hof von Zeit zu Zeit eine wohlfeile Fastendispensation einhole; ja Sie gehen weiter als der Papst, Sie geben selbst die Speise, die Sie erlauben; diesmal vielleicht nun diese:

Bibliotheque universelle. Tom. II. et choisie Tom. II. — Schröths Biographie. Dritter Theil. — Haereticorum catalogus. Tom. II. — Allg. Deutsche Bibliothek. Erster Band. — Belisaire, oder auch Lightfooti horae hebraicae.

Hof den 7. Februar 1786.

P. P.

Unter die P. P. gehören auch die Titel, die Ihnen der Adreßkalender nicht ertheilt und die der Kopf und das Herz sich zueignet. Bei andern Menschen übersezze ich die P. P. in praetermissis praetermittendis.

Neues hab' ich Ihnen nichts zu berichten, außer et-

man daß sich die Nachricht von der wirklichen Zerstörung Hofs am 11ten Februar leider immer mehr zu bewähren scheint. Ich will wünschen, daß in diesem kurzen Raum zur Buße wir uns beide aufrichtig bekehren; besonders muß man wünschen, daß die Frau Pfarrerin selig werde, welche bisher zu viel Verstand für eine Christin hatte und daher durch ihren guten Kopf den Himmel einzubüßen waget, den sie durch ihr gutes Herz verdienen mag. Uebrigens geschähe mir der größte Gefallen, wenn ich noch nicht sobald in den Himmel käme, denn ich hätte gern vorher noch einmal den in Rehau genießen mögen, wo ich so frei leben durfte und von keiner Höflichkeit zum Reden gezwungen wurde, wenn ich schweigen wollte. Ging aber das Erdbeben gar nicht vor sich und wären wir so glücklich, daß wir nicht erschlagen und verschüttet würden, so spräche ich Ihnen vielleicht in der nächsten Woche wieder zu und frisierte am Kopfe Ihrer geistigen Kinder weiter, denn zuweilen lässet sich einer sein Haar von einem andern schön aufdrehen und mit falschen Lokken zieren, nicht weil er selber nicht frisieren kann sondern weil er es aus Bequemlichkeit nicht mag.

Leben und schlafen Sie wohl. Ich bin seit meinem zwölften Jahre mit besonderer Hochachtung.

Hof den 18. Dezember 1786.

Sie sollten mich aus allen Kräften prügeln, denn ich werfe mich Ihnen zu einer Zeit, wo die Geistlichen ihre 12 herkulischen Arbeiten abthun, heute mit einem Briefe und morgen oder übermorgen mit meinem eignen Körper in den Weg. Ich sollte an so etwas gar nicht denken. Allein an Ihre Bücher hätt' ich eher denken sollen, von denen hier nur ein Paar einlaufen, bis ich Ihnen selber

mehrere bringe. Gleichwohl möcht' ich Sie um ein Paar Bändchen von Wielands Gedichten angehen.

Und um einen Brief von Ihnen. Wenn dann jemand in meiner Gegenwart es als etwas besonders anmerken will, daß die h. Dreieinigkeit an den h. Dominikus vom Himmel aus, und Galen an den Paracelsus von der Hölle aus, wirklich Briefe abgelassen: so kann ich meine Hände zusammenschlagen und ausrufen: was will das sagen, hat ja sogar am 18. Dezember — so wunderbar es auch klingt — einen wirklichen Brief vom H. Pfarrer in Rehau erhalten Ihr ꝛc.

Töpen den 15. März 1787.

Lieber Herr Pfarrer!

Ich mag so sehr mit Ihnen im Stillschweigen um die Wette streiten, so werd' ich doch von Ihnen überholet. Und diesen Vorrang gönn' ich Ihnen weniger, als jeden andern.

Wahrscheinlich haben Sie — sonst hätten Sie mir es geschrieben — die Rezension Ihrer Raffinerien in der Literaturzeitung noch nicht gelesen; auch ich nicht, aber gehört hab' ich, daß sie ihren Tadel, dem kein Buch entläuft, doch durch ein größeres Lob rechtfertigte, das sie vorzüglich den Aufsäzzen des zweiten Theiles zuwog. Mich sucht der Rezensent einigemale beim Barte anzufassen und dadurch meinen unfrisierten Kopf zu erschüttern, allein Sie wissen recht wohl, daß ich wie die Griechen eben darum keinen Bart trage, um daran nicht vom Feinde gepackt zu werden.

Ich sende Ihnen hier außer einem Bücherverzeichniß, das ich mir von Ihnen nebst den herausgezeichneten Büchern, um es weiter zu geben, heute zurückerbitte, auch

Ihre eignen nach Hause. Ich hoffe, nach und nach in der Jurisprudenz (zumal da ich jetzt neben einem ganzen Repositorium juristischer Bücher sizze) so weit zu kommen, daß ich beweisen kann: ich habe von Ihnen so oft Bücher erhalten, daß es offenbar ein Recht und keine Gefälligkeit sein könne und daß eine servitus librorum mittendorum mit Grund zu vermuthen stehe. Ich bitte Sie um folgende: 1. English Miscellanies. — Derhams Physikotheologie — 3. Einen Band von der neuern griechischen Geschichte aus dem Französischen — oder wenn Sie's nicht zu Hause haben, den ersten Band von Plato. — 4. Niemeiers Karakteristik; den Theil worin Jesus Leben ist, oder irgend einen; nicht sowohl für mich als — wenn Sie ihn sich verbindlich machen wollen — für den Kammerrath Oerthel.

Vielleicht seh' ich Sie zu Ostern und ich freue mich auf die neuen Sachen, die Sie mir, wie Christus seinen Jüngern, werden mitzutheilen haben. Wir werden in einem heterodoxen Sinne mit einander dann das Fest der süßen Brote feiern.

Mich fragt jeder, ob Sie nicht fortraffinieren werden? Allein da ein Prediger, der gegen seine Mitkollegen schreibt, außer dem Lohne der Wahrheit doch auch die Strafe seines Widerspruchs erfährt, so wie jeder, der dem persischen Könige (nach dem Aelian) einen guten Rath ertheilte, eine Belohnung in Golde, aber auch eine Strafe mit der Geißel empfing, weil er dem Könige zu widersprechen sich erdreistete, so werden Sie nirgends mehr raffinieren wollen, als in Ihrem Kopfe. Gleichwohl sollte die A. Lit. Rezension Sie wieder anködern.

Leben Sie wohl als einer kann, den durch Bitten um Bücher und hohle Briefe und Drohungen des Besuchs niemand mehr plaget als Ihr 2c.

Töpen den 15. Juli 1787.

Hier send' ich Ihnen den armen hinkenden Epiktet. Ohne ihn wär' ich arm gewesen. Antonin redet zum Herzen, Epiktet zum Kopfe. Auch in diesem wird Ihnen die Widerlegung der theologischen Fabel begegnen, als ob die alten Philosophen die Tugend von aller Rücksicht auf Gott losgetrennt hätten. Ich selber kann jetzt beide weniger als sonst von einander sondern; ohne den Aufblick zum vollkommensten Wesen ist die Tugend kalt, oft ohne Aufmunterung und Flügel, ohne Freude; und das nehmliche Ideal der Tugend, das ich in meinem Kopfe aufgestellet habe und an dem ich jede andere, selbst die göttliche zu prüfen scheine, rundete ja eben erst der Schöpfer selbst; wie soll er nicht das Ideal der Tugend sein können, da er mir erst meines einschuf.

„Die Tugend ist Nachahmung Gottes" wäre eine der erhabensten Vorstellungen, wenn nicht die Kanzeln es zu einer der abgegriffensten gemacht hätten.

Ich habe Lust, Ihnen im nächsten Briefe für folgende Bücher zu danken:

1. den neuesten Theil von Nikolai's Reisen, den Sie zu Hause haben. — 2. den 6. Theil der griechischen Geschichte, wenn Sie auf kurze Zeit könnten. — 3. Derhams Physikotheologie. — 4. Priestley Verfälschungen des Christenthums, den wahren ersten Theil. — 5. Den Stock des H. Kammerraths.

Der leztere lässet sich Ihnen empfehlen und Sie um das Versprechen eines Besuches bitten: denn halten werden Sie es nicht. Seinen Stock hat er nicht; schikken Sie meinen Bruder an den Ort, wo Sie ihn noch vermuthen. Ich bin mit der größten Hochachtung, die ich seit einiger Zeit auch Ihrem Herzen wegen des Antonins schuldig bin, Ihr ꝛc.

Hof den 2. März 1788.

Sie versprachen mir zu schreiben, werden es aber nicht eher thun, als heute nachmittag. Ich versprach Ihnen eine Uebersezzung von Rousseau's Abhandlung über den Selbstmord:*) heute kommt sie. Sie werden beim ersten Theil der Abhandlung bemerken, daß die Beredtsamkeit und Wahrheit zwar die nächsten Nachbarn, aber nicht die nächsten Freunde sind. Ich übersetzte eilig und in kranken Erholungstunden, da die Hypochondrie mich mit ihren Dornenkronen und Zilizien sticht, damit ich aszetische Uebungen habe.

Troz der Hypochondrie oder vielmehr eben ihretwegen überlauf' ich Sie am zweiten Osterfeiertage. Da man sonst zu Ostern Christen schuf und taufte, so ersuch' ich Sie, machen Sie mich zu Ostern auch zu einem. Ich will Sie zum Gegentheil umformen oder vielmehr Rousseau durch seine Lettres écrites de la Montagne, die ich Ihnen hier aus der Oerthelschen Bibliothek leihe.

Ich bitte Sie um recht viele Bände der Bibliotheque choisie, noch mehr aber der universelle. Auch erfreuen Sie mich mit etwas von Ihren neuen Meßbüchern, wenigstens mit dem Barth.

Und mit dem längsten Briefe: denn wenn gleich Christus mit wenigen Broten 5000 Mann sättigte, so können Sie doch kaum — so wenig glükken Ihnen Wunder — mit 5000 Briefen einen einzigen Mann abfüttern, nehmlich Ihren ꝛc.

Hof den 22. Juni 1788.

Unter dem Schaden, den die heurigen Donnerwetter anrichten, ist der nicht der kleinste, daß die Folgen des

---

*) Siehe J. Ps. Literar. Nachlaß B. V. La nouvelle Heloise.

gestrigen mich hindern, heute in Rehau zu sein. Aber am Mittwoch oder Dinstag über 8 Tage soll mich meine Rückreise von Wonsiedel durch Rehau führen.

Sie sind so stumm, daß Sie aus einem Schüler des Zeno ein Schüler des Pythagoras geworden zu sein scheinen und einer in einem Stummeninstitute sein sollten. Sie schreiben keine Bücher, keine Briefe, keine Satiren; ahmen Sie denn Christum nach, der auch nichts that als lehren, und das Schreiben den Theologen überließ?

Ich bitte Sie mit meiner gewöhnlichen Unverschämtheit um: 1. Casauboni annotationes in Baronii Annales. — 2. Semlers neue Versuche über die Kirchengeschichte. — 3. Eichhorns Einleitung ins A. T. — 4. Von Le Clerc, ihrer sind Legion. — und 5. um einen Brief von Ihnen der so lang ist, wie die Nürnberger Meisterbratwurst, nehmlich 300 Ellen.

Wahrlich ich bekomme jetzt leichter gute Bücher als gute Briefe, und Sie auch, da an Sie schreibt mit wahrer Hochachtung ꝛc.

Töpen den 13. Juli 1788.

Wenn Sie werth sein wollen, daß Sie die Sonne — des Stoizismus bescheinet, so kaufen Sie sich ums Himmels Willen zwei Bücher, 1) Kant's Grundlegung zu einer Metaphysik der Sitten und 2) Kant's Kritik der praktischen Vernunft. 1788.

Kant ist kein Licht der Welt, sondern ein ganzes strahlendes Sonnensystem auf einmal.

Töpen den 15. Novbr. 1788.

Ich könnte diesen Brief in drei Worte fassen aber in dreihundert ist's besser; Lange machts in seinem geistlichen

Recht, welches Sie nebst meiner närrischen Wenigkeit noch vor dem Abzuge nach Arzberg sehen sollen, auch so, ob er gleich in den Sachen vortrefflich ist.

Wenn der h. Antonius den Fischen, und Dominikus den Eseln predigte, so werden Sie in Arzberg diese Heiligen in einer Person vereinen und glücklich sein, wenn der Kaplan zu den leztern und der Superintendent zu den erstern Thieren gehört. Der Trogenprediger glaubt das leztere nicht; W. wird jeder Heterodoxie auflauern, sagte er; und Ihnen Ihre Kiele ausrupfen wollen; weil Sie seinen Kiel gemeistert, sag' ich.

Da heute wieder für mich Ziehungstag aus Ihrer Bücherlotterie ist, so wünscht' ich, das Glücksrad (das sonst zehn Menschen rädert eh' es einen höher fährt) drehte mir folgende Bücher heraus:

1) Toaldo über die Witterung. — 2) Mauvillons Aufsäzze über die Staatskunst. — 3) Bahrds Moral. — 4) Einen Band von der Allg. d. Bibliothek. Ich hafte Ihnen mit Geist, Seele und Leib und allem was die Philosophie zu meiner Person rechnet, für die Zurückbringung derselben eh' Sie Rehau verlassen — und eben so 5) Einen Pack Literaturzeitung.

Hier ist der Horus; aber Sie werden bald zu mir sagen: hier ist er wieder, denn es ist nicht viel daran — inzwischen sagen Sie nur dieses zu mir in Rücksicht Kants: denn es ist viel daran.

Leben Sie wohl und freuen Sie sich, daß Sie in einer Welt sizzen, wo Sie über den Johannes predigen dürfen — welches Geld bringt — und über den Johannes schreiben können — welches Ehre bringt; und wo Sie Bücher, Kinder und eine Frau haben, welches bei mir vor dem Jahre 2440 nicht zu hoffen steht. Ich bin mit der größten Hochachtung.

Töpen den 16. Februar 1789.

Wenn ich mir Ihr Bergschloß mit seinem Bergprediger und Ihre romantische, gebirgische Nachbarschaft und Ihre Bibliothek, die weder in Rehau noch sonst wo einen Akzessisten nachgelassen, vormale, so möcht' ich, statt zu malen und zu schreiben, lieber laufen und zwar eben nach Arzberg. Indeß werden Sie bei Ihrem Abendmal bald an eine körperliche Gegenwart glauben, an meine nämlich, blos damit ich die Frau Pfarrerin um Erlaubniß bitte, die Länge des Weges durch die Länge des Bleibens ersezzen zu dürfen.

Da man sich leichter u m, als i n eine Pfarre schreiben kann, so wird wohl Ihre Feder ihr Sabbathjahr feiern und von Raffinieren ausruhen; allein andere Leute verbieten das. Die gelehrte Gesellschaft will zum Bau einer Monatschrift auch Ihre Hand ansprechen. Aber auch ohne den Wekker einer Miniatursynode möcht' ich Sie zum Schreiben, wenn nicht fürs Publikum, doch vorher fürs Pult und mich aufgerüttelt haben.

Beckmann beut Ihrer Bibliothek die seinige an. Da Ihnen die Hände einerlei sein werden, in die Sie Ihren Beutel für Bücher ausleeren, so bitte ich, bevölkern Sie die öden Hände und gönnen Sie ihm von Ihren Bücherlieferungen $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{3}$ $\frac{1}{16}$ $\frac{1}{100}$. Ueberkommt Sie das Bedürfniß eines Verlegers, so werden Sie mit Vortheil Lübeck gegen diesen umtauschen, der nicht nur allen Teufel druckt, sondern auch sogar Arbeiten des Teufels.*)

Ihr Brief siecht außer der Kürze auch noch an dem Fehler, daß er nicht — zu lesen ist. Ich dachte anfangs Sie hätten in sympathetische Tinte eingetunkt und hielt

*) Beckmann verlegte die Auswahl aus des Teufels Papieren.
A. D. R.

ihn ans Feuer, damit die Buchstaben hervorkämen; aber statt der Buchstaben wurde nichts schwarz, als das Papier. Der Himmel gebe, daß Ihre gelbe Tinte so viele Protokolle und andere Banknoten schreibe, bis soviel verschrieben ist, daß eine schwarze geholt wird, blos Ihrer Excerpte und Manuscripte wegen, wovon ich die erstern bei Ihrem Leben lesen, und die andern nach Ihrem Tode edieren will.

Hof den 13. October 1789.

Lieber Herr Pfarrer.

Wenn Sie das Vergnügen kennten, das ich aus Ihren Briefen hole, so würden Sie mir es öfters zuwenden. Ihre Standeserhöhung nach Arzberg that nicht blos den Rehauern Schaden, sondern auch einem Höfer; und ich lese jetzt oft, um dem Herrn Pfarrer in Arzberg seine Viertels- und ganze Pausen im Briefstellen (wie im Bücherschreiben) zu vergeben, die Briefe, die mir ein bekannter Herr Pfarrer in Rehau geschrieben.

Jedes Buch das ich schreibe ist im Grunde ein langer Brief an Sie, aber Sie schreiben weder lange noch kurze mehr. Mein Buch, wenigstens dessen ernsthafter Theil hätte mir wohl einige Marginalien von Ihnen erringen sollen, und Ihr vorletzter wizziger Brief ist wohl seiner Fortsezzung werth.

Beiläufig! Im Repertorio der theologischen Literatur steht in der Anzeige der „Raffinerien" zu deren Lob auf andere Journale verwiesen wird, daß ihr Verfasser Prediger in Baireut sei. Und diese Vermuthung wird den boshaften Prediger in Arzberg so sehr freuen als eine neuere reellere Versezzung.

Ich habe mich enthülset und meinen bisher brochirten Leib in Franzband eingebunden. Meinen Hals presset jetzt das Zilizium und der Ringkragen einer Binde und meine Haare laufen in ein suffixum und einen accentus acutus aus, den man hier zu Lande einen Zopf nennt. Ich merke aber sehr, daß andere Menschen, seit ich meinen alten Adam ausgezogen, gegen mich den neuen bessern angezogen und ich freue mich, die Rathgebungen von Ihnen jetzt zu realisieren, die ich sonst widerlegt hatte.

Seit der Uebersezzung meines Leibes aus dem Englischen ins Vogtländische, reis' ich noch freudiger nach Arzberg unter Ihre Augen nicht bloß, sondern unter noch zwei andere, die schöner sind als Ihre.

„Ich komme bald" sagt die Apokalypsis und ich. Denn ich habe ohnehin blos die Wahl, Sie entweder im Herbst oder im Mai zu sehen, weil der Winter diesen langen Weg verbietet und verbaut. Leider bleib' ich nachher auch mehr als Eine Nacht bei Ihnen.

Sein Sie so glücklich wie Ihre Beichtkinder daß sie Sie haben und schreiben Sie mehr und länger an und über mich. Ich habe die Ehre mich den vier genannten Augen zu empfehlen und bin mit größter Hochachtung ꝛc.

Schwarzenbach den 27. Juli 1793.

Theuerster Freund.

Und wenn ich sagen könnte: zornigster Freund, so hätte niemand die Schuld als ich. Ich wollte Ihnen immer die zweite Ausgabe meines Buchs bringen (denn es wurden zwei gemacht, eine auf Schweizerpapier) — ich wollt' es immer selber überreichen — ich wollte mich immer

bessern — — kurz ich machte es wie mit der Tugend. — Erst heute bekommen Sie es durch einen bessern Briefträger als mich; und morgen können Sie gegen mich predigen.

Ueber das Buch*), das glücklicher war als seine Brüder ohne darum besser zu sein (es geht den Menschen auch so), sag' ich nichts, sondern Sie sollen etwas darüber sagen. Ich weiß nicht, ob sich Ihre Apathie mit dem Pathos dieses Buchs versöhnen wird; und Sie werden mir dasmal statt der Satire, das Extrem ihres Gegentheils vorwerfen.

Ihre Antwort ist für mich eine Amnestie-Akte und ein Gnadenbrief, nach dessen Empfange ich aus meiner Stube in Ihre eilen werde. (Apropos zu meinen Hindernissen müssen Sie eine dreiwöchentliche Reise über Erlang mitrechnen) — Ich werde Ihnen eine ganze philosophische Brieftasche mitbringen, schreiben aber werd' ich nicht eher philosophische Bücher als im Alter, wo man ein philosophisches Leben führt, was meines noch nicht ist.

Empfehlen der Frau Pfarrerin. Ich habe die Ehre — mit der sehnsüchtigsten Erwartung einer Antwort, die nur das Buch, aber nicht den Verfasser kritisiert — mit der wärmsten Hochachtung für meinen ältesten literarischen Wohlthäter zu bleiben, was ich nie aufgehört zu sein. Ihr ꝛc.

N. S. Nehmen Sie die körperlichen Druckfehler weg, eh' Sie die transzendenten vor Gericht ziehen.

*) Unsichtbare Loge.

Hof den 14. Juli 1794.

Nicht Titular- sondern wirklicher Herr Kirchen-Rath!

Die Freundschaft und der Braunkohl schmekken am besten, wenn beide ein wenig in der Kälte gestanden waren. Ich hoffe, unsere ist längst über den November weg und blüht jetzt in dem Monat, wo hier geschrieben und gemähet wird. Sie behandeln mich wie das Publikum — d. h. Sie schreiben nicht. Wahrlich man muß ein Konsistorium, ein ganzes corpus — oft impium — sein, um nur eine Zeile von dem Arzberger Manne zu kriegen, dessen Dintenfaß, wie die Arzberger Schachte, zuzufallen scheint.

Was sagen Sie dazu, daß ich den Sonnabend (den 19. Juli) komme, und zwar — wodurch ichs wieder gut mache — als Begleiter meines Freundes Otto, der Sie lachen und predigen hören will? Sie werden mir meine Ankunft gern für das vergeben, was ich Ihnen mitbringe und meinen lieben Otto froher empfangen als die Wiener einen h. Leib, da das, was er unter der Brust und unter der Hirnschale trägt, nicht bloß in den Höfer Steppen zu den seltenen Gewächsen gehört.

Ich wünschte, daß Sie mich diese ganze Woche hindurch vor Ihrer Frau Gemahlin lobten, damit ich für die Beschwerden, die ich mache, leichter Vergebung erhalte.

Ich habe nach einem langen Intervall wieder das Vergnügen, Sie zu versichern, daß ich mit der vollkommensten Hochachtung bin 2c.

Meine gehorsame Empfehlung an Ihre Frau Gemahlin und Dlle Tochter.

Hof den 21. Oktober 1797.

Theuerster Freund! Ich gehe als Einwohner, und mein Bruder als Student auf Leipzig und ziehe auf immer aus den Gegenden meiner Jugend. Gerade so wie zum erstenmale, da ich als Student nach Leipzig ging, schreib' ich Ihnen zum zweitenmale und mit derselben Beklommenheit, womit man das Maschinenwerk der Lebensbühne allzeit um- und durcheinander schieben sieht. Ihren gedruckten Schätzen, Theuerster, verdanke ich einen großen Theil meiner exzerpierten; und wie kann meine Dankbarkeit für Ihre Liebe kleiner werden. Der Himmel führe im gaukelnden Traume des Lebens immer holde Welten vor Ihr Auge und wende die Nachtluft und die Nachtfröste ab! Leben Sie und die übrigen glücklich, glücklich, glücklich! R.

N. S. Haben Sie den Hesperus und das Kampanerthal gelesen? — Der Aufenthalt Ihrer Bücher bei mir hatte doch den Nuzzen, daß sie nicht mit den veraukzionierten untergingen. Vale, Care, Vale!

Meiningen den 21. Juli 1802.

Unvergeßlicher, wenn auch nicht immer Unvergessener! Die Sünde ist die Strafe der Sünde; die neue Verzögerung die Strafe der alten. So bin ich denn genug gestraft für das böse Schweigen, das ich auf eine so wizzige Zuschrift und ein so wizziges Contra-Exegeticum so lange beobachten konnte. Ihr Geschenk fand mich in Berlin, mitten in den Lustwirbeln der großen Stadt, der Bekanntschaften und der erotischen dazu, die mich im Oktober durch das künftige Wort: „Vater" hindert, in Ihre Gegend zu kommen. Ich wollte mit meiner Frau eine Reliquien-

Reise nach dem klassischen Boden meiner Jugendjahre — und also zu dem Ihrigen auch — machen; sie wird auch gemacht, aber nur um $\frac{1}{2}$ Jahr später.

Ich bitte Sie, mich nicht mit meiner Nachahmung zu strafen, sondern recht bald an mich zu schreiben und recht viel über Ihre geistigen und leiblichen Kinder und über alles was Sie nahe berührt.

Ich habe durch eine zwanzigjährige Festigkeit endlich die Unabhängigkeit und das ganze gelobte Land erkämpft, das anfangs nur eine Wolke war, dann unter einer lag und endlich lebendig da ist.

Wenn ich endlich einmal dazu gelange, mein Leben zu schreiben, so tritt darin früh ein Pastor Vogel in Rehau auf die Bühne.

Das Kapitel Ihres Buchs, das die erste Brodverwandlung (für die 4000) darstellt, ist eins der wichtigsten und besten. Uebrigens würd' ich jetzt — trotz aller Einigkeit über die historische Geburt der Offenbarungen — doch ganz uneinig mit Ihnen über den Werth der Mutter dieser Geburt sein. Es ist wie mit dem Glauben an erscheinende Geister, nicht dessen Objekt ist wahr oder bedeutend; aber der Glaube selber ist eine Geister-Erscheinung, und keine zufällige After-Geburt, sondern ein heiliges rechtmäßiges Kind aus dem Menschenherzen und an der Menschenbrust. —

Grüßen Sie mir meinen alten, immer, nur nicht von mir, verkannten Cloeter und den menschenliebenden Vogel — und alle Ihrige. Vale, ne taceas!

R.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Bei demselben Verleger erschienen:

Jean Pauls, Friedrich Richters,

sämmtliche Werke

60 Bände. 8.

Welche jetzt zu dem herabgesetzten Preise von 25 Rthlr. für die ordinäre, 30 Rthlr für die bessere, 36 Rthlr für die Ausgabe auf französischem und 44 Rthlr. für die Ausgabe auf Velin = Papier geliefert werden

Auch erschien bereits der 1. und 2. Band des Nachlasses, welche den 61 und 62 Band der sämmtlichen Werke bilden, und kosten jeder in der Ausgabe auf ordinär Papier 1 Rthlr., auf besserem 1 Rthlr. 3 Gr. auf französischem 1 Rthlr. 8 Gr. und auf Velinpapier 1 Rthlr. 18 Gr.

Ludwig Tiecks

Schriften.

15 Bände. 8.

Preis auf ordinärem Papier 19 Rthlr., auf französischen 25 Rthlr. und auf Velinpapier 30 Rthlr.

Novellenkranz.

Ein Almanach für dee Jahre 1831, 1832, 1834, 1835,

von

Ludwig Tieck.

Jeder mit 7 Kupfern zu des Dichters Werken.

Der erste enthält den 2. Theil des Dichterlebens und kostet, im herabgesetzten Preise, 1 Rthlr 4 Gr.

Der zweite, für 1832, enthält den Jahrmarkt und Hexensabath, und kostet, ebenfalls im herabgesetzten Preis, 2 Rthlr. Beide Jahrgänge zusammengenommen werden mit 3 Rthlr. berechnet.

Der dritte, den Tod des Dichters enthaltend, kostet 2 Rthlr. 8 Gr. und der vierte und letzte Jahrgang kostet 2 Rthlr. 12 Gr. und enthält die Vogelscheuche.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jean Paul,

Jean Paul's sämmtliche Werke

Bd.: 63 = Lfg. 13, Bd. 3

Berlin 1838

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.635(20#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722172-0